. g. hum.
48 c - 2
Ehrenberg. 7,

Die

Veredlung des Menschen

nach

ihren Hauptmomenten, Bedingungen und Hülfsmitteln.

Für

alle, denen ihre moralische Bildung wichtig ist,

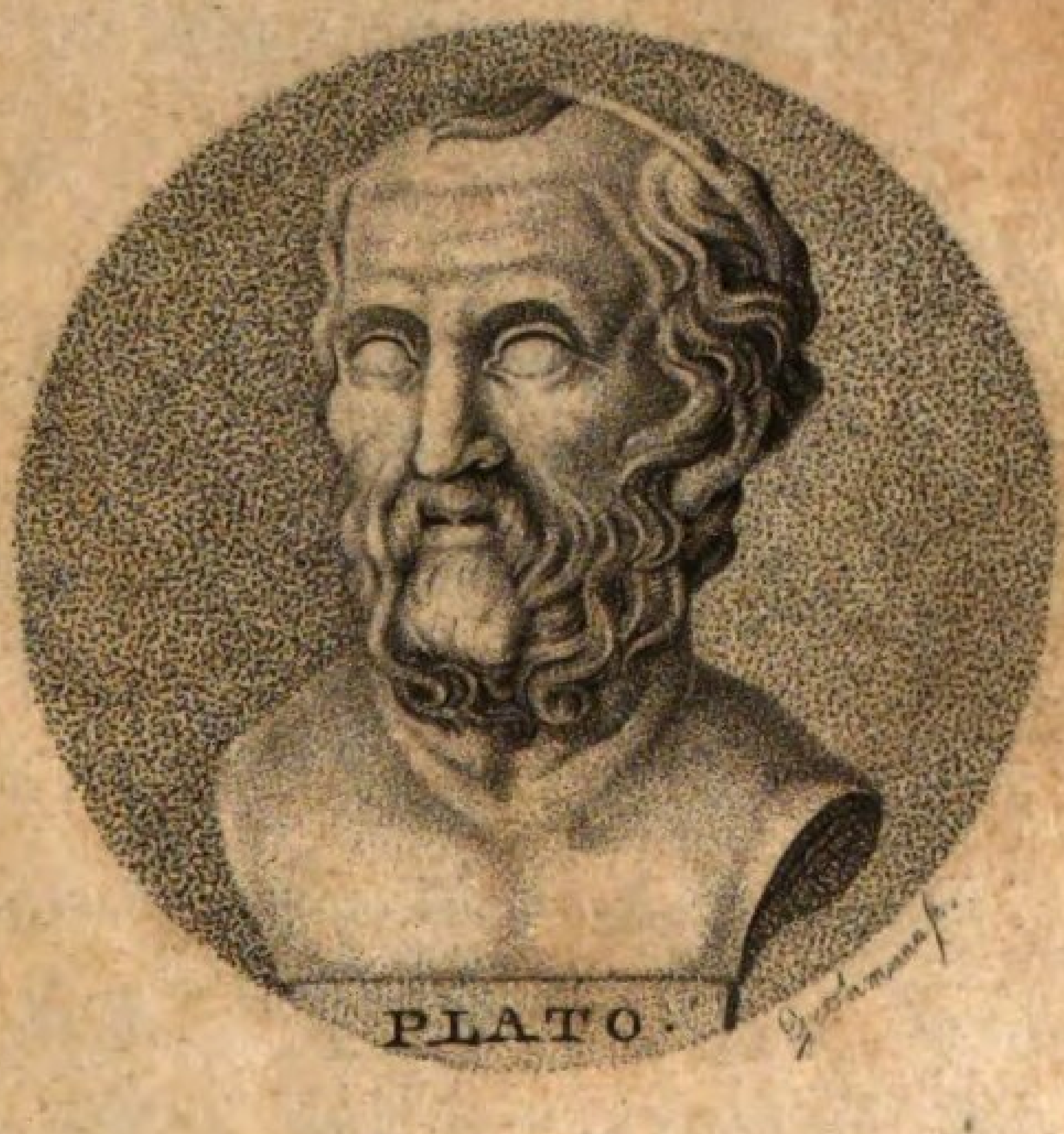
und

besonders für diejenigen, die dazu gesetzt sind,
dieselbe bey andern zu befördern.

Von

Friedrich Ehrenberg,

reform. Prediger zu Plettenberg in der Grafschaft Mark.



Zweyter Band.

Leipzig,
bey E. F. Steinacker 1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zur

Ueberſicht des Ganzen.

Zweyter Band.

Viertes Buch.

Die Veredlung als Geſchäft des Willens betrachtet oder Grundzüge einer Veredlungsgeſchichte des ſinnlichen Menſchen.

Einleitung.

Idee einer Veredlungsgeſchichte des ſinnlichen Menſchen. Drey Perioden derſelben, von welchen die erſte die tugendhafte Geſinnung und Handlungsweiſe im Willen gründet, die zweyte dieſe Handlungsweiſe zur Fertigkeit macht, und die dritte ſie dem Charakter aneignet. Nebenbey über die Tugendmittel und den zuläſſigen Gebrauch der ſinnlichen Motive. S. 1—34.

Erste Abtheilung.

Veredlung der Gesinnung und der Handlungen S. 35—211.

Eine kräftige Richtung des Willens auf das Gute ist die erste und höchste That, mithin auch die Grundlage der Veredlung S. 35. Sie unterscheidet sich von der frommen Rührung S. 40. vom blossen Wunsche und einem lebhaften Sinne für das Gute S. 41. und vom moralischen Enthusiasmus S. 48. Verhältniss derselben zu den verschiedenen Arten der formalen Unwürde S. 50. Sie muss gleich Anfangs religiös seyn S. 50. Hiermit ist der übersinnliche Charakter ganz veredelt, aber in der Erscheinung erst die gute Gesinnung hervorgebracht, welche sich nun befestigen und zur That werden muss S. 56. Mittel zu dem erstern sind: Entfernung der Zerstreuungssucht S. 65. Beschränkung der sinnlichen Begehrlichkeit S. 70. Freywillige Einsamkeit S. 74. Nachdenken über die sittlichen Angelegenheiten S. 80., welches noch wirksamer wird, wenn es sich zum Gebethe erhebt S. 87. Verbindung dieser Angelegenheiten mit dem Leben S. 96. Lectüre S. 101, kirchliche Uebungen 120, Umgang mit weisen und tugendhaften Menschen 133, moralische Naturbetrachtung 142. Uebung der Vernunft 150.

Daſs die Geſinnung zur That werde, hat eigene Schwierigkeiten, und erfordert eigene Bemühungen 153. Dahin gehört 1. Kultur des Gewiſſens 158. 2. Aufklärung 190. 3. Schärfung des Sinnes für das Geordnete und Uebereinſtimmende 197, 4. heitre Ruhe und froher Muth 203.

Zweyte Abtheilung.

Veredlung der Maximen S. 212—413.

Verkehrte Maximen ſind tief beym Menſchen eingewurzelt. Dieſe bedürfen einer beſondern Bearbeitung, wenn die tugendhafte Geſinnung ganz ins Leben eindringen, und die beſsre Handlungsweiſe zur Fertigkeit werden ſoll. Hierin ſind folgende vier Momente zu unterſcheiden.

I.

Selbſterkenntniſs S. 219—303.

Sie befaſst

1. Kenntniſs der Pflichten S. 220.
2. Kenntniſs unſers moraliſchen Zuſtandes S. 231. Schwierigkeiten derſelben S. 233. Mittel dagegen S. 240. Die Hauptſache dabey iſt fleiſsige und ſorgfältige Selbſt-

beobachtung 253. Sie ist eine eigne Kunst, und die Regeln derselben beantworten vorzüglich zwey Fragen: 1. in welcher Ordnung soll man seine innern Erscheinungen beobachten? S. 254. 2. wie soll man sich beym Beobachten selbst benehmen? S. 262. Beyläufig etwas über Tagebücher 278. Ausserdem wird die Kenntniss unsers Zustandes noch erleichtert: durch das Lesen solcher Schriften, die sich mit dem Menschen beschäftigen 287, durch Beobachtung andrer 291, und vernünftigen Gebrauch ihrer Urtheile über uns S. 295.

3. Kenntniss dessen, was nun zu thun sey S. 298.

II.

Wirkungen der Selbsterkenntniss auf das Gefühl 303 — 327.

Die erste dieser Wirkungen ist eine aus Billigung und Tadel, jedoch mit einem beträchtlichen Uebergewichte des letztern, gemischte Empfindung, Demuth, moralische Selbsterniedrigung S. 304. Verbindet sich damit die Reflexion auf den Ursprung dieser Mangelhaftigkeit im freyen Willen: so wird sie Selbstanklage, moralische

Reue S. 315. Sie ist edler Unwille über den von uns verschuldeten Mangel an Würde, und in so fern eine sehr erhabene Stimmung S. 317.

III.

Praktische Lebensgrundsätze oder Folgen der Selbsterkenntniss für den Willen S. 327 — 363.

Indem sich der Wille der Selbsterkenntniss und der sie begleitenden Gefühle bemächtigt, entstehen praktische Lebensgrundsätze S. 327. Alles kommt darauf an, wie diese gleich Anfangs gefasst werden S. 329. Wie hat man sich desswegen dabey zu benehmen? S. 332.

IV.

Weitere Bearbeitung und Ausführung dieser Grundsätze S. 363—414.

Dritte Abtheilung.

Veredlung des Charakters S. 414.

Das Ziel der Veredlung in der zweyten Periode war die Tugend als Fertigkeit, sich in der Ausführung guter Vorsätze gegen alle Hindernisse und Reitzungen der Sinnlichkeit zu behaupten.

Aber die Einigkeit des Willens soll alle Kräfte des Lebens in Harmonie bringen. Die Sinnlichkeit soll gar nicht mehr widerstreben, sondern mit der Vernunft ganz eins werden. Das ist Veredlung des Charakters.

I. Der ganze innere Mensch soll durchaus moralisch gestimmt seyn. Mäfsigung S. 421.
Im Genusse S. 425.
In den Begierden S. 442.
In den Affecten S. 465.

II. Alle Triebe und Kräfte sollen thätig seyn für den Zweck der Menschheit. Menschenliebe S. 479.

III. Im Hinwirken auf diesen Zweck soll die Seele eine unbesiegbare Stärke zeigen S. 533.
Im Ertragen des Schmerzes S. 539.
In der Geringschätzung der Gefahr S. 546.
In grofsen Anstrengungen S. 558.

IV. So verklärt sich endlich das ganze Leben in innige, ungetheilte und ewige Liebe des Höchsten. Das ist diejenige Religion, die den veredelten Charakter vollendet S. 566.

Viertes Buch.

Die

Veredlung als Geschäft des Willens

betrachtet,

oder

Grundzüge einer Veredlungsgeschichte

des sinnlichen Menschen.

Einleitung.

Die Natur und das höchste Ziel der Veredlung lernten wir im ersten, den wirklichen Zustand, worin sich der Mensch findet, wenn an ihn der Ruf der Veredlung ergeht, im zweyten, endlich die daraus entspringenden Bedürfnisse, die Vorbereitungen und Unterstützungen, die ihm, eben um dieses Zustandes willen, von aussen her kommen müssen, wenn er jenen Ruf vernehmen, seinen Sinn verstehen, seine Grösse fassen, und sich frey bestimmen soll, ihm aus innerer Achtung überall Folge zu leisten, ihn in Gesinnung und That auszuführen, im dritten Buche kennen.

Um den Punct, auf dem wir angekommen sind noch mehr aufzuhellen, uns mit dem Wege, den wir jetzt einzuschlagen haben, im voraus einiger Massen bekannt, unsre fernern Untersuchungen zuversichtlicher zu machen,

und beſſer anzuordnen, wird es dienlich ſeyn, noch einmal zu überlegen, wie uns jetzt der Menſch erſcheine.

Er iſt ein ſinnlichgeiſtiges Weſen, in mehr als einer Rückſicht der Entwickelung und Vervollkommnung fähig, das unter vielen andern auch die Aufgabe hat, die ſich ihm aus ſeinem Innern als höchſte, heiligſte Angelegenheit ankündigt: eine moraliſche Kraft, deren Anlage in ihm ſchläft, zu wecken, in Thätigkeit zu ſetzen, in ſeinen Willen, der dadurch ein vernünftiger wird, aufzunehmen, und dann dieſen Willen ſo zu verſtärken und zu befeſtigen, daſs er die einzige und unbedingte Herrſchaft über das Leben führe, daſs alles, was im Leben geſchicht, nach ihm und durch ihn geſchehe, und der Egoismus ganz vernichtet werde. Aus einem andern Geſichtspuncte konnten wir das auch ſo ausdrücken: alles, was er thut, ſoll er auf Befehl der Vernunft thun, und dazu ſoll ein Prinzip der Vernünftigkeit in ſeinem Willen angelegt werden; er ſoll nicht allein nie anders als aus Ueberzeugung handeln, ſondern auch immer darauf ausgehen, eine reine, freye, unpartheyiſche, vielgeprüfte Ueberzeugung zu

haben, seine Einsicht soll die möglichst beste seyn; strenge Gewissenhaftigkeit soll ihn in allem leiten. Angewandt zuvörderst auf seine Handlungen heisst das: er soll solche Maximen wählen und befolgen, von denen er mit voller Zustimmung seiner ganzen Menschheit sagen kann: er könne wohl leiden, ja er wünsche, dafs alle sie befolgten, so wohl, wenn sie im Verkehr unter einander, als auch mit ihm selbst begriffen sind, dafs selbst die Natur, in wie fern sie auf ihn und alle wirkt, nach keinen andern eingerichtet sey — durch deren individuelle und allgemeine Befolgung das Interesse der Menschheit am besten besorgt, ihre Würde am meisten verherrlicht werde. Angewandt, zweytens, auf das Herz heifst es: er soll seinem Charakter immer mehr wahre Religiosität, reine und thätige Menschenliebe, weise Mäfsigung, unbesiegbare Seelenstärke anbilden, seine natürlichen Neigungen so beschränken, erweitern und anordnen, dafs sie sich von selbst in diese Haupttugenden des veredelten Menschen verwandeln — und dann in der Darstellung dieser Eigenschaften, im Gebrauche derselben für den höchsten Zwek der Menschheit, im-

mer verständiger, gegenwärtiger, besonnener, überlegsamer zu Werke gehen.

Der Mensch erscheint uns ferner als ein Wesen, das ausser jener Aufgabe noch mancherley, seiner Sinnlichkeit angehörige, Neigungen und Triebe hat, die ihm vieles aufgeben, was mit den Forderungen der Veredlung im Widerspruche steht, und ob sie gleich tief unter der Würde und dem Ansehen der letztern bleiben, ihn doch weit kräftiger fassen, mehr an sich ziehen und fesseln. In ihnen ist der Mensch geboren, und schon darum ist ihr Interesse stärker, darum der Wille schon gleich anfangs für sie gestimmt, und bald aus Stumpfsinn, bald aus Trägheit, bald aus Schwäche und Nachgiebigkeit, bald mit Vorsatz und besonnener Billigung geneigt, sich ihnen ganz hinzugeben. Um aber gut zu seyn, müsste er sich erst ganz von ihnen losreissen, allein auf die Vernunft hören, und ihnen dann nur darum und in so fern folgen, weil und in wie fern diese es billigt. So entsteht ein Hang zum Bösen, der, je länger es der Mensch aufschiebt, ihn zu bekämpfen, desto tiefer wurzelt, sich nicht allein selbst immer fester an-

ſetzt, ſondern auch die fehlerhaften Neigungen allen verderblichen Einflüſſen von innen und auſsen ſo ganz preisgiebt, daſs ſie nothwendig immer fehlerhafter werden müſſen. Die Triebe des Herzens verwildern, und werden in dieſer Verwilderung heftiger, ungeſtümer, ſchwerer zu bändigen. Auf der andern Seite verliert das moraliſche Gefühl, wovon alle Veredlung ausgehen muſs, immer mehr an Klarheit, Richtigkeit und Leben. In dieſem Zuſtande iſt es nicht möglich, daſs der Menſch ſich ſelbſt veredle, wenn er nicht vorher durch äuſsere Umſtände und Veranſtaltungen bearbeitet, zum Gefühl ſeiner höhern Beſtimmung, und zur Fähigkeit ſich ihr zu weihen geweckt wird.

Was dieſe Umſtände und Veranſtaltungen aus ihm machen, oder doch aus ihm machen könnten, wenn ſie zweckmäſsig eingerichtet wären, aus ihm machen müſsten, wenn ſie ſich für ſeine moraliſche Bildung verwenden wollten, haben wir zuletzt geſehen. Er erſcheint uns nun durch Staat, Erziehung, Kirche und ſchöne Kunſt, zu ſeiner Veredlung hinlänglich vorbereitet, mit allem dem ausgerüſtet, weſſen er dazu bedarf, ohne es ſich doch ſelbſt geben

zu können. Seine Triebe ſind nicht mehr ſo wild, ſo regellos und ſo ſtürmiſch, daſs in ihrem Tumulte die beſsre Stimme des Herzens überhört würde. Geiſtige Fähigkeiten ſind in ihm erwacht, und mit ihnen iſt ein freyeres und ſchöneres Bildungsprinzip in ſein Leben gebracht, auch zugleich das moraliſche Gefühl ſo weit angeregt, daſs er nunmehr ſelbſt im Stande iſt, es ganz zu entwickeln. Es iſt noch mehr geſchehen, der Inhalt dieſes Gefühles iſt ihm klar, ſein Befehl heilig geworden. Er ſteht in einem Bunde, der allein zu dem Zwecke zuſammen trat, daſs alle auf alle wirken möchten, die Erkenntniſs des Guten weiter zu führen, immer heller, gewiſſer und fruchtbarer zu machen, das Herz immer mehr für daſſelbe zn begeiſtern. Der Streit der Begierde und des Geſetzes iſt geſchlichtet, ſein getheiltes Leben geeinigt, und er hat ſich ganz in ſeiner Gewalt, iſt ganz frey, das Geſchäft ſeiner Veredlung zu beginnen.

Was ihm nun in dieſer Hinſicht aufliege, wie der Fortgang und die Ausführung dieſes Geſchäftes, durch ſein eignes Weſen, durch die Geſetze ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Natur,

und die Verhältniſſe in denen er lebt, beſtimmt ſeyen, welche Mittel er zu ergreiffen, welche Ueberlegungen er anzuſtellen, wie er ſeine Kräfte zu verwenden, und ſich zu bearbeiten habe, um ſein groſses Ziel zu erreichen, ein durchaus edler Menſch zu werden, das iſt es, was wir jetzt unterſuchen müſſen.

Unſer Weg wird von nun an heller, freundlicher und ausſichtsvoller. Wir haben uns durch die Dornen der allgemeinen Erörterungen, die wir, um unſre Aufgabe, die ſo oft durch falſche Anſichten und unächte Zuſätze entſtellt worden iſt, rein ins Auge zu faſſen, nicht umgehen konnten, glücklich hindurch gewunden. Nur noch einige vorläufige Bemerkungen — und wir treten in das ſchöne Gebieth der Erfahrung und des praktiſchen Lebens.

Die Hauptſache bey dem ganzen Geſchäfte der Veredlung iſt: daſs der Menſch einmal in ſich ſelbſt gehe, ſeine ganze Menſchheit ſammle, des Geſetzes, das in ihm wohnt, der Vernunft, die über ihn gebietet, der Würde, mit der ſie ſich ankündigt, der Freyheit, die er hat, ſich

vom Egoismus loszureiſsen, und ihr zu unterwerfen, inne werde, mit dem Gefühle derſelben ſein Herz ſo anfülle, daſs ſie ſich ſelbſt ausführe, und ſich ſeines ganzen Lebens bemächtige; — daſs er ſich eine kräftige Richtung auf das Gute gebe, die in ſich ſelbſt gegründet, und auf ſich ſelbſt ruhend, ſich ſelbſt erhalte und befeſtige, ihn überall in ſeinem Denken und Thun beſtimme, und ihm gleichſam phyſiſch nothwendig mache, alles zu thun, was zu ihrer Belebung und Darſtellung geſchehen muſs, alle Ueberlegungen anzuſtellen, alle Mittel zu ergreiffen, die dieſes Gute befördern, ſeinen Sieg über das Schlechte herbeyführen; — endlich daſs dieſes alles geſchehe, bloſs zufolge jener urſprünglichen Richtung, ohne daſs er ſich erſt zu jedem insbeſondre entſchlieſsen dürfe, welches überdem auch nicht möglich iſt, wenn er nicht ſchon überhaupt das Gute ernſtlich will. Nur eine ſchon vorhandene innige Hochſchätzung der Tugend kann den Menſchen beſtimmen, auf die fernere Ausbildung derſelben Fleiſs zu verwenden.

Wäre der Menſch ein bloſs praktiſches — nicht auch intellectuelles — ein bloſs mora-

lisch — nicht auch sinnlich beschränktes Wesen: so würde er gar nicht unter Zeitbedingungen stehen; seine Ausbildung wäre kein Fortschreiten — keine Entwickelung — kein Entfernen solcher Hindernisse und Anreitzungen, die sich nach und nach hervorthun, kein allmähliges Verstärken. Auch seine Veredlung wäre kein Geschäft, keine anhaltende Bemühung, kein mannichfaltiges, vielseitiges, berücksichtigendes Wirken, sondern nur eine That. Freylich würde dabey immer noch ein gewisser, aus der Endlichkeit seiner Natur hervorgehender Widerstand, ein Reitz zum Argen zu bekämpfen seyn. Aber der eine kräftige Entschluss, die eine kräftige Richtung würde diesen ganz und für immer niederschlagen. Wo aber dieser Entschluss, diese Richtung nicht kräftig genug wäre, da würde sich das nicht in einem solchen Kampfe zwischen dem guten und bösen Prinzip, worin bald das eine, bald das andre siegte, sondern darin zeigen, dass das gute Prinzip ganz unterläge, oder doch nur zu einem mangelhaften, unvollständigen Einflusse käme, der kaum den Nahmen der moralischen Würde verdiente. So müssen wir uns

die Sache vorſtellen, wenn wir, um die Möglichkeit der Freyheit zu retten, auf den erſten Grund ihres Gebrauches, aus dem ſich alle nachherige Anwendungen derſelben natürlich und nothwendig entwickeln, im überſinnlichen Charakter zurücke gehen, wenn wir den Menſchen betrachten, wie er an ſich und ohne die Bedingungen ſeyn mag, die für ſeine Erkenntniſs in den Formen der Sinnlichkeit und des Verſtandes beſchloſſen liegen. Hier iſt kein nach Momenten getheiltes, ſondern nur ein Einiges Handeln.

Aber wir können von dieſen Bedingungen eben ſo wenig beym Handeln, als beym Erkennen abſtrahiren. Auch das erſtere gelangt nur in den Formen der Sinnlichkeit und des Verſtandes zum Bewuſstſeyn, und wird nur ſo unternommen, wie es in dieſem Bewuſstſeyn beſtimmt iſt. Jene Richtung auf das Gute wird dadurch eine beſonnene, daſs ſie in der Zeit erſcheint, und alle Modificationen derſelben annimmt. Da offenbart ſich denn nicht allein der an ſich einige und ſelbſtſtändige veredelte Charakter in verſchiedenen Tugenden, und vertheilt ſich nach der Mannichfaltigkeit

der Gegenſtände, auf die er wirkt, und der Triebe, die er ordnet in mannichfaltige Handlungen der Pflicht: ſondern auch die an ſich einige That der Veredlung wird zu einer Reihe von Arbeiten und Uebungen des Willens. Und obgleich der Keim ſeiner Vollendung ſchon in der Kraft der erſten Entſchlieſſung liegt, von dieſer auch die Treue, der Eifer und Fleiſs, die er in jenen Arbeiten beweiſt, mithin ſein Werth vor dem Herzenskündiger abhängt: ſo kann doch jene Kraft ſelbſt nur aus ihren Früchten erkannt werden; ihre Darſtellung erfolgt nach und nach, und der Werth vor Menſchen, und gröſstentheils auch vor dem eignen Gewiſſen richtet ſich nach dem, was durch fortgeſetzte Bemühungen wirklich erreicht wird, nach dem Maſse, worin ſich die Entwickelung jenes Keimes der Reife nähert. Daran kann man ſich verſichern, daſs der gute Wille wirklich vorhanden ſey, wenn er ſich in dem Beſtreben, ſich ſelbſt immer mehr zu verſtärken, zu erweitern, gegen allen Widerſtand der Sinnlichkeit durchzuſetzen, und dieſen Widerſtand endlich ganz zu beſiegen, an ſeiner Pflicht immer treuer und feſter

zu hangen, ſie freudiger, unerſchrockener, ſtandhafter in ihrem ganzen Umfange auszuführen, ſeine beſſere Form dem ſinnlichen Charakter immer mehr anzubilden, immer reiner in ihm auszudrücken, kund thut.

Freylich kann dieſes Beſtreben allein aus ihm ſelbſt hervorgehen; und wo es recht in ſeiner Fülle wirkt, da iſt ſicher der Wille an ſich auch ſchon ſtark. Aber ſeine Energie im erſcheinenden Leben, wornach er ſich allein richten kann iſt erſt Folge — aber unvermeidliche Folge davon. Die Schuld des Menſchen, wenn er weit hinter ſeinem Ziele zurück bleibt, iſt nie die, daſs er nicht fleiſsig genug an ſich gearbeitet, ſondern daſs er ſich nicht gleich anfangs lebendig genug für das Gute beſtimmt hat, woraus dieſes dann nothwendig hervorgegangen wäre.

Was ſinnlich erſcheint, iſt ſinnlich bedingt, darin bezieht ſich immer das Eine auf das Andre, ſteht alles in einem feſten, unzertrennlichen Zuſammenhange. In der Zeit iſt Ordnung, in ihr folgt nichts, ohne daſs ein Andres vorhergehe. Ueber allem herrſcht das Verhältniſs der Urſache und Wirkung. Man

kann bey keinem Ziele ankommen, ohne durch ein Mittleres hindurch zu gehen. Kein Zustand geht in einen andern über, es ſey denn durch einen dritten, der beyde mit einander verbindet; um jenen zu beſtimmen, muſs erſt auf dieſen gewirkt werden.

Die Reihe von Arbeiten und Uebungen, die die Veredlung fordert, ſteht daher auch unter dem Geſetze der Zeitverknüpfung. Auch in ihr giebt es eine nothwendige Ordnung. Nur ein Glied daraus weggerückt, und ihr habt alles zerſtört; es iſt kein Ganzes mehr, der Anfang gehört nicht mehr zum Ende. Es muſs hier manches, das an ſich ganz gleichgültig iſt, bloſs deſswegen gethan werden, weil etwas anders, das erreicht werden ſoll, nur als Erfolg davon erreicht werden kann. Um ſein ſinnliches Leben durch Vernunft zu beſtimmen, darf es der Menſch nur ſelten geradezu angreifen. Er muſs erſt auf etwas anders gleichfalls Sinnliches wirken, was auf der einen Seite mit ihm in Verbindung ſteht, und daſſelbe, wenn es erſt ſelbſt beſtimmt iſt, nothwendig mit beſtimmt; auf der andern Seite dem Puncte näher liegt, auf dem die Vernunft ihr

Werk begonnen hat, und zunächst in dasselbe eindringen konnte. Nur durch den Gebrauch gewisser Mittel, kann der Mensch seine Veredlung in der Erscheinung vollführen.

Auch der Widerstand, den das Gesetz der Vernunft, die freye moralische Kraft, von ihrer natürlichen Beschränkung, der Sinnlichkeit, dem Prinzip des Egoismus erfährt, fällt in das Gebieth der Erscheinung, thut sich in der Zeit hervor, und offenbart sich als eine Reihe von mannichfaltigen Hindernissen, Schwierigkeiten, Reitzen und Versuchungen, die dem Menschen bey verschiedenen Veranlassungen, und auf verschiedenen Wegen begegnen, bald von aussen her, bald unmittelbar aus seinem Herzen kommen, sich seinen Bemühungen bald hier, bald da entgegen stellen, überall aber durch Vergnügen und Schmerz motivirt sind, als sinnliches Verlangen oder sinnlicher Abscheu wirken. Er darf seine Sorge nicht mehr allein auf die moralische Gesinnung verwenden, nicht mehr allein die zu ihrer Belebung erforderlichen Mittel ergreiffen, er muss auch auf das denken, was diese unaufhörlich schwächt,

Vor-

Vorkehrungen treffen, es entweder wegzuſchaffen, oder ihm doch ſeinen ſchädlichen Einfluſs zu benehmen. Aber dieſe Vorkehrungen können wieder nicht geradezu auf das Wegſchaffen oder Modificiren ausgehen. Auch hier iſt das Sinnliche ſinnlich bedingt; auch hier kann man nur durch das nothwendig Vorhergehende das Nachfolgende erreichen. Um gewiſſe Triebe der Natur einzuſchränken, oder anders zu leiten, gewiſſen Eindrücken auf das Herz eine andre Geſtalt zu ertheilen, und beyde in ein andres Verhältniſs zur moraliſchen Geſinnung zu bringen, muſs für gewiſſe andre Eindrücke der Sinn geöffnet, müſſen gewiſſe andre Triebe geweckt, müſſen Gedanken und Gefühle herbeygerufen werden, die jene entweder ganz aus der Seele entfernen, oder ihnen doch eine veränderte Richtung geben. Selbſt die Wirkſamkeit der Vernunft bedarf näherer Beſtimmungen und einer künſtlichen Leitung, um dieſen Eindrücken und Trieben zweckmäſsig zu begegnen, muſs neue Mittel ergreifen, um ſich gegen ſie zu behaupten. Die Reihe ihrer Uebungen und Arbeiten wird immer mannichfaltiger, ſchlingt ſich immer vielfacher durch das praktiſche Leben.

So entsteht die Idee einer **Veredlungsgeschichte des sinnlichen Menschen**, die sich damit beschäftigt, den Fortgang der Veredlung in der Zeit, wie er durch die Gesetze der menschlichen Natur, durch den Zusammenhang ihrer mannichfaltigen Zustände, durch die Art, wie in derselben Empfindungen, Gedanken, Triebe, Neigungen und Maximen durch einander bedingt sind, wie das eine vom andern abhängt und durch das andre geweckt werden muss, bestimmt ist, vorzuzeichnen, einen allgemeinen Plan für die menschliche Veredlung zu entwerfen, ihn zu belehren, wie er es anzufangen habe, sich die Richtung auf das Gute zu geben, und ihr die Herrschaft über sein irrdisches Leben zu verschaffen, welche Perioden, durch die ursprüngliche Einrichtung seines Wesens, für den Uebergang von der allgemeinen Entschliessung für die Tugend zu der durchgängigen Vollendung des moralischen Charakters festgesetzt sind, wie er in jeder dieser Perioden erscheine, in welchem Verhältnisse er in jeder zu seiner sittlichen Bestimmung stehe, was er in jeder für sie thun könne, auf welches Ziel er hinzuarbeiten, welcher Mittel

er ſich dabey zu bedienen habe, wie ſich der Widerſtand der Sinnlichkeit in jeder modificire, mit welchen Hinderniſſen, Verſuchungen und Anreitzen er auf ihn eindringe, welche Anſtalten er dagegen treffen, durch welche Gedanken und Gefühle er ihn in jeder bekämpfen müſſe.

Es iſt leicht einzuſehen, daſs eine ſolche Veredlungsgeſchichte, wenn ſie ihrer Beſtimmung nach, allgemein, und auf jedes vernünftige Individuum anwendbar ſeyn ſoll, groſse Schwierigkeiten habe. Sie muſs ſich allein auf Kenntniſs der menſchlichen Natur, der Geſetze ihrer geſammten Entwickelung, ihrer Thätigkeit und ihres Leidens und des Verhältniſſes von beyden zu einander, wie ſie ſich in der Erfahrung offenbaren, nicht wie man ſie wohl a priori durch Begriffe anordnen könnte, gründen. Dieſe Kenntniſs iſt aber zur Zeit noch äuſserſt mangelhaft, ſchwankend, und gar nicht auf das Umfaſſen der menſchlichen Natur im Ganzen berechnet. So treffend einzelne Erſcheinungen derſelben erörtert ſind: ſo wenig iſt auf ihr Verhältniſs unter einander, auf ihren Beytrag zur Darſtellung der

vollen Menschheit, auf ihre Entwickelung, Hindernisse und Beförderungsmittel in Beziehung auf das höchste Ziel des Lebens geachtet. Sie scheint schon deßswegen zum Fundamente eines festen Veredlungs-Planes schlecht geeignet zu seyn. Wenn dies indeßs auch anders wäre: so zeigt sich eine so grosse Verschiedenheit unter den Menschen in Ansehung ihrer angebornen und erworbenen Fähigkeiten, ihrer Art zu empfinden und zu denken, ihrer Bedürfnisse und ihrer geistigen Ausbildung, daßs sich nur wenig angeben läßst, worin alle zusammentreffen, und das Geschäft der Veredlung die meisten seiner Gesetze aus der Individualität eines jeden hernehmen mußs. In jedem stehen die moralischen Anlagen in einem andern Verhältnisse zur sinnlichen Natur, und zu denjenigen Kräften, die zu ihrer Bildung und Ausführung bestimmt sind, in jedem haben sie eigenthümliche Gedanken, Empfindungen und Phantasiebilder näher an sich gezogen, durch die sie am leichtesten wieder erweckt und verstärkt werden können. In jedem hat das sittliche Gefühl seine eigne Reitzbarkeit, seinen eignen Grad der Verwandtschaft mit

ästhetischen, intellectuellen und sympathetischen Empfindungen. In jedem sind besondere Triebe, Neigungen und Dispositionen vor andern angeregt, die die sittlichen Bemühungen bald unterstützen, bald aufhalten, den guten Willen bald nähren, bald schwächen. Jeder erfährt seine eignen Versuchungen zum Bösen, hat seine eignen gefährlichen Stunden und Situationen, seine eigne Schwäche des Herzens, lebt in einer eignen Lage, die bald diese, bald jene Bedürfnisse erzeugt, und ihnen bald diese bald jene Gestalt giebt. Es können daher nur Grundzüge einer Veredlungsgeschichte seyn, die so weit gehen als die allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur schon hinlänglich erforscht sind, von der erweiterten Erfahrung noch mancherley Modificationen erwarten, den Fortgang des Guten so bestimmen, wie er, der nothwendigen Einrichtung des Menschenwesens zufolge, sich überall zeigen mufs, die es einem jeden selbst überlassen, sie auf seinen individuellen Zustand anzuwenden, und das, was in ihnen noch fehlt, durch weise Erforschung und Ueberlegung des letztern auszufüllen, was wir hier entwerfen

werden. Wer auch hiervon die Möglichkeit läugnen wollte, müſste zugleich die Einheit und Selbſtſtändigkeit der menſchlichen Natur, und mit ihr die moraliſche Beſtimmung derſelben aufheben, alles zu einem Werke des Zufalles und der Umſtände machen.

Die Mittel, deren ſich der Menſch zur Stärkung der moraliſchen Geſinnung und des moraliſchen Lebens zu bedienen hat, beſtehen im Allgemeinen theils darin, daſs er ſich in gewiſſe Situationen bringe, oder gewiſſe vorhandene Situationen erhalte, die das moraliſche Gefühl beleben, das Andenken an die Pflicht erleichtern, und überhaupt dem Sinne für das Gute Nahrung geben; theils darin, daſs er diejenigen Gedanken und Empfindungen, die durch die Geſetze der Ideen-Aſſociation an moraliſche Gedanken und Empfindungen geknüpft ſind, und dieſe leicht und ſtark erwecken, zur Fertigkeit bringe, die Zahl ſolcher Verknüpfungen immerfort vermehre, daſs ihn in allem, was ihn umgiebt, ein moraliſcher Geiſt anſpreche; theils in der Anregung ſolcher Gefühle, die auf Wahrheit und Harmonie hindeuten, und durch ihre

Verwandtſchaft mit dem Tugendgefühle dieſem treffliche Unterſtützung gewähren; theils in gewiſſen Betrachtungen und Ueberlegungen, die dazu geeignet ſind, den Forderungen der Vernunft mehr Intereſſe zu ertheilen, ſie entweder dem ſinnlichen Menſchen kräftiger, würdevoller, beziehungsreicher darzuſtellen, oder ihren Ernſt mit Freundlichkeit, ihre überſinnliche Majeſtät mit ſinnlicher Klarheit und Lebensfülle zu paaren, auf der andern Seite, das Gewicht ſchädlicher Begierden zu vermindern, den ſinnlichen Reitz durch ſich ſelbſt zu ſchwächen, den Glückſeligkeitstrieb, durch Aufklärung über ſich ſelbſt, in eine weiſere Ordnung zu bringen, der Pflicht durch einen verſtändiger gewordenen Eigennutz, durch verfeinerte Selbſtliebe zu Hülfe zu kommen; theils endlich in der Uebung derjenigen Kräfte, die ſich in der Tugend thätig beweiſen, oder doch zu ihr mitwirken müſſen, daſs ihr Gebrauch ſich dem Menſchen da unwillkührlich aufdringe, wo er zu zerſtreut, [zu leichtſinnig, zu ſehr aus ſich ſelbſt herausgerückt iſt, ſich ſeiner aus eignem Triebe zu bemächtigen.

Man sieht leicht, daſs dieſes alles Dinge ſind, die den ſinnlichen Menſchen in Anſpruch nehmen, zunächſt durch ſinnliche Gefühle wirken, ſeiner Tugend durch feinern Eigennutz und einen künſtlichen Mechanismus der Natur zu Hülfe kommen; und es ſcheint, als ob ſie ihr gerade ſo viel, als ſie zu ihrer Beförderung beygetragen haben, von ihrem wahren Werthe, welcher auf der freyen und uneigennützigen Selbſtbeſtimmung braucht, rauben müſsten. So würde es allerdings ſeyn, wenn ſie allein, oder ſich ſelbſt überlaſſen, ſo wie ſie dem Menſchen durch die Umſtände entgegengeführt werden, ohne daſs er aus ſich ſelbſt einen Grund hernähme, ſie in Bewegung zu ſetzen, zu erhalten und anzuordnen, als erſte Motive der Veredlung wirkten, das Streben nach ihr nicht nur weckten, ſondern auch leiteten. Hier wäre entweder gar kein, oder doch nur ein äuſserſt geringer Gebrauch der Freyheit – nichts oder wenig von dem ſelbſtſtändigen, edeln Geiſte der Tugend — aller Schein der letztern entweder ein künſtlich verſchleierter Egoismus, oder durch denſelben in einem hohen Grade verunreinigt, allein durch

ein zufälliges Zusammentreffen der Umstände hervorgebracht. Aber das macht hier einen merkwürdigen Unterschied, dafs sie in der Gewalt des guten Willens stehen, und von diesem als Mittel sich selbst auszuführen gebraucht werden, und dieser Gebrauch nichts anders, als die nothwendige Handlungsweise desselben in der Erscheinung ist. Sie haben, so wie wir sie hier betrachten, das tugendhafte Bestreben nicht zuerst erzeugt, dieses Bestreben hat sich selbst aufgerichtet, und trifft nun, in der Reihe der Uebungen, zu denen es sich selbst, eben weil es ein solches Bestreben ist, bestimmt, auch auf diese Vorkehrungen und Betrachtungen. Das Sinnliche unterstützt hier nicht das, was in der Veredlung eigentlich moralisch, sondern das, was selbst sinnlich ist, dem aber die schon vorhandene moralische Form aufgetragen werden soll. Es ist nicht Zweck, sondern wird darum berührt, weil der sinnlich bedingte Zweck, den sich der moralische Wille aufgiebt, nicht anders erreicht werden kann, als dadurch, dafs zunächst auf dasjenige, was durch die Zeitordnung als seine vorhergehende Bedingung bestimmt ist, gewirkt werde.

Wenn der moralisch gesinnte Mensch den sinnlichen Werth der Tugend erwägt, um sich in ihrem Dienste zu stärken: so ist es ihm dabey nicht um diesen sinnlichen Werth selbst zu thun, sondern nur darum, daſs dadurch Hindernisse entfernt werden, die der gute Wille selbst nicht unmittelbar wegschaffen kann, weil sie auſser seiner Sphäre liegen. Er will damit auch nicht das Gefühl des moralischen Werthes erhöhen; denn eben die Stärke dieses Gefühles bestimmte ihn ja, jenen sinnlichen zu beherzigen, er will ihm nur den Eingang ins Leben eröffnen. Nur das würde zu tadeln seyn, wenn er erst durch die Betrachtung ihrer Vortheile für die Tugend müſste gewonnen werden.

Hiernach ist es nun nicht mehr schwer, über den Gebrauch der sinnlichen, von der eignen Glückseligkeit hergenommenen Bewegungsgründe bey der Veredlung des Charakters, ein gründliches und zuversichtliches Urtheil zu fällen; und die gewöhnliche, aber dunkle und sehr schwankende Behauptung, sie sollen nicht Triebfedern, sondern Ermunterungsgründe seyn, ge-

winnt hier volles Licht. Sie heiſst nämlich nach unſrer Anſicht, ſo viel: ſie dürfen nicht die Stelle der reinen Achtung für das Geſetz der Vernunft vertreten, oder ſich mit ihr vereinigen, um den guten Willen zu gründen; dieſer muſs ſich erſt ſelbſt gründen, und darf ſich ihrer dann bedienen, um, bey ſeinem Uebergange in die Welt der Erſcheinungen, den Widerſtand zu überwinden, der ihm da überall begegnet, durch ſie ſoll die Tugend nicht bewirkt, ſondern an ſinnlichen Gegenſtänden ausgeführt werden. Man darf ſie daher nicht nach ihrem Erfolge, man muſs ſie nach der Abſicht würdigen, in der der Menſch ſie herbeyzieht, nach der Energie und Treue, womit er ſie, nicht um ihrer ſelbſt, ſondern um der Beförderung der Charakter - Veredlung willen feſt hält und anwendet. Diejenigen vergeben offenbar der Reinheit und Selbſtſtändigkeit der moraliſchen Geſinnung zu viel, widerſprechen Begriffen, die ſie ſonſt überall von der ſittlichen Natur des Menſchen zu haben vorgeben, die die ſinnlichen Bewegungsgründe der reinen Triebfeder der Vernunft in der Erzeugung des guten Willens beygeſellen,

wenn ſie ihnen auch nur eine untergeordnete Stelle anweiſen. Der Freyheit, mithin auch der Würde gehört immer nur ſo viel an, als der Vernunft angehört. Was nicht in jeder Hinſicht vernünftig iſt, iſt eben darum ſinnlich, mithin verwerflich und unlauter. Alle Verſuche, die Vernunft mit der Sinnlichkeit zu vereinigen, und der letztern einigen Einfluſs auf den überſinnlichen, nicht erſcheinenden Charakter zu verſchaffen, können nur die menſchliche Gebrechlichkeit verewigen. Auf der andern Seite verkennen auch diejenigen die Gränzen und die doppelte Anſicht der menſchlichen Natur, die aus ihren ſinnlichen und überſinnlichen, aus ihren intellectuellen und moraliſchen Anlagen hervorgeht, die das ganze Geſchäft der Veredlung allein durch den kategoriſchen Imperativ und die Achtung, die für denſelben im ſittlichen Gefühle liegt, vollenden wollen. Sie betrachten den Menſchen bloſs als überſinnliches und praktiſches Weſen, und vergeſſen, daſs die innere Geſinnung, die freylich allein auf dem Machtgebote der Pflicht ruht, auch äuſserlich ausgeführt werden ſoll, und daſs nicht bloſs die Welt, ſondern auch

ſeine eigne erſcheinende Natur ſinnlich bedingt, daſs jede Entwickelung derſelben eine aneinander hangende Reihe ſey, in der man das Folgende, das eigentlich angeſtrebt wird, nicht ohne das Vorhergehende, das vielleicht an ſich gleichgültig iſt, erreichen kann. Die ſinnlichen Bewegungsgründe behalten daher in der Veredlungsgeſchichte des ſinnlichen Menſchen ihren Werth; aber nicht als ob ſie ihn ſelbſt veredeln könnten, ſondern weil ſich die veredelte Geſinnung in ihrem Gebrauche wirkſam beweiſt, weil ſie ſich ihrer als Mittel bedient, um durch ſie in das ſinnliche Leben einzudringen.

Das Erſte und Vornehmſte bey dem ganzen Veredlungsgeſchäfte iſt die Hervorbringung und Stärkung des guten Willens. Ohne dieſen wird der Menſch nichts für ſeine moraliſche Bildung thun, die zweckmäſsigſten und kräftigſten Mittel wird man ihm vergebens empfehlen. Er wird ſie entweder gar nicht, oder nur zufällig gebrauchen, wenn es ihm etwa ein anderweitiger Vortheil anräth — und auch dann wird er nur wenig damit ausrichten, ſeinen moraliſchen Werth aber gar nicht

erhöhen können. Dieſer Wille muſs aus ſich ſelbſt den Trieb hernehmen, ſich zu unterhalten, zu erweitern und auszuführen, alle Veranſtaltungen zu treffen, und alle Betrachtungen herbeyzuziehen, die ihm darin behülflich ſeyn können, und ſeine thätige Erweiſung in tugendhaften Handlungen leichter, angenehmer, nachdrücklicher und dauerhafter machen; er muſs ſtrengſte praktiſche Gewiſſenhaftigkeit werden. So weit iſt ſich das Veredlungsgeſchäft in allen Menſchen gleich, alle haben dieſelbe Aufgabe, dieſelben Pflichten, dieſelbe ſinnliche Natur. Für alle iſt nur eine Tugend, nur eine Art, tugendhaft zu ſeyn, und es immer mehr zu werden.

Aber wir finden den Menſchen da, wo er ſeine Veredlung beginnt, ſchon mit Fehlern behaftet, die ſeiner individuellen Natur angehören, aus ſeinen eigenthümlichen Neigungen entſprungen, mit ſeinen eigenthümlichen Anlagen vermiſcht, durch ſeine eigenthümlichen Lebensumſtände modificirt ſind, und ſich durch Gewohnheit immer mehr bey ihm feſtgeſetzt haben. Es iſt nicht möglich, daſs er es zu einiger Fertigkeit in der Vollbringung ſeiner

Pflichten bringe, ohne jenen Fehlern eine besondre Bearbeitung zu widmen, ohne die sittliche Bildung seines Lebens durch sie näher zu bestimmen. Sie sind es, die den Sinn für das Gute am meisten schwächen, von denen er in der Ausübung einzelner Tugenden den grössten Widerstand erfährt. Es darf ihm daher nicht genügen, seine Gewissenhaftigkeit im Allgemeinen zu vermehren. Sie würde doch überall unterliegen, wo sie mit diesen Fehlern, die ein so mächtiges Interesse für sich haben, ins Gedränge käme. Er muss die Forderungen der Vernunft im Zusammenhange kennen, nach ihnen sein Herz und Leben durchforschen, darauf heilige Vorsätze gründen, und alles an sie verwenden, wodurch er sich ihre Ausführung erleichtern kann. Er muss sich gewisse durch unpartheyische Selbstwürdigung bestimmte Maximen bilden, durch deren Belebung und Befolgung er seine individuelle Natur veredle.

Aber auch damit ist das ganze Geschäft noch nicht vollendet. Die Maximen der Tugend sollen dem Charakter nicht bloss angebildet, sondern tief eingebildet wer-

den. Er soll sie nicht bloss befolgen, und gegen jeden widerstrebenden Reitz behaupten: sie sollen über ihn herrschen, eine zweyte Natür in ihm werden. Sie sollen nicht bloss über die Sinnlichkeit siegen: sie sollen sich dieselbe auch ganz unterwerfen, dass sie nie etwas anders begehre, als was sie ihr vorschreiben, dass sie nur in der von ihnen geheiligten Form fortdaure, und zwischen beyden ein ewiger Friede sey.

Das gegenwärtige Buch zerfällt demnach in drey Abschnitte. Der erste handelt im Allgemeinen von der Veredlung der Gesinnung und der Handlungen, von der Erzeugung und Belebung der praktischen Gewissenhaftigkeit. Der zweyte von der Veredlung der Maximen, mit Rücksicht auf die eigenthümliche Beschaffenheit des Herzens insbesondre. Der dritte endlich von der Veredlung des Charakters, durch die im Vorhergehenden aufgeführten Haupttugenden, Religion, Menschenliebe, Mässigung, Seelenstärke und Klugheit.

Diese drey Abtheilungen deuten auf eben so viele unterschiedene Momente in der Ver-

edlungs-

edlungsgeſchichte des ſinnlichen Menſchen hin. Erſt muſs er gelernt haben das Gute ſchätzen, und es da, wo es nicht zu ſehr mit ſeinem ſinnlichen Leben im Streite liegt, einigermaſsen mit Leichtigkeit ausüben, ehe er daran denken kann, es in dieſes Leben einzutragen, die einzelnen Züge deſſelben dadurch zu bearbeiten, und einzelne Fehler zu vertilgen. Dies iſt ſeine zweyte Sorge. Selbſterkenntniſs muſs ihn dabey leiten. Sie iſt aber mit unzählbaren Schwierigkeiten und Irreleitungen umgeben, die nur derjenige überwindet, der ſchon redlich gegen ſich ſelbſt, dem es um die Tugend ſchon reiner Ernſt iſt, dem Veredlung mehr als alles gilt. Ohne eine ſolche ſpecielle Selbſtbearbeitung wird der gute Wille immer höchſt mangelhaft bleiben, nur in wenigen Handlungen erſcheinen, und vielleicht gar nicht mehr als bloſser Wunſch ſeyn. Er muſs ſchon eine groſse Stärke in der Ausführung ſeiner Vorſätze erlangt haben, ehe er in die dritte Periode zur eigentlichen Charakter-Veredlung übergeht. Aber um ſein moraliſches Leben zu vollenden, iſt es nöthig, daſs er auch dieſen Schritt thue. Hier wird

der Wille geheiligt. Hier befestigt sich sein Daseyn in einer höhern Welt. Hier gesellt sich zur Tugend die Freude. Hier beginnt der Wandel in der Wahrheit, im Lichte und in der Liebe, und mit ihm Freyheit und ewiges Leben.

Erste Abtheilung.

Allgemeine Veredlung der Gesinnung und der Handlungen.

Die erste Aufgabe der Veredlung an den sinnlichen Menschen ist die, seine Gesinnung mit dem Geiste der Tugend auszufüllen, das Gesetz, wo es sich ihm im Gefühle der Achtung andringt, nicht bloss auf sich wirken, und dadurch einzelne Momente seines Lebens bestimmen zu lassen, sondern es mit seinem Willen selbstthätig zu ergreifen, diesen Willen ihm hinzugeben, und in seinem Dienste zu erhalten, dass er nie etwas thue, was er nicht, mit Rücksicht auf jenes Gesetz, beschlossen habe, in Ansehung dessen er sich nicht deutlich bewusst sey, dass er es nothwendig für Recht halten müsse. Gewissenhaftigkeit, Ueberzeugungstreue im Handeln ist der letzte Zweck

der Veredlung. Es ist aber nicht möglich, dass er diese erweise, wenn nicht die Gesinnung, aus der alle einzelne Handlungen herfliessen, vom Guten durchdrungen, wenn der Wille nicht Prinzip der Veredlung geworden ist.

Alles kommt darauf an, dass sich der Mensch einmal eine kräftige Richtung auf das Gute gebe. Diese ist für alle sittliche Vortrefflichkeit, die er je erreichen wird, gerade das, was der Keim für den organischen Körper ist. So wie in diesem Keime alle Gestalten und Bestimmungen des Körpers, entweder ihrer Form, oder doch ihrer Anlage und ihrem Prinzip nach, schon eingewickelt sind, und nur der Entwickelung bedürfen, dass das Unsichtbare zur Erscheinung komme, welches nach organischen Bildungsgesetzen geschieht: so ist auch in jener ersten Richtung schon alles eingewickelt, was sich je am Menschen Edles zeigen wird, nur als etwas Unsichtbares, Uebersinnliches, das sich nur zu einem Sichtbaren und Sinnlichen auswickeln — nur erscheinen darf, um gerade das darzustellen, was die organische

Ausbildung darſtellt, welches nach Geſetzen einer nothwendigen Zeitordnung geſchieht. So wie bey dem organiſchen Producte die äuſsere Vollkommenheit zwar von der Beſchaffenheit der nährenden Stoffe, und dem Verhältniſſe ihres Zufluſſes, die innere aber von der urſprünglichen Vollkommenheit des Keimes, ſeiner Kräfte und ſeines Bildungsprinzips abhängt: ſo hängt auch bey der Veredlung der Grad der äuſsern Vollkommenheit, die der tugendhafte Wille offenbaren wird, von zufälligen Umſtänden, der Lage des Menſchen, ſeinen angebornen Fähigkeiten und Lebensſchickſalen — die innere aber allein von der Vollkommenheit jener erſten Richtung ab. In ihr liegt der ganze moraliſche Werth für den höhern Richter beſchloſſen.

Dieſe Richtung auf das Gute beſteht darin, daſs ſich der Menſch ſchlechthin beſtimme, bey dem Geſetze, das ſich ihm im ſittlichen Gefühle ankündigt, zu verweilen, darauf zu achten, ſeinen Geiſt in ſich hinüber zu ziehen, bis es ſich ihm in ſeinem ganzen Ernſte, in ſeiner ganzen Kraft und Gröſse mittheile. Alles Wollen iſt, in ſeinen erſten Anfängen,

ein Denken, und von der Intension und Energie dieses Denkens hängt es ab, ob es in ein Wollen werde übergehen. Man darf die angeregte Thätigkeit der Vernunft nur fortsetzen: so wird sie vernünftiger Wille, moralische Kraft des Lebens, Streben nach Veredlung. Diese Bestimmung, dieses Denken, diese fortgesetzte Vernunftthätigkeit ist eine freye That des übersinnlichen Menschen, und darum ein unerforschliches Geheimniss, das nur der weiss, der es selbst in sich erfahren hat, ohne dass er jedoch im Stande wäre, es durch etwas anders zu erklären oder begreiflich zu machen. Er weiss, dass es seine That sey, dass er es so gewollt habe, aber wie er zu dieser That gekommen, wie dieses Wollen in ihm entstanden sey, darüber versucht er nicht einmal zu grübeln, weil er einsieht, dass beym Uebersinnlichen darnach gar nicht gefragt werden könne. Jeder Versuch sie zu erklären würde voraussetzen, dass ihr etwas anders vorhergegangen sey, das sie erzeugt habe, würde sie den Gesetzen der Erscheinung unterwerfen, zu etwas Zeitlichem, Nothwendigem, zu einer physischen Wirkung machen. Sie

fällt freylich in das Gebieth der Erscheinung, aber nur in wie fern sie in derselben eine Reihe anfängt, nicht als ob sie selbst darin einen Anfang hätte. Sie ist die Geburt der Menschheit im Menschen, die erste Offenbarung der Geisterwelt, die erste Weihe seines Lebens für dieselbe. Wie sie hat werden können, ist eben so unbegreiflich, als wie in der Ewigkeit eine Zeit werden konnte, ja sie ist ein fortgesetztes Werden der Zeit aus der Ewigkeit, im Moralischen das, was im Physischen die Schöpfung seyn würde.

So unbekannt uns indess auch das objective Wesen dieser That seyn mag, so wissen wir doch, was sie für uns ist, wir wissen, dass, und wie wir sie beginnen können, wir haben Kennzeichen, die, so sehr sie sich auch der oberflächlichen Beobachtung entziehen, bey einer nähern Erforschung doch hinreichen, sie von einigen andern verwandten Erscheinungen zu unterscheiden.

Eben jener übersinnliche Charakter ist ihr sicherstes Kennzeichen. Man muss sich bewusst seyn, darin vollkommen frey und selbstthätig gehandelt zu haben. Ueberall, wo dies

nicht so ist, wo sie von sinnlichen Eindrücken und Gefühlen veranlaßt, oder gar erzeugt würde, wird sie unfähig der Veredlung zur Grundlage zu dienen. Es fehlt ihr mit der Freyheit das eigentliche Wesen der Tugend, Würde und Uneigennützigkeit; sie gehört dem gemeinen, irrdischen Leben an, und kann darum nicht zum höhern wecken. Sie ist das Werk fremder Kräfte im Menschen, durchdringt den Willen nicht, den sie nicht einmal berührt, und kann daher keine bleibenden Folgen haben, am wenigsten solche, die die ganze Denkungsart für die Tugend stimmten, und diese Stimmung fortdauernd erhöhten, allen Handlungen das Gepräge der Gewissenhaftigkeit aufdrückten.

Aus gewissen moralischen Regungen im Herzen, wenn sie auch den innern Menschen noch so lebhaft beschäftigen, wenn auch die höhern Kräfte der Vernunft dadurch in Thätigkeit gesetzt werden, kann man noch nicht auf diese Richtung hin schliessen. Es gibt fromme Rührungen, die aus einem vermischten Reitze der Sinnlichkeit, der Einbildungskraft und des sittlichen Gefühles entste-

hen, daher allerdings eine moralifche Tendenz haben, und auch oft grofse Bewegungen in der Seele verurfachen, aber fich dadurch leicht von jener Richtung auf das Gute unterfcheiden laffen, dafs fich der Menfch in ihnen, bey allem Scheine der Thätigkeit, doch im Grunde nur paffiv verhält. Das fittliche Gefühl wirkt als blofses Naturgefühl auf das Herz. Zu ihm gefellen fich noch andre Verwandte, aber doch blofs finnliche Gedanken und Gefühle, die diefe Wirkung verftärken. Es werden von der Einbildungskraft mancherley Ideen wieder erweckt, die fich einmal daran angelegt haben, fich oft nur halb entwickeln, und dann durch die Dunkelheit, die auf ihnen ruht, noch gröfsere Stärke erhalten. In allen Betrachtungen und Beftrebungen, die auf diefe Weife entftehen, haben denn doch nur Eindrücke ihr Spiel mit dem Menfchen, die nie in den Willen übergehen, nie Prinzip der Veredlung werden können, welches man bey genauer Aufmerkfamkeit auf fich felbft leicht bemerken wird.

Etwas fchwerer ift es fchon, den guten Willen in jener überfinnlichen That vom

blofsen Wunfche, oder einem lebhaften Sinne für das Gute zu unterfcheiden. So viel ift freylich einleuchtend, dafs der letztere nur im Gefühls- und Begehrungsvermögen feinen Sitz habe, dafs er nicht eigentlich Selbftbeftimmung fey. Aber es ift doch offenbar in ihm mehr Selbftthätigkeit als in den vorhin genannten Rührungen; und die eigentliche Schwierigkeit befteht darin, die Gränze anzugeben, wo diefe Selbftthätigkeit in das Gebieth des Willens fällt, und wo fie auf der andern Seite noch immer den Neigungen angehört, oder mechanifche Wirkung eines ftärkern fittlichen Gefühles ift. Der Erfolg lehrt dies zwar unwiderfprechlich. Der blofse Wunfch des Guten, oder auch der lebhafte Sinn für daffelbe, bringt wohl einige moralifche Wirkungen hervor, aber er geht nie in ein ausdauerndes Streben, fich zu veredeln, nie in weifen und treuen Gebrauch der Mittel über. Uns ift indefs daran gelegen, gleich Anfangs zu wiffen, wie wir die Richtung auf das Gute zu nehmen haben, dafs fie mehr als blofs Wunfch fey.

Bestimmte Merkmale, woran dies gleich und immer zu erkennen wäre, lassen sich nicht angeben. Der Grad der Stärke und des Ernstes, womit sich die Reflexion auf das Gesetz richtet, der Kraft und Innigkeit, womit sich das Denken desselben offenbart, muss darüber vornehmlich entscheiden. Je mehr diese That unser Leben beschäftigt; je mehr wir in derselben unser sinnliches Ich verlieren, unsre sinnlichen Bedürfnisse und Beschäftigungen vergessen; je höher, angestrengter und freyer sich unsre Selbstthätigkeit beweist; je mehr wir uns dabey gleichsam in eine andre Welt versetzt fühlen: desto sicherer können wir auf den Willen vertrauen, desto zuverläſsiger können wir schliessen, daſs hier mehr als bloſser Wunsch sey.

Bey dem ernsten Willen ist auch immer schon ein gewisser merkbarer Ansatz zur Thätigkeit in dem eigentlich praktischen Wesen des Menschen, ein inneres Drängen und Treiben bestimmender, nach aussen strebender Kräfte. Bey dem Wunsche erschöpft sich die ganze Thätigkeit im Wünschen und Verlangen, im Betrachten des Gewünschten und seiner

Vorzüge. Die Einbildungskraft ist zu beschäftigt, hält zu sehr hin, als dass die strebenden und wirkenden Kräfte nur zum Beginnen kommen könnten. Sinn und Verstand sind zu sehr, das praktische Wesen ist zu wenig angeregt. — Das Wünschen ist ein müssiges Träumen, wobey man zwar die Vortheile deutlich genug einsieht, aber nicht lebendig genug empfindet, und mehr Neigung hat, die ergötzende Einsicht zu unterhalten und fortzusetzen, als an das beschwerliche Realisiren zu gehen. Ein jeder weiss deswegen sehr wohl, ob er etwas bloss wünsche, oder ob sein Wille darauf gerichtet sey, wenn er auch nicht im Stande ist, anzugeben, woher er das wisse.

Der blosse Wunsch ist gewöhnlich ein Erzeugniss sinnlicher Bewegungsgründe; immer aber haben diese mehr oder weniger dazu beygetragen. Man findet die Tugend annehmlich, oder man bemerkt, dass sie, ausser ihrer Würde, auch Reitze, Belohnungen und Freuden habe, darum wünscht man sie, wären diese Reitze, Belohnungen und Freuden grösser: so würde man sie auch begehren; um sie aber zu wollen, müssten diese über der Würde ganz

vergeſſen, der Geiſt von der letztern ganz durchdrungen werden. Man darf die Stimmung für das Gute nur näher zergliedern, und ihre Motive erforſchen, um zu wiſſen, ob ſie noch mehr als bloſser Wunſch ſey. Wo ſie allein von reiner Achtung der Tugend hervorgebracht iſt, da iſt ſie auch ſicher mehr; da gehört ſie dem Willen an, und es werden ſich bey genauer Beobachtung Spuren davon zeigen. Lauterkeit der Bewegungsgründe und freye Selbſtthätigkeit charakteriſiren die kräftige Richtung auf das Gute.

Und doch zeigt es ſich oft, daſs dieſe Richtung auch mit jenen beyden Erforderniſſen verſehen, unwirkſam bleibt. Unter denen, die auf die moraliſche Veredlung, durch Staat, Erziehung, Kirche und ſchöne Kunſt, einigermaſsen, wenn auch nur unvollkommen, vorbereitet ſind, iſt vielleicht kein einziger, der ſie nicht einmal in ſeinem Leben unzweydeutig und ernſtlich genommen hätte. Und doch gibt es ſo wenige, die aus der Veredlung ein eignes Geſchäft machen. Man kann nicht läugnen, daſs in ſolchen Fällen mehr als Wunſch und Rührung, daſs wirklich der Wille thätig

war, indem ſich jeder bewuſst iſt, die erſten Anſätze des Strebens in ſich gemerkt zu haben. Jene Richtung und die Thätigkeit des Willens in derſelben muſs alſo wohl nicht kräftig genug geweſen ſeyn. Es entſteht daher noch die Frage, welcher Grad der Vollkommenheit ſchon im erſten Keime liegen müſſe, wenn er ſich vollſtändig entwickeln ſoll, und woran man dieſen Grad erkennen könne. Die Beantwortung derſelben hat noch mehr Schwierigkeit als alles Vorhergehende. Eine allgemeine, und von der Erfahrung unabhängige Entſcheidung ſcheint hier gar nicht möglich zu ſeyn, da hier ſo vieles auf die Verſchiedenheit des Temperamentes, und die Heftigkeit des, in den Leidenſchaften und äuſsern Hinderniſſen, zu überwindenden Widerſtandes ankommt. Bey einem lebhaften Temperamente ſind alle Kräfte ſtärker angeregt; wie viel mehr muſs es die ſeyn, die alle andre ihrem Dienſte unterwerfen ſoll? Beym trägen, phlegmatiſchen ſchlafen alle Kräfte, und können nur durch den vernünftigen Willen in Bewegung geſetzt werden. In beyden Fällen gehört eine ausgezeichnetere Energie, die ſich aber in dem einen

mehr auf den äufsern Reitz, der bekämpft, in dem andern mehr auf die innere Thätigkeit, die geweckt und unterhalten werden muſs, bezieht, zur Vollkommenheit der erſten Richtung, als bey gemäſsigten Charakteren. Mächtige Leidenſchaften, die der Tugend unaufhörlich entgegenſtreben, groſse Gefahren, die für ſie zu übernehmen, bedeutende Hinderniſſe, die zu entfernen ſind, erfordern eine gröſsere Stärke des guten Willens, wovon der Grund ſchon in ſeinem *erſten* Anſatze liegen muſs. Doch *ſagt* einem jeden ein dunkles Gefühl, ob er in ihm wohl den gehörigen Grad der Vollkommenheit habe, um ſich überall durchzuſetzen und auszuführen. Iſt jene Richtung bloſs einſeitig, bloſses Wollen des Guten, Reflectiren auf das Prinzip deſſelben, ohne die Antriebe der Sinnlichkeit, die dabey beſchränkt oder bezwungen werden müſſen, in Erwägung zu ziehen, und ohne ſich mit einer gewiſſen Reſignation auf das Intereſſe der letztern dem erſtern hinzugeben: ſo mag ſie übrigens noch ſo kräftig ſeyn, ſie wird doch ohne Folgen für wahre Veredlung bleiben. Nur da, wo ſie nicht bloſs mit der gehörigen Anſtrengung,

ſondern auch mit dem vollen Bewuſstſeyn des getheilten Lebens, mit dem ganzen Gefühle deſſen, was man der Tugend werde aufzuopfern haben, mit froher Bereitwilligkeit, ihr jedes andre Streben unterzuordnen, und, wo es nicht anders ſeyn kann, auch hinzugeben, mit einer Verehrung ihrer Würde, wobey man weiſs, daſs man ſtark genug ſey, alles für ſie zu wagen, unternommen wird, kann man auf eine dauerhafte Wirkſamkeit ſicher vertrauen.

Doch muſs man ſich hüten, dieſes kräftige Tugendgefühl, dieſe begeiſterte Verehrung voll Reſignation mit einem frommen Enthuſiasmus zu verwechſeln, der auch das Herz mächtig ergreift, und mit Muth erfüllt, bey dem man ſich ſtark dünkt zu jeder Verläugnung, ja der uns nicht ſelten ganz über die Erde hinauf reiſst, aber doch bald wieder verfliegt. Es iſt auch nicht ſchwer ihn davon zu unterſcheiden. Bey einer nähern Beleuchtung ſeines Urſprunges zeigt es ſich bald, daſs er ſich nicht auf reine, ſelbſtſtän-Achtung des Guten gründe, ſondern, wie die Rührung und der Wunſch, von einem ſinnlichen In-

Interesse, das hier die Phantasie in mannichfaltigen dunkeln Gefühlen um die Tugend legte, und mit dem wahren Interesse der letztern vereinigte, erzeugt sey, daher er auch nur so lange fortdauert, als die Erhitzung und Bewegung der Einbildungskraft anhält. Die reine Begeisterung der Vernunft gehört ihr allein an, ist das Werk weiser Ueberlegung und ruhiger Würdigung. Sie resignirt, weil sie einsieht, daſs alles andre gegen die Majestät der Tugend klein sey, daſs die Güter, die sie aufopfert, mit denen, für welche sie dieselben hingibt, in gar keine Vergleichung kommen, in jeder Hinsicht über sie unendlich erhaben seyen — nicht in einer feurigen Aufwallung der Sinnlichkeit, worin man nicht mehr weiſs, als daſs man bewegt sey. Schon das ungestüme Treiben, der schwärmerische Schwung, die unnatürliche Spannung muſs jenen Enthusiasmus verdächtig machen.

Diesem allem zufolge wird die erste Richtung auf das Gute, die intelligible That, womit das moralische Leben im Menschen anfängt, von der Art seyn, daſs darauf der tugendhafte Charakter gegründet werden, die

Veredlung davon ausgehen kann: wenn ſich in ihr Freyheit und abſolute Selbſtthätigkeit offenbart; wenn darin der reine Wille unabhängig von ſinnlichen Beſtimmungsgründen, die nie auf ihn, immer nur auf das ſinnliche Begehrungsvermögen treffen, wirkt; wenn ſich die Vernunft lediglich um ihrer ſelbſt willen befeſtigt; endlich, wenn ſie mit ruhiger Ueberlegung des ſinnlichen Intereſſes, und einer weiſen und kräftigen Reſignation verbunden iſt.

Im Ganzen genommen iſt die beſchriebene erſte Richtung auf das Gute, bey aller Verſchiedenheit fehlerhafter Neigungen, und in allen Arten der formalen Verkehrtheit des Willens, in allen Geſtalten, in denen ſich der natürliche Hang zum Böſen im Menſchen zeigt, dieſelbe: vernünftige Selbſtbeſinnung, Erhöhung des moraliſchen Bewuſstſeyns. Doch modificirt ſich nach den letztern einiger Maſsen die Beſchaffenheit und der Grad der zu ihr erforderlichen Anſtrengung.

Der Stumpfſinn kann noch nichts aus ſich ſelbſt machen, er muſs erſt von auſsen her bearbeitet, ſeiner Gedankenloſigkeit ent-

riſſen, zum deutlichen und entwickelten Gefühle ſeiner moraliſchen Natur geweckt werden; und wie er dann die Richtung auf das Gute zu nehmen habe, das hängt davon ab, ob er gleich dem Rufe, der nun an ihn ergeht, folgt, oder ob die fehlerhafte Dispoſition des Willens fortdauert, und in welche von den andern Arten der Verkehrtheit ſie dann ausſchlägt. Im erſten Falle darf die Anſtrengung nur geringe, nur eine Fortſetzung des Werkes ſeyn, das andre in ihm angefangen haben.

Die Trägheit muſs ſich ſelbſt entreiſsen, aus einem Zuſtande, in dem der Wille nichts iſt, in einen andern übergehen, in dem er etwas wird. Sie braucht nichts wegzuſchaffen, kein vorhandenes Prinzip zu zerſtören, keine wirkliche Beſtimmung zu aufheben: ſie ſoll nur Thätigkeit werden, ſich einem Prinzip unterwerfen, ſich eine Beſtimmung geben.

In der Nachgiebigkeit hat der Wille ſchon gewirkt; es iſt eine verkehrte Richtung in ihm. Er muſs es mit ſich ſelbſt aufnehmen, zugleich etwas vertilgen und etwas an-

ders an die Stelle ſetzen. Er muſs ſich mehr ſammeln, ſich in einem höhern Grade anſtrengen.

Iſt der Hang zum Böſen vorſätzlich, beſonnene Billigung: ſo muſs der Wille ganz auf ſeinem eignen Gebiethe kämpfen, er liegt mit ſich ſelbſt im Streite, und ſoll auch dieſen Streit beendigen. Hier hat er es nicht bloſs mit einem Zuſtande, in den ihn wenigſtens zum Theil die Umſtände könnten gebracht haben, ſondern mit einer Beſchaffenheit zu thun, die er ſich ſelbſt gegeben hat. Nur die höchſte Energie des Denkens, nur die gröſste Anſtrengung ſeiner moraliſchen Kräfte kann ihn hier retten.

Noch ein nothwendiges Erforderniſs jener erſten Richtung auf das Gute iſt, daſs ſie ſchon gleich anfangs religiös ſey. Damit ſoll aber nicht geſagt ſeyn, daſs ſie durch die eigenthümlichen Bewegungsgründe der Religion für das Gute erſt gewonnen, oder doch mit eingenommen und angezogen werden müſſe, daſs ſie das Gute nicht wählen und ergreifen könne, ohne dazu durch den Gedanken der Belohnung,

die es in einem andern Leben erwarten darf, des Elendes, das dort das Laſter bedroht, und des ehrenvollen und erfreulichen Zieles, dem man dadurch näher kommt, ganz oder zum Theil beſtimmt zu werden. Dadurch würde der weſentliche Charakter der Tugend, Selbſtſtändigkeit und Reinheit verloren gehen. Wenn dieſe nicht an ſich ſelbſt erhaben und ſtark genug wäre, das Intereſſe des Menſchen für ſich zu wecken: ſo würden auch alle Einladungen und Drohungen nicht hinreichen ſie zu erzeugen. Die genannten eigenthümlichen Bewegungsgründe der Religion ſind ſinnlich, und können nur etwas Sinnliches bewirken; ſie modificiren den ſinnlichbeſtimmten Willen, aber ſchaffen ihn nicht um, machen ihn nicht zu einem vernünftigen. Freylich kann ſich der ſchon vorhandene gute Wille ihrer bedienen, um durch ſie, als etwas Sinnliches, auf ein andres Sinnliche zu handeln, dieſem ſolche Beſchaffenheiten mitzutheilen, welche ihm unmittelbar mitzutheilen er nicht im Stande war, — um ſich in der Erſcheinung zu entwickeln, und den Widerſtand, der ihm auf ihrem Gebiethe begegnet, zu überwinden.

Aber dann muſs ſein inneres moraliſches Leben ſchon gegründet, die erſte Richtung ſchon in der gehörigen Stärke vorhanden ſeyn; und der Erfolg dieſer Bewegungsgründe kann ſeinem wahren Werthe nichts zuſetzen; in ihrem ernſten, anhaltenden Gebrauche offenbart ſich nur jene Stärke, und dieſer iſt ſein Werth und ſein Verdienſt. Er darf und muſs ſich in dem Geſchäfte ſeiner Veredlung oft an den Herzenskündiger, der ihn, als Zeuge ſeiner Gedanken und Thaten, allgegenwärtig umgibt, deſſen Beyfall die höchſte Ehre, deſſen Miſsfallen das höchſte Unglück iſt — an den gerechten Vergelter, ſeine Strafen und Belohnungen — an den huldvollen gütigen Vater, deſſen Segnungen unausſprechlich ſind — an die Ewigkeit, die der Tugend den höchſten Preis, die herrlichſte Vollendung darbeut, erinnern, um ſich dadurch im Widerſtreben gegen den Sündenreitz zu ſtärken, ſein in Weltgeſchäften und Weltgenüſſen erkältetes Herz zu erwärmen, ſeinen müden Eifer wieder anzufeuern: aber was ſoll ihn dazu ermuntern, wenn nicht ſchon das Prinzip der Veredlung in ihm thätig iſt, wenn er nicht ſchon das

Gute um seiner selbst willen über alles schätzt?

Die erste Richtung auf das Gute soll religiös seyn, heisst: sie soll die moralische Kraft der menschlichen Natur nach allen ihren Beziehungen umfassen, nicht blos auf das Gesetz, als Befehl der Vernunft, sondern auch auf das höchste Wesen gehen, das in ihm seinen Willen ausspricht, nicht blos Achtung für die eigne beschränkte, sondern auch Ehrfurcht gegen die unendliche Vernunft, mit dem Gedanken an Gott, Weltregierung, Ewigkeit und Menschenbestimmung gepaart, die Grundlage, nicht blos der Tugend, sondern auch der Frömmigkeit, nicht blos der reinen, sondern auch einer glaubens- und aussichtsvollen Sittlichkeit seyn. Das deutliche und entwickelte Denken der praktischen Vernunft, ist auch schon ein dunkles Denken, wenigstens ein Ahnden, religiöser Ideen, das aber ins Gefühl übergeht, und da eine religiöse Stimmung bildet. Es ist nicht möglich, dass sich der Mensch mit Ernst auf das Gute richte, ohne sich zugleich mit auf Gott und die Zukunft zu richten. Nur indem sie zugleich eine reli-

giöſe iſt, prägt dieſe Richtung ihren überſinnlichen Charakter ſo rein aus, als es nothwendig iſt, wenn ſie wahre Veredlung werden ſoll, offenbart ſie ſich in ihrer Selbſtſtändigkeit und Freyheit, beginnt mit ihr eine Reihe tugendhafter Bemühungen, iſt ſie kräftig genug, ihn zu allem zu vermögen, was zur Ausführung ſeines moraliſchen Charakters erfordert wird. Religiös ſoll die Veredlung des Menſchen ſeyn; denn reine Religioſität, abſolute Vereinigung der menſchlichen Natur mit dem Höchſten und Beſten iſt ihre Vollendung. Religion hängt mit ſeinem Weſen unzertrennlich zuſammen, iſt nothwendige Entwickelung, die oberſte Einheit dieſes Weſens. Etwas Religiöſes muſs alſo ſchon in der erſten Richtung liegen, die der Keim von allem andern iſt. Es iſt auch nicht ſchwer, dieſe Tendenz überall in ihr zu entdecken, wenn ſie ſich auch nicht immer beſtimmt und deutlich ausſpricht.

Mit der erſten kräftigen Richtung auf das Gute, wenn ſie den gehörigen Grad der Vollkommenheit hat, iſt der überſinnliche

Charakter ganz veredelt, der Widerſtand beſiegt, der von der Beſchränktheit der Vernunft herrührt. Aber in der Erſcheinung, wo ſie in das Gebieth der Zeit fällt, wird dieſer Widerſtand zu fortdauernden, ſich nach und nach hervorthuenden Reitzen, und die gute Geſinnung zu einer Reihe angeſtrengter Bemühungen, dieſe Reitze zu überwinden, ſich die Sinnlichkeit nach und nach zu unterwerfen, dem vernünftigen Willen immer gröſsere Stärke zu geben. Sie offenbart ſich als Kampf gegen den noch nicht ganz ausgerotteten Hang zum Böſen, der ſich in einer gewiſſen ſtärkern oder ſchwächern Dispoſition für das Sinnliche zu erkennen gibt, vermittelſt welcher ſich der Menſch bald von dieſem Sinnlichen ganz hinreiſsen läſst, ohne auf die Vernunft zu achten, bald ihr in ſo fern folgt, als ihre Forderungen mit den Forderungen des Geſetzes zuſammenſtimmen, und alſo zwar das Geſetz erfüllt, aber nicht aus Achtung gegen daſſelbe. In dem erſten Falle iſt ſie Gebrechlichkeit, in dem andern Unlauterkeit. Die Vollkommenheit der erſten Richtung hebt in der Erſcheinung dieſe Dispoſition nicht auf; aber

sie ist ein nothwendig wirksames Prinzip, ihr entgegen zu arbeiten.

Was diese Disposition unterhält, ist der fortdauernde Einfluſs der Sinnlichkeit, die sich nicht allein noch immer dem Willen andringt, sondern für welche ihm auch noch immer eine gewisse Geneigtheit, eine Fertigkeit sich nach ihr zu bestimmen, aus seinem vorigen Zustande her, anklebt. Diese Fertigkeit wirkt ganz mechanisch, und sie würde nie zur That werden, wenn der Wille immer selbstthätig wäre, wenn er immer handelte, nie sich hingäbe. Die Menschen lassen sich leiten, sie denken nicht an das, was sie thun, vergessen, daſs sie eine Pflicht haben, daſs in ihrer Vernunft eine höhere und edlere Norm für ihr Betragen liege, als die des Egoismus, der für das gröſste, dauerhafteste, oder gehaltreichste Vergnügen gestimmten Sinnlichkeit; sie handeln ohne daſs es ihnen in den Sinn käme, zu fragen, ob das recht sey, oder doch ob es aus reinen Bewegungsgründen der Tugend flieſse. Könnte man es dahin bringen, daſs man nichts thäte, ohne vorher zu überlegen, sich auf seine Vernunft und ihr Gesetz zu besinnen: so

würde entweder die dadurch wieder angeregte gute Gesinnung sich selbst durchsetzen, oder wo sie dazu nicht stark genug wäre, die Reflexion auf das Gesetz so lange und so angestrengt fortsetzen, daſs sie von selbst in Erfüllung überginge — das moralische Gefühl bis zu dem Grade erhöhen, wo es jedem sinnlichen Reitze gewachsen wäre.

Moralischer Leichtsinn ist der eigentliche Fehler, der die Wirksamkeit des Guten im Menschen aufhebt, der ihn hindert, bey allen seinem Thun eine reine und feste Ueberzeugung zu haben. Mit der Ausrottung desselben wäre das Maximum der Tugend erreicht; würde die erste ernste Richtung auf das Gute sich immer ausführen, Eine That des ganzen Lebens werden; wer immer überzeugt seyn will, wird auch immer recht handeln. Aber das ist es eben, was die Hauptschwierigkeit macht, das ist die groſse Kunst und höchste Aufgabe des Lebens, wie dem entgegen zu arbeiten, wie es anzufangen sey, daſs man sich nie übereilen lasse. Man kommt freylich am kürzesten davon, wenn man anräth, nichts ohne reifliche Ueberlegung zu thun. Aber gerade

das macht die eigentliche Schwierigkeit. Die Ordnung unsers Denkens ist durch gewisse Gesetze unabänderlich bestimmt. Ein Gedanke folgt auf den andern, wie er mit demselben wesentlich oder zufällig verwandt ist, wie er im Gedächtnisse an ihn gränzt, oder sonst mit ihm in irgend einer Verknüpfung steht. Die Willkühr ändert darin nichts ab. Wir merken das am deutlichsten in den Augenblicken, in denen wir uns den Spielen der Phantasie hingegeben haben. Aber auch da, wo wir eine Erinnerung absichtlich hervorzurufen oder zu entfernen scheinen, finden wir bey näherer Untersuchung, dass irgend ein Interesse uns nöthigt, unsre Aufmerksamkeit mehr darauf hin-, oder davon abzulenken, dass wir auch hier der Natur folgen, und dass jede neue Veränderung wieder ein neues Interesse fordert, das uns bestimme sie vorzunehmen. So erscheint unser ganzes Leben als eine, durch die Einrichtung unsers Wesens, und das Verhältniss derselben zu den Dingen die uns umgeben, angeknüpfte, angeordnete und unzertrennlich verbundene Reihe von Gedanken und Empfindungen. Wir werden bey unsern Handlungen überlegen,

wenn gerade ein hinreichend mächtiges Intereſſe dazu da, wenn gerade ein Gedanke angeregt iſt, der an diejenigen, die zur vollſtändigen Ueberlegung erfordert werden, nahe genug angränzt. Wir werden uns paſſiv verhalten, wenn die gegenwärtige Stimmung unſers Gemüthes ſich mehr zur Paſſivität hinneigt, den Eindrücken von auſsen, und den mit ihnen verwandten Bildern der Phantaſie ein freyeres Spiel geſtattet. Soll der Wille in die Reihe, die durchaus ſinnlich bedingt iſt, eingreifen: ſo kann er das nur als Naturkraft, d. h. das rein vernünftige Intereſſe in ihm muſs ſtark genug ſeyn, um jedes andre zu überwältigen, um ſich unwiderſtehlich zum Bewuſstſeyn vorzudrängen. Nicht die freye Ueberlegung ſetzt den Willen in Bewegung, denn ſie iſt nicht in der Gewalt des Menſchen; ſondern der Wille muſs kräftig gemacht werden, daſs er zum Ueberlegen nöthige. Nicht das iſt die Schuld des Menſchen, daſs er in dieſem einzelnen Falle nicht nachgedacht hat, ehe er handelte, ſondern, daſs ſein guter Wille nicht hinreichte, ihn in allen Fallen zum Nachdenken zu leiten.

Gesetzt indess, es wäre auch möglich, die einmal angeregte Gedankenreihe willkührlich zu unterbrechen, und aus freyer Entschliessung da zu überlegen, wo das natürliche Interesse auf das Gegentheil gerichtet ist: so würde eine solche Ueberlegung sich selbst überlassen, doch selten oder nie eine reine moralische Ueberzeugung hervorbringen. Es ist nicht genug, dass man bloss aus Ueberzeugung handle, man muss auch eine wahre, unpartheyische und rücksichtslose Ueberzeugung ernstlich gewollt haben. Bey sehr vielen ist das Erstere der Fall, wo es am Letztern gänzlich fehlt. Sie bedenken wohl, was sie thun, sie vergessen nicht zu fragen, ob das auch recht sey; aber der Wunsch es recht zu finden, leitet ihre Ueberlegung irre. Ihr Ziel haben sie schon gewählt. Sie wollen nicht beym Wahren, sondern bey diesem Ziele ankommen. Darnach wird jeder Gedanke modificirt. Vorurtheile, schiefe Ansichten, halb wahre, von der Sinnlichkeit begünstigte Meynungen und heftige Leidenschaften treiben hier überall ihr Spiel. Und da ist es dann nicht besser, als wenn sie gar nicht überlegt hätten. Ihr Handeln nach

Ueberzeugung ist nichts weniger als ein moralisches. Die gute Gesinnung ist dabey gar nicht wirksam; darum wird auch das Leben dadurch nicht veredelt, die verkehrte Disposition bleibt ungeschwächt. Die Ueberlegung dessen, was man thut, kann nur dann Fehler verhüten, wenn sie selbst eine Frucht des kräftig auf das Gute gerichteten Willens ist, wenn sie allein in der Absicht angestellt wird, um diesen Willen zu stärken und auszuführen.

Oft fehlt der Mensch auch deswegen, weil er von der Heftigkeit einer Leidenschaft, oder von dem Gedränge der Umstände übereilt wird. Weil jene ihn zu stark erhitzen, als daß er noch Fähigkeit zum ruhigen Nachdenken behalten könnte, diese zu ungestüm, zu schnell und in zu großer Verwirrung auf ihn eindringen, als daß er im Stande wäre, sich gleich zu sammeln. Hier ist der gute Rath, nichts zu thun, ohne vorher überlegt zu haben, nun gar vergebens. Nur die Kraft eines innern Widerstandes, die also vor der Befolgung jenes Rathes vorhanden seyn muß, kann die Leidenschaft bezwingen, den Ungestüm mäßigen, die Verwirrung auflösen,

das Plötzliche einer ruhigen Betrachtung unterwerfen.

Aus diesem allen leuchtet ein, dass auf die Befestigung des guten Willens, und auf die Entfernung des moralischen Leichtsinnes, der nie überdenkt, was er thut, auf die Fertigkeit die beste Einsicht zu wollen und nach ihr zu handeln, als auf das höchste Ziel des Menschen zugleich müsse hingewirkt werden.

Die Bemühungen, die er in dieser Hinsicht anzuwenden hat, gehen darauf aus: zuvörderst das moralisch-religiöse Gefühl zu beleben — denn je lebendiger dieses wirkt, desto stärker wird es den Willen machen, jeden Reitz zum Bösen zu überwinden, desto mehr wird es seine Passivität aufheben, und ihn in Thätigkeit setzen, sich zu nichts hinzugeben, ohne vorher überlegt zu haben; dann, das Prinzip der reinen Selbstthätigkeit im Willen selbst zu verstärken, ihm mehr Kraft, Dauer und Festigkeit zu geben — ohne das wird das moralische Gefühl nur Empfindung bleiben, nie That werden; endlich das, was ihm in der Sinnlichkeit entgegen steht, seine fehlerhafte Disposition unterhält, ihm die

die Befehle der Vernunft am leichteſten in Vergeſſenheit bringt, zu ſchwächen. Es iſt indeſs nicht nöthig, dieſe Bemühungen fernerhin abgeſondert zu betrachten, da es faſt immer dieſelben Mittel ſind, wodurch ihre verſchiedenen Zwecke zugleich erreicht werden.

Wir kennen nunmehro das Ziel des Menſchen in dieſer erſten Periode der Veredlung: die einmal genommene Richtung auf das Gute ſoll dahin geſtärkt und belebt werden, daſs ſie ihn ganz beherrſche, daſs er in allem ſeinem Thun von ihr geleitet werde. Es entſteht die Frage: was er zu thun habe, um es dahin zu bringen, durch welche Reihe von Uebungen er hindurchgehen, welcher Mittel er ſich dazu bedienen müſſe? Die Beantwortung derſelben iſt in folgenden Lebensregeln enthalten.

Erſte Regel. Entreiſse dich der Zerſtreuungsſucht. Unter Zerſtreuungsſucht aber iſt zu verſtehen jede Neigung zu ſolchen Gegenſtänden und Beſchäftigungen, die den Menſchen aus ſich ſelbſt hinausrücken, ihn in fremde Zwecke vertiefen, in der Be-

förderung ſeiner ſinnlichen Angelegenheiten ſeine Kräfte erſchöpfen, eine weiſe Sammlung des Geiſtes verhindern, und ihn für jede höhere Sorge unfähig machen. Kein Menſch iſt hiervon ganz frey: denn das Verlangen nach Abwechſelung in dem was wir thun und genieſsen, iſt unſrer ſinnlichen Natur tief eingedrückt, gehört zu ihren unvertilgbarſten Bedürfniſſen; nur daſs es ſich, nach der Verſchiedenheit der Anlagen, auch auf verſchiedene Art modificirt, bey dem einen mehr körperlich, bey dem andern mehr geiſtig, bey dem einen mehr auf das Denken, bey dem andern mehr auf das Empfinden gerichtet iſt. Hierhin gehört nicht allein die Sucht nach immer neuen Vergnügen, die Neigung ſich unter unaufhörlichen Veränderungen herum zu treiben, für ſeine Sinne immer andre Reitze und Ergötzlichkeiten zu haben, jeden verleideten Genuſs durch einen andern zu erſetzen, von einer Beſchäftigung zur andern zu eilen, ſo bald ſie anfängt gleichgültig zu werden; hierhin gehört auch jede zu groſse Anhänglichkeit an das irrdiſche Leben und alles was darin Nothwendiges oder Erfreuliches durch Fleiſs und

Klugheit zu erlangen ſteht, die den Menſchen ſo ſtark an ſeine Güter feſſelt, ſo ſehr für ſie einnimmt, daſs er nur für ſie Sinn zu haben ſcheint, nur für ſie empſindet, denkt und arbeitet, daſs er nach ihnen alles berechnet, für ſie alles ſtimmt, auf ſie alles hinlenkt, ihrem Intereſſe alles unterwirft, nach ihrem Maſsſtabe alles würdigt. Endlich gehört hierhin die Unbeſtändigkeit und der Leichtſinn, die jedem Eindrucke offen ſtehen, ſich von allem feſſeln laſſen, was ihnen mit gefälligem Reitze entgegen kommt, überall, ohne Nachdenken, einer blinden Eingebung des Herzens, oder der Empſindung des gegenwärtig Angenehmen folgen, die um nichts ängſtlich beſorgt, durch nichts tief gebeugt, jede Lage erträglich ſinden, und ihr eine ſchöne Seite abzugewinnen ſuchen. Drey Erſcheinungen, die man füglich unter dem Namen des Weltſinnes zuſammen faſſen kann, und die ihren verderblichen Einfluſs auf Sittlichkeit und Veredlung in unſerm Zeitalter vorzüglich beurkundet haben.

Schon die Veränderlichkeit, die ſie in den Gedanken, Empſindungen und Arbeiten unterhalten, die ewigen Abwechſelungen, in

denen ſie den Menſchen herumführen, laſſen ihn nie zu dem weiſen Ernſte kommen, der zu dem Geſchäfte der Veredlung nothwendig, in der kräftigen Richtung auf das Gute ausgedrückt iſt, und durch den dieſe allein unterhalten wird. Die Veredlung fordert ruhige Selbſtbeſinnung, beſtändige Vergegenwärtigung unſrer geſammten, und beſonders unſrer moraliſchen Angelegenheiten. Weltſinn lehrt, uns ſelbſt vergeſſen, unſer Leben nur in ſeinen Erſcheinungen, nie in ſeinen Fähigkeiten und in ſeiner Aufgabe fühlen. Die Richtung auf das Gute dauert nur fort, wo der Sinn für daſſelbe geſchärft, das Gefühl lebendig iſt, und der Geiſt ſich immer leicht ſammeln kann. Weltſinn ſtumpft das Gefühl für alles Höhere ab, ſchwächt in der Vernunft das Prinzip der Tugend, benimmt ihren Triebfedern alle Kraft, verengt das Herz durch die kleinen Beſtrebungen, woran er daſſelbe gewöhnt, betäubt und verwirrt den Geiſt durch den beſtändigen Wechſel von Gegenſtänden und Empfindungen, womit er auf ihn eindringt, und erſchwert es eben ſo ſehr, groſs als weiſe zu denken. Die Veredlung bedarf zur Befeſtigung

des guten Willens einer gewiſſen Gleichgültigkeit gegen das Sinnliche. Weltſinn erhöht das Intereſſe deſſelben, zieht den Menſchen immer mehr in daſſelbe hinein, macht ihn zuletzt ganz ſinnlich. Die Veredlung verlangt ein unbefangnes, freyes Gemüth. Der Weltſinn arbeitet mehr als alles dem entgegen, macht das Herz immer abhängiger von äuſsern Gütern und Zwecken. Der Geiſt der Tugend iſt reine Selbſtthätigkeit, und ſie wird ſtärker, wirkſamer in eben dem Maſse als ſich dieſe Selbſtthätigkeit vermehrt. Weltſinn unterwirft entweder alle Thätigkeit eigennützigen Beſtimmungsgründen, wobey nicht der Menſch, ſondern die Natur in ihm thätig iſt, ihn als ihr Organ braucht — oder macht ihn durchaus paſſiv, unfähig für das Thun — allein geſtimmt für das Leiden und Genieſsen.

Dem Weltſinne und der Zerſtreuungsſucht, muſs vor allen Dingen entgegen gearbeitet werden, wo die moraliſche Geſinnung ſich nur erhalten, noch mehr aber, wo ſie wachſen und ſtark werden ſoll. Laſs dich daher nicht von ihnen beherrſchen, laſs ſie nie bey dir zur Leidenſchaft werden, nie ſo deine Liebe ge-

winnen, daſs für das Höhere kein Raum mehr in deinem Herzen wäre, daſs die Neigung zu Weltgeſchäften, Welteindrücken und Weltgenüſſen alles Gefühl für groſse Gedanken und die reine Würde der Tugend bey dir erſtickte. Nie überſchreie der Jubel ſinnlicher Luſt die Stimme der Vernunft. Nie müſſen ſinnliche Ergötzlichkeiten, Arbeiten und Eindrücke dich ſo feſſeln, daſs du dein beſsres Selbſt darüber vergeſſeſt, nie dich ſo hinhalten, daſs du dich in ihnen verliereſt. Darnach beſtimme das Maſs der Veränderungen und Zerſtreuungen, die du dir erlaubſt, daſs du immer deiner Geiſterwürde eingedenk bleibeſt, dich immer in deiner Gewalt habeſt, deine Gedanken und Empfindungen auf ſie hinzulenken, und ihre Forderungen zu vernehmen.

Zweyte Regel. Schwäche und beſchränke deine ſinnliche Begehrlichkeit. Dieſe iſt mit der eben genannten Weltliebe nahe verwandt, und ihre Wirkungen ſind ohngefähr dieſelben. Sie äuſsert ſich mehr in der Stärke einzelner Neigungen, in der herrſchenden Vorliebe für einzelne ſinnliche Genüſſe, wie ſie den eigenthümlichen

Bedürfnissen des Herzens angemessen sind, in der Abhängigkeit des Gemüthes von den Gegenständen gewisser natürlicher Begierden, und im Ganzen in einer Disposition desselben, jedem sinnlichen Reitz stark zu empfinden, von jedem angenehmen oder unangenehmen Eindrucke in einem hohen Grade gerührt, und zu den Bestrebungen, die er anregt, fast unwiderstehlich hingezogen zu werden. Der Weltsinn schwebt mehr auf der Oberfläche der Seele, und hängt mehr an der Oberfläche der Gegenstände. Die sinnliche Begehrlichkeit dringt tiefer ein, weckt gröſsere Bewegungen, haftet länger an jedem Gegenstande und verfolgt ihn anhaltender. Jener will seinen Gegenstand nur berühren und ihn dann fahren lassen; diese will ihn in sich hineinziehen, ihn immer vollständiger und unumschränkter besitzen. Jener begnügt sich mit dem, was gerade zu haben ist, ihn kümmern nur die gegenwärtigen Sorgen, er wählt nur unter dem vorliegenden Angenehmen das Angenehmste; diese reicht in die Ferne, ersieht sich auch da ihr Ziel, beurtheilt und benutzt darnach das Gegenwärtige, und wählt unter dem vorliegenden Nützlichen

das Nützlichste. Jener ist mehr passiver, diese mehr activer Egoismus. Sie schadet daher in so fern dem guten Willen weniger, als in ihr mehr Thätigkeit und Sammlung des Geistes, mehr Besonnenheit, Ueberlegung und Nachdenken ist, und sie das Leben nicht so sehr in eine grosse Menge sehr verschiedener Empfindungen zerstreut. Auf der andern Seite wird sie aber dadurch gefährlicher, dass sich in ihr die Sinnlichkeit mächtiger regt, die Begierde dringender fordert, das Feuer der Leidenschaft heftiger aufglüht, ein stärkeres Interesse der Richtung auf das Gute entgegenwirkt, die Versuchungen zu dem, was mit dieser streitet, zahlreicher und grösser sind, und die Stimmung des Herzens noch mehr von der Tugend entfremdet, die Selbstliebe tiefer eingewurzelt ist.

Wo sinnliche Begehrlichkeit ihre ganze natürliche Stärke behauptet, da kann sich der gute Wille nicht durchsetzen, da würde der höchste Grad der Vollkommenheit kaum hinreichen den Widerstand zu überwinden. Ihre Heftigkeit muss geschwächt, ihre Macht und Ausbreitung muss beschränkt werden, wenn

die Tugend ſich in der Seele befeſtigen, und auf die Handlungen einen beſtimmenden Einfluſs gewinnen ſoll.

Begehre nicht zu viel und nichts zu ſtark. Das Erſte würde dein Streben nach dem Sinnlichen zu weit ausdehnen, alle deine Gedanken, Empſindungen und Unternehmungen ſo feſt mit demſelben verknüpfen, daſs ſie ſich auf nichts anders mehr richten könnten. Das Andre würde dich betäuben und verblenden, dich, wenigſtens in Anſehung des Gegenſtandes deiner Begierde, aller vernünftigen Selbſtbeſinnung unfähig, den Reitz zu Vergehungen, die das moraliſche Gefühl nach und nach ganz abſtumpfen, unwiderſtehlich machen. Wache ſchon gleich Anfangs über die in dir aufſteigende Leidenſchaft; ſtelle alle die Ueberlegungen an, die ihr weiteres Umſichgreifen verhüten können; verſtopfe ihre Quellen und Zuflüſſe; vermeide alle Erinnerungen, Phantaſieen, Gefühle, Handlungen und Situationen, die ihr Nahrung geben, ihr glimmendes Feuer anfachen, ſie unvermeidlich zur That reitzen. Richte dein Denken von dem weg, was ihr ein höheres Intereſſe ertheilt;

verſtatte es dir noch weniger in der Einbildung etwas an ihr zu verſchönern. Sammle dich ſchnell, wo ſie ungeſtüm auf dich eindringt, und weiſe ſie auch da oft unbefriedigt ab, wo du ſie, ohne Verletzung deiner Pflicht, befriedigen könnteſt. Verwahre dich gegen zu groſse Bewegungen des Gemüthes: ſie ſind entweder ſchon der Saame der Leidenſchaft, oder doch ein fruchtbarer Boden, der dieſen Saamen ſchnell und kräftig entwickeln wird. Jede deiner Begierden ſtehe unter der Herrſchaft des Verſtandes. Bewahre in allen ein ſolches Maſs, daſs dein moraliſches Bewuſstſeyn durch ſie nicht gehindert werde, ſich überall klar und nachdrücklich anzukündigen. Begehre ſtäts ſo, daſs du auch wollen könneſt.

Dritte Regel. Ziehe dich oft in eine freywillige Einſamkeit zurück. Wer immer in der Welt lebt, kann unmöglich von allem Weltſinne frey bleiben, unmöglich zu heftige Begehrlichkeit von ſich abhalten. Er iſt überall von ihren Erſcheinungen, Beſchäftigunnen, Sitten und Genüſſen umfangen, hört allenthalben ihre Einladungen,

und wenn ſie auch an ſich kein Intereſſe für ihn haben, ſo erlangen ſie es doch dadurch, daſs er ſich allmählig an ſie gewöhnt, daſs der herrſchende Geiſt ſich auch ihm unvermerkt mittheilt, daſs das, was überall geſchieht, in ihm ein dunkles Gefühl der Nothwendigkeit weckt, und ihn durch daſſelbe mechaniſch mit fortzieht. Er muſs ſich oft mit zerſtreuen, mit leichtſinnig, mit um ſinnliche Zwecke ängſtlich beſorgt ſeyn, um ſich nicht von den Menſchen, mit denen er lebt, ganz zu entfremden. Manche ſinnliche Güter erlangen durch die Verbindung, worin wir mit andern ſtehen, und durch den beſtändigen Verkehr mit ihnen einen, mehr als eingebildeten, gröſsern Werth, die Begierde darnach wird ausgebreiteter und heftiger, das Streben unruhiger, hinhaltender, beſinnungsloſer. Auf dem groſsen Schauplatze des Lebens, iſt ein ewiges Gedränge der Leidenſchaften, das ihre natürliche Stärke, durch Widerſtand und künſtliche Reitze, immerfort erhöht. In dem lauten Geräuſche iſt es unmöglich, zum Nachdenken und zur weiſen Selbſtbeſinnung zu kommen, die warnende Stimme des Herzens zu vernehmen,

ſich der Zerſtreuung zu entreiſsen, in die wir immer wieder hineingezogen werden, die anwachſende Gröſse der Begierde, die ſich, ſo viel wir auch über ſie vermochten, doch ſtäts wieder erneuert, zu bemerken, und ihr entgegen zu arbeiten. Wohlthätig iſt in dieſer Hinſicht die Einſamkeit ſchon deſswegen, weil ſie die Eindrücke der Welt doch wenigſtens oft unterbricht, die mechaniſche Angewöhnung verhindert durch die Abwechſelung, die ſie in die Empfindungen bringt, es verhütet, daſs keine zu ſtark werde, daſs ſie Augenblicke der Ruhe herbeyführt, in denen der Geiſt ſich ſammeln, ſich mit dem Intereſſe, das das Weltleben in ihm zurück lieſs, ins Gleichgewicht ſetzen, über ſeinen Zuſtand nachdenken, ſeine Vorſtellungen von dem Werthe ſinnlicher Güter berichtigen, ſich andre Bedürfniſſe vergegenwärtigen, und an ſeinen Leidenſchaften ordnen kann. Er gehört ſich hier ſelbſt an, Gedanken und Arbeiten werden ihm nicht mehr zugeführt. Es ſteht bey ihm, worauf er ſie richten will. Sein Urtheil iſt ſtrenger, rückſichtsloſer und unbefangner. In der Welt dringen ſich ihm beſchränkte Anſichten an;

hier liegen feine gefammten Angelegenheiten klar vor ihm.

Der Entfchlufs, fich der Welt zu entreifsen, die uns immer fort feftzuhalten fucht, fich aus einem Kreife von Arbeiten und Genüffen herauszuziehen, die ihre Reitze unaufhörlich verdoppeln, erfordert einen kräftigen Willen, und mufs als Uebung deffelben, ungemein viel zur Befeftigung deffelben beytragen. Hier ift Gelegenheit, das reine Intereffe der Tugend oft in fich wirken zu laffen, und es dadurch immer ftärker zu machen. Die Ausführung diefes Entfchluffes ift ein neuer Sieg, den wir über uns felbft errungen haben, verherrlicht unfer Leben, erhebt den Geift, erweitert das Herz, erfüllt uns mit hoher Selbftzufriedenheit, und diefe vermehrt das Vertrauen zu uns felbft, den Trieb und Muth, das Gefchäft unfrer Veredlung freudig fortzufetzen. Heilige Stunden, die dem Menfchen die Hoheit und Stärke feiner Natur fo nachdrücklich verbürgen!

Die Einfamkeit ift der Tugend nahe verwandt. Sie ift, wie diefe, die Weihe des Lebens. In ihr tritt die Welt mit ihren Forderungen an das Herz ehrerbiethig zurück vor

der Majeſtät der Vernunft. Wenn der beſſere Menſch ſich ganz ihren reinen Eindrücken hingibt, und alles Fremdartige von ſich entfernt: dann erfüllt ein heiliger Ernſt, wie er die reine Selbſtthätigkeit des Willens begleitet, ſeine Seele; dann umſchwebt ihn, in ihren Schauern, die erhabene Würde der Tugend; dann iſt ihre Abgeſchiedenheit von der ſinnlichen, die Erſcheinung der überſinnlichen Welt; dann fühlt er ſich mächtig zu ihr hinaufgezogen, ihre Kräfte in ſich wirkſam. Das Herz, erhoben über alles Sichtbare, ſammelt neue Stärke, den Streit mit dieſem zu beſtehen.

Dieſe Wirkung findet aber nur da Statt, wo wir allein mit uns ſelbſt beſchäftigt, unſer Denken auf unſre höhere Bedürfniſſe gerichtet iſt. Iſt unſre Einſamkeit nur Fortſetzung von dem, was wir in der Welt getrieben und empfunden haben, Erinnerung an vergangene Genüſſe, oder ſehnſuchtsvolles Sinnen auf neue, ein üppiges Schwelgen der Einbildungskraft in dem, was die Wirklichkeit verſagte, eine im Stillen fortbrennende Gluth der Begierden, denen es an äuſserer Nahrung fehlt: dann iſt ſie gefährlicher als alles, was uns im Gedränge

des gesellschaftlichen Lebens umgibt. Nirgends richtet eine zügellose Phantasie mehr Verderben an, nirgends erhitzt sie sich in dem Grade, treibt sie die Leidenschaften zu der Höhe, als hier, wo sie ganz sich selbst überlassen ist, nichts sie einschränkt und unterbricht, keine Beschäftigung sie zerstreut, kein Blick in die wirkliche Welt sie abspannt. Nirgends erzeugt sie einen stärkern Egoismus; wenn sie nicht einer strengen Zucht unterworfen, vom Sinnlichen abgezogen, und auf eine weise und ruhige Selbstthätigkeit verwandt wird.

Daher lebe oft einsam; aber deine Einsamkeit sey voll grosser Gedanken und Empfindungen. Ueberlasse dich nie müssigen Träumen, hange nie den Aufwallungen einer befleckten Sinnlichkeit nach. Entreisse dich den üppigen Spielen der Einbildungskraft; herrsche über sie und beschränke sie dahin, dass sie dem Denken des Wahren und Guten dienstbar sey, das herrliche Gefühl deiner Würde unterhalte und erhöhe. Ernst und heilig sey jede Regung, die da in dein Herz kommt. Dann wird sie dich allenthalben mit dem erhabenen Geiste der Tugend umgeben, und deinen Wil-

len ſtärken, daſs er nicht unterliege im Kampfe mit Weltſinn und Leidenſchaft.

Vierte Regel. Denke oft nach über dich ſelbſt, deine moraliſche Würde und Beſtimmung; vergegenwärtige dir oft den hohen Werth der Tugend. Dazu benutze deine einſamen Stunden. Gehe in dich ſelbſt hinein. Erneure die Richtung deines Willens auf das Geſetz der Vernunft, die Gottheit und die überſinnliche Welt. Suche dich ſelbſt, nach der doppelten Beziehung deines Lebens, immer kräftiger zu faſſen, dich von der Nothwendigkeit und Würde der Tugend immer feſter zu überzeugen. Ueberlege deine ſämmtlichen Anlagen, Kräfte, Verhältniſſe und Beziehungen, was du nach ihnen biſt und ſeyn ſollſt. Vernimm in dem Unvollkommnen und Unbefriedigenden deines gegenwärtigen Zuſtandes die Ahndung eines beſſern, den Befehl, dir dieſen zu erſtreben, und den Nachdruck, womit er dich an dieſen weiſt. Erhebe dich zu den Freuden, Gütern und Hoffnungen, die an ihn geknüpft ſind. Beſinne dich auf die wahre Lage deines irrdiſchen Lebens, auf die Armuth, die Bedeutungsloſigkeit,

die

die Verwirrung und das Elend, worin es liegt, wenn du es an ſich, und bloſs als Schickſal, als etwas, das du nur tragen oder genieſsen kannſt — auf das Licht, die hohe Bedeutung und den herrlichen Frieden, die über ihm aufgehen, wenn du es in Beziehung auf eine höhere, über ihm ſelbſt hinaus liegende Beſtimmung betrachteſt, wenn du in ihm die Erſcheinung deiner Selbſtthätigkeit — und einen veredlungsfähigen Stoff findeſt. Ueberdenke, was du durch Tugend werden, welche Vollkommenheit du dir durch ſie erringen, welch ein groſses, ehrenvolles Ziel du erſtreben kannſt. Stelle dich in Gedanken auf die Höhe eines, durch ſie veredelten, Willens, und überſchaue deine ſämmtlichen Angelegenheiten, wie von da Klarheit und Ruhe in dein Empfinden, Ordnung und Wahrheit in dein Denken, Weisheit und Mäſsigung in dein Streben, Harmonie und Würde in dein Thun, Friede und Seligkeit in dein Herz kommt, wie ſich da dein ganzes Leben verklärt, über alle ſeine Ereigniſſe ſich ein ſchönes, freundliches Licht ergieſst, alles Räthſelhafte ſich auflöſt, alles Feindſelige ſich verſöhnt, alles Ver-

worrene sich gestaltet, alles Mangelhafte sich vollendet. Blicke in die Zukunft, und siehe dich auf einer grossen Bahn, die von einem Bessern zum andern führt, ein Vortreffliches an das andre reih't. Erhebe dich zu Gott, dem Urheber, Herrn und Regierer deines Lebens, der dir sein Gesetz in dein Herz schrieb, dir in deiner Vernunft seinen Willen verkündigt, der dir jene grosse Bestimmung anwies, dessen heilige Nähe dich allenthalben umgibt, der überall der unbemerkte, aber ernste Zeuge deiner Thaten ist, der deinem frommen Streben nach Veredlung herrlichen Lohn aufbewahrt, der dich durch Tugend zu sich hinaufziehen, dich ewig beseligen will. Denke dich als Bürger seines grossen Reiches, in dem dir ein ehrenvolles Tagewerk angewiesen ist, als Bürger der Geisterwelt, deren Rechte du nur allein durch treuen und standhaften Fleiss in deiner moralischen Bildung behaupten kannst.

Ein solches Nachdenken über sich selbst befördert, in mehr als Einer Hinsicht, die Stärke des tugendhaften Willens. Die Richtung auf das Gute ist etwas rein Geistiges und mithin ganz Einfaches, das sich dem Sinne

gar nicht darſtellt, mit nichts, was in das Gebieth des letztern fällt, in Verbindung ſteht, und ſich allein durch ſein eignes Intereſſe erhalten muſs. Schon beym erſten Schritte in die Welt, erkaltet ſie einiger Maſsen um ſo mehr, je mehr uns alles, was uns da begegnet, lebhaft beſchäftigt und zerſtreut. Jeder ſinnliche Eindruck ſchwächt etwas an ihr; bis ſie zuletzt von ſinnlichen Beſtrebungen ganz überwältigt wird. Möge ſie noch ſo kräftig und begeiſtert ſeyn: ſo kann ſie ſich doch nur dadurch erhalten, daſs ſie oft erneuert wird, durch lebhafte Vergegenwärtigung unſers moraliſchen Intereſſes. Dieſes iſt allein ein hinreichendes Gegengewicht gegen die mannichfaltigen Reitzungen der Sinnlichkeit und des Weltlebens. Dadurch allein kann ſie zu derjenigen Vollkommenheit gelangen, die nichts mehr fürchten darf. Jede ungebrauchte Kraft verroſtet; wie viel mehr wird der Wille verſchwinden, wenn ſeine Thätigkeit aufhört, der überhaupt nichts iſt als reine Thätigkeit? Je mehr man ihn aber im Denken ſeiner moraliſchen Angelegenheiten übt, deſto reiner und nachdrucksvoller muſs ſeine Wirkſamkeit wer-

den. Dieſes Denken iſt ſelbſt ſchon ein Wollen, und nicht möglich, ohne daſs man vorher einen mächtigen Hang, ſich immer mit dem Sinnlichen zu beſchäftigen, überwunden habe.

Ein ſolches Hineingehen in ſich ſelbſt, wie das eben beſchriebene, erhöht das Intereſſe der Veredlung, indem es in die einfache Richtung eine Mannichfaltigkeit von Anſichten und Bewegungsgründen bringt, die die Ausführung des guten Willens gegen den ſinnlichen Widerſtand ungemein erleichtern. Ich bethe nicht bloſs die Tugend an; ihre Wärme durchglüht auch mein Herz, ich fühle mich muthvoll und ſtark für ſie, wenn ich weiſs, ſie ehrt nicht allein, ſie verſchönert auch mein Leben, vermehrt den Werth aller ſeiner Güter, erleichtert alle ſeine Laſten, zerſtreut alle ſeine Dunkelheiten, ſie macht mich in jeder Hinſicht beſſer, gibt mir Selbſtzufriedenheit und Selbſtgenuſs, verſichert mich des Beyfalls des höchſten und vortrefflichſten Weſens, ſie gründet groſse Anſprüche an die Ewigkeit. Dann weihe ich mich ihr mit neuem Ernſte; dann gebe ich, in der Zuverſicht auf ſie, alles hin;

dann mahnt mich alles an ſie; ich kann ſie nie vergeſſen, auch im lauteſten Geräuſche der Welt, im heftigſten Tumulte der Leidenſchaften nicht.

Man darf nicht fürchten, daſs durch ſolche Betrachtungen die Reinheit der Tugend gefährdet werde. Dieſe iſt durch die erſte Richtung hinlänglich geſichert, und ohne ſie würde ſich der Wille nie dazu entſchlieſsen jene anzuſtellen, oder ſo anzuſtellen, daſs davon einiger Erfolg könnte erwartet werden. Es gilt auch von ihnen, was oben von dem Gebrauche der Mittel überhaupt bemerkt wurde; ſie ſind ſelbſt ſchon Erſcheinung der veredelten Geſinnung.

Viel kommt aber darauf an, wie dieſes Nachdenken über uns ſelbſt, unſre Bedürfniſſe und Beſtimmung beſchaffen iſt. Es kann bloſs ſpeculativ, von einer zufälligen Neigung, von Neugierde oder Eitelkeit erzeugt ſeyn. Dann wird es allerdings, auf der einen Seite, als Uebung der Thätigkeit, und als Anſtrengung des Geiſtes, nützlich bleiben, und einiger Maſsen ſelbſt zur Schärfung und Belebung des ſittlichen Gefühles beytragen, wie

denn auch die Erfahrung lehrt, daſs anhaltende theoretiſche Beſchäftigung mit moraliſchen Dingen nie ganz ohne Einfluſs aufs Herz iſt. Auf der andern Seite aber wird eine ſolche Behandlung dieſer Gegenſtände leicht auf immer eine bloſs ſpeculative Richtung nehmen; man wird ſich gewöhnen, ſie als etwas anzuſehen, worüber man bloſs denken dürfte; und das Intereſſe des Kopfes wird das Intereſſe des Herzens mit der Zeit ganz verdrängen. Ueberhaupt iſt jede Erwägung einer Sache, allein aus dem Geſichtspuncte der Theorie, von der Art, daſs die Empfindung in eben dem Maſse erkaltet, als die Einſicht heller wird; woran aber nicht dieſe hellere Einſicht, ſondern die verſtärkte Neigung zum Grübeln, die bald in Abneigung gegen das Handeln übergeht, Schuld iſt. Deſswegen findet man ſo oft, daſs Menſchen, die in moraliſchen und religiöſen Angelegenheiten am aufgeklärteſten denken, in dieſelben am tiefſten eingedrungen ſind, ſich im Leben oft am gleichgültigſten gegen ſie zeigen, und die Kraft der Wahrheit da am wenigſten erfahren, wo ſie dieſe am bündigſten demonſtriren können.

Soll das Hineingehen in ſich ſelbſt nicht mehr ſchädlich als nützlich werden: ſo muſs es von einem praktiſchen Geiſte beſeelt, auf das Thun, nicht auf das Wiſſen gerichtet ſeyn, ſich ſtärken, nicht ſich unterrichten wollen, ſein moraliſches Leben nicht nur an ſich, ſondern in ſeiner Bildungsfähigkeit zu verſtehen ſuchen.

Iſt die Betrachtung unſrer moraliſchen Angelegenheiten zugleich auf Gott gerichtet, oder mit dem lebhaften Gedanken an ihn gepaart: ſo wird ſie Gebeth, und in dieſer Geſtalt noch wirkſamer, die gute Geſinnung zu ſtärken. Das Gebeth zerſtreut mehr alle fremdartigen Erinnerungen, gibt uns mehr uns ſelbſt hin, ſchwächt die Gewalt der äuſsern Eindrücke, und verhütet mehr die Ausſchweifungen der Phantaſie, erhebt den Geiſt mehr über die Welt, erfüllt das Herz mehr mit einer heiligen Wärme, bringt mehr Ernſt und Würde in unſre Selbſtbeſchäftigung als die bloſse Betrachtung.

Es iſt ſchwer, das Nachdenken über geiſtige und überſinnliche Dinge lange ununterbrochen, und mit gleichem Intereſſe fortzu-

ſetzen, wo es von nichts Sichtbarem oder Fühlbarem unterſtützt wird, wo ſich in unſern Umgebungen nichts Verwandtes findet, was die auf Abwege gerathene, in Neben-Ideen verlorne Einbildungskraft wieder darauf zurück lenkt. Sollen wir dennoch angelegentlich und ungeſtört dabey verweilen, ſo müſſen wir uns einen feſten Punct auszumitteln ſuchen, den wir dabey immer vor Augen haben, und woraus ſich unſer Nachdenken orientiren kann, in dem ſich die Beziehungen aller einzelnen Gedanken deſſelben ſammeln und vereinigen. Noch beſſer gelingt uns dies, wenn wir ſie an ein beſeeltes Weſen knüpfen können, dem wir uns dadurch mittheilen. Die Betrachtung wird dann gleichſam eine ſtille Unterhaltung des Herzens mit demſelben, beſonnener, angeſtrengter, wärmer und ausdauernder; es wird uns leichter, die Zerſtreuung von uns abzuhalten; unſer Intereſſe erhöht ſich; die Eigenſchaften, die wir dieſem Weſen beylegen, vermehren unſern Gedankenreichthum, erleichtern den Uebergang vom Einen zum Andern, und bringen eine ſehr angenehme Abwechſelung in unſre Beſchaftigung. Wie

vielmehr wird dieſes da der Fall ſeyn, wo dieſes Weſen unter allen das erſte und höchſte iſt, zu dem wir dabey in einem eben ſo ehrenvollen als erfreulichen Verhältniſſe ſtehen, das uns auf der einen Seite, durch ſeine Unerforſchlichkeit und ſittliche Majeſtät, die gröſste Verehrung einflöſst, und uns, auf der andern, durch ſeine Güte wieder eine ſo frohe Zuverſicht gibt, ſo mächtig an ſich zieht. Die andachtsvolle Erhebung des Geiſtes zu ihm, dem Unermeſslichen, Ewigen, Allgenugſamen, unendlich Heiligen, und doch auch Vater der Menſchen iſt etwas ganz anders, als ein kaltes Nachdenken über den Werth und die Vernunftmäſsigkeit der Tugend. Es iſt kein leeres Ideal, kein Geſchöpf unſrer Vernunft, es iſt die wirklich exiſtirende höchſte Güte, die uns allenthalben umfängt, das heiligſte Leben, aus dem alles andre flieſst, womit wir hier beſchäftigt ſind — das Weſen, von dem wir überall abhangen, das uns unſre Veredlung aufgab, das unſre Schickſale leitet, das uns zur Aehnlichkeit mit ſich erheben will. Wir ſehen die Tugend hier nicht in einem todten Begriffe, oder in Bildern der Phantaſie; wir

sehen sie, als Heiligkeit, realisirt in ihm, der Eins in Allem ist. Herrlicher strahlt uns von dort her ihr Glanz entgegen, herrlicher geht ihre Würde uns auf, reiner steht sie da im Lichte der übersinnlichen Welt, und kräftiger reisst sie das Herz an sich. Gerührter, empfindungsvoller, begeisterter und kindlich froher ist die Seele im frommen Gebethe, als in der angestrengtesten Betrachtung über die moralischen Angelegenheiten, die nicht bis an den Gedanken der Gottheit hinauf reicht. Ueberdem ist es bey dem erstern viel leichter, sich in einer ernsten Stimmnng zu erhalten als bey der letztern. Ein hoher Grad von Willensstärke wird dazu erfordert, um uns da nicht unterbrechen zu lassen, wo das Nachdenken ganz uns selbst überlassen ist. Aber jeder unheilige Gedanke tritt zurück, jede sinnliche Empfindung verschwindet, jede unreine Begierde verstummt, unser ganzes Leben wird der Sinnenwelt entrückt, dem Uebersinnlichen und Göttlichen hingegeben, wo wir uns in der Nähe des Herzenskündigers fühlen.

Es ist aber nicht einerley, wie wir bethen. Ist unser Gebeth mechanisches Andenken an Gott, oder Bewunderung seiner physischen Eigenschaften, seiner Unendlichkeit, Macht und Grösse, oder blosse dankbare Freude über die natürlichen Segnungen der Erde, in denen sich seine Güte offenbart, fromme Aufwallung der Sinnlichkeit, Erguss unthätiger Wünsche, eines für das Gute gestimmten Sinnes, der aber nichts für dasselbe thun mag, alles von oben herab erwartet, oder ein gewisser religiöser Enthusiasmus, durch zufällige Rührungen angeregt, und allein von der Phantasie befeuert: dann wird es eher zur Schwächung als zur Belebung des tugendhaften Willens beytragen. Es wird einer religiösen Sinnlichkeit Nahrung geben, die zwar den Nahmen Gottes im Munde führt, die Worte, Begriffe und das Gepräge der Religion hat, aber hinter diese irrdische, oft selbstsüchtige und lasterhafte Bestrebungen verbirgt, immer aber der Veredlung noch hinderlicher ist als die profane. Es wird den wahren Geist der Religion, und mit ihm den Geist der Tugend vertilgen, die Sittlichkeit

in bloſse Natur verwandeln, müſsiges Empfinden an die Stelle eines kräftigen und gemeinnützigen Thuns ſetzen, — oder bald durch erhitzte Schwärmerey, bald durch träge Andächteley dem Prinzip der Veredlung alle Wirkſamkeit nehmen, und es entweder durch Sinnlichkeit ganz verdrängen, oder der letztern in allen Stücken anbequemen — oder endlich gar den Willen im Menſchen abtödten, ihn durchaus paſſiv, und ſeine ſittliche Bildung von zufälligen Eindrücken abhängig machen.

Willſt du bethend dein Tugendgefühl erhöhen und deine gute Geſinnung ſtärken: ſo muſs dieſe Abſicht allein dich zum bethen ſtimmen; ſo entſchlage dich, ſo viel als möglich, aller ſinnlichen Empfindungen; beherrſche deine Einbildungskraft, daſs ſie nicht durch unreine irrdiſche Bilder die erhabene Würde des Ewigen beflecke. Bewundre ſeine Gröſse, freue dich ſeiner Güte; aber vorherrſchend ſey in deiner Seele der Gedanke an ſeine Heiligkeit, an ſeinen Ernſt, an ſeine ſittliche Majeſtät. Verliere dich nicht in unthätige ſchwärmeriſche Gefühle. Rüſtig, voll

Muth, Leben und Eifer richte dein Geist sich hin auf ihn, als dein höchstes Muster, der dich nicht aus der Fülle seiner Allgenugsamkeit bereichern, dem du durch That, Anstrengung, Selbstüberwindung ähnlich werden sollst. Wünsche nichts von ihm, aber erhebe, sammle, stärke dich durch ihn.

Ein moralisches Gebeth ist reines Denken des Höchsten, und zugleich Streben, dieses Höchste zu erreichen, mit sich zu vereinigen, absolute Selbstthätigkeit mit dem Ideale ihrer Vollendung beschäftigt. Es ist die kräftigste Erweisung unsers übersinnlichen Lebens, unsre Fähigkeit zu demselben, die zuverlässigste Probe unsrer Fähigkeit zur Veredlung, zugleich der reinste Genuss unsers bessern Selbstes, die höchste Empfindung unsrer Menschheit, ist moralische Vereinigung des Göttlichen in uns mit der Gottheit, Hingabe der endlichen Vernunft an die Unendliche und darum auch voll Segen für das grosse Geschäft unsrer moralischen Bildung. Wer sich nach ihm nicht heiliger für die Tugend gestimmt, im Kampfe gegen Sündenreitz stärker und muthvoller fühlt, nicht alles Gute inniger, fester, ent-

schlossener umfasst, ist auch noch nie von seinem Geiste beseelt gewesen. Aber so kann nur der bethen, der religiöse Tugend schon in dem Grade der Vollkommenheit in seine Maxime aufgenommen hat, dass ihre Befestigung und Ausbreitung ihm die wichtigste Angelegenheit seines Lebens ist, dass sie ihn stimmt alle Bemühungen anzuwenden, die dazu erfordert werden.

Es darf uns daher eben so wenig befremden, dass nur äusserst wenige Menschen in diesem Sinne des Wortes bethen können, als dass eine so auffallende Geringschätzung des Gebethes zum Geiste unsrer Zeit gehöre. Wenige haben das ernstliche Bestreben, gut zu seyn, und besser zu werden. Sie sind dabey auf eine Art mit der Religion bekannt geworden, worin diese nichts von der selbstständigen Kraft behielt, womit sie sonst wohl, auch ohne Anstrengung des Willens, auf ihr Herz für die Tugend gewirkt haben würde. Sie kennen sie nur als ein nothwendiges Mittel, ihre sinnlichen Angelegenheiten für die Gegenwart und die Zukunft zu besorgen. Unser Zeitalter denkt darüber aufgeklärter; die Be-

griffe über den Gang und die Ordnung der Natur haben sich berichtigt. Man erwartet vom Gebethe keinen magischen Einfluss auf den, immer das Beste bezweckenden, Willen der Vorsehung mehr. Man weiss dabey nichts mehr für seine Glückseligkeit zu gewinnen, und der Sinn für höhere Würde wird immer mehr von der Heftigkeit sinnlicher Wünsche und Bestrebungen verschlungen, geht immer mehr in den Zerstreuungen und Genüssen der Welt unter. Was bloss einen moralischen Werth behaupten kann, ist so gut wie verloren, muss entweder Aberglaube oder Schwärmerey seyn. Der Weise, der aus dem Nichtbefriedigtseyn seiner irrdischen Existenz zu einer höhern hinaufringt, läfst sich dadurch nicht irre machen, das Gebeth als das wirksamste Beförderungsmittel dessen, woran seine ganze Ruhe und Hoffnung hängt, über alles zu ehren und heilig zu halten.

Das Gebeth trägt uns mit der Tugend in die übersinnliche Welt, aber die sinnliche ist das Gebieth, worin ihr erhabener Wille durch uns ausgeführt werden soll. Haben wir uns dort ihrer Reinheit und Würde versichert: so

müſſen wir darauf bedacht ſeyn, ſie mit dieſer wieder in Verbindung zu ſetzen.

Hierauf gründet ſich die fünfte Regel: ſuche deine moraliſchen Angelegenheiten immer feſter an dein Leben zu knüpfen. Wenn gleich die Tugend urſprünglich gar nicht auf den Frieden des Lebens berechnet iſt, und ſich vielmehr ihr wirkſamſtes Gefühl an den Mängeln deſſelben ſchärft, von ſeinem Ungenügenden geweckt, über das Leben hinausſehnt; wenn gleich ihre ganze Lauterkeit und Erhabenheit darauf beruht, daſs man ſie lediglich durch Vernunft beſtimme, ohne ſie mit den ſinnlichen Gütern des Menſchen zu vermengen, und jede Rückſicht auf Lebensgenuſs, ſo bald ſie als Erkenntniſs - oder erſter Beſtimmungsgrund gebraucht wird, ihr Weſen zerſtört: ſo iſt es doch erlaubt, nachdem man ſich vorher dieſes ihres Weſens aus der Vernunft verſichert hat, auch auf ihren Einfluſs in das Leben und ſeine Zwecke zu achten, nicht um dadurch das Gefühl ihres Werthes zu erhöhen, ſondern um ſie, für die Ausführung, unſerm Daſeyn, wie es nun einmal unabänderlich beſtimmt iſt, zu befreunden.

Wir

Wir können das Leben und ſeine Bedürfniſſe nicht verläugnen, und wenn die Heiligkeit der Tugend darauf beruht, daſs ſie noch höher iſt als dieſe, daſs ſie dieſen etwas mitzutheilen ſtrebt, was in ihnen gar nicht liegt, ſie zu etwas hinaufzieht, wozu in ihnen keine eigenthümliche Tendenz iſt: ſo würde ſie für uns doch Schwärmerey ſeyn, wenn ſie das nirgends berührte, wovon wir allenthalben umgeben ſind, das wir aus unſerm Selbſtbewuſstſeyn nicht austilgen können, das ſich uns jeden Augenblick wieder als etwas Nothwendiges andringt. Aber ſo zeigt es ſich ſchon bey einer flüchtigen Beobachtung. Die Tugend iſt auch Lebensweisheit, arbeitet überall daran dem Leben eine beſsre Geſtalt zu geben, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, ſeine Zwecke zu befördern, ſeine Anſicht zu verſchönern, ſeine Eindrücke zu mildern, ſeine Bildung zu vermehren, ſeine Unannehmlichkeiten zu erleichtern, ſeine Freuden zu erhöhen, Einheit, Ordnung und Frieden in ſeine Erſcheinungen und Beſtrebungen zu bringen. Wunderbar iſt die Gewalt eines edeln Herzens, ſich alles erfreulicher zu machen, das Fehlerhafte zu verbeſſern,

das Widerſtrebende zu verſöhnen, dem Rauhen Zartheit, dem Ausſchweifenden Mäſsigung, dem Ernſten Fröhlichkeit, dem Gleichgültigen Intereſſe, dem Dunkeln Licht, dem Bittern Annehmlichkeit zu ertheilen.

Es liegt viel daran, daſs man ſich oft das Geſchäft der Veredlung von dieſer Seite vergegenwärtige. Die wärmſte Begeiſterung wird ein vorübergehender Enthuſiasmus bleiben, wenn uns die Vernunft bloſs ehrwürdig iſt, wenn ſie uns in der Herrſchaft, die ſie über das Leben führt, nicht als Rathgeberin und Freundin erſcheint, und durch Anmuth unſre Liebe gewinnt. Je feſter wir die Tugend an das Leben knüpfen, je mehr wir über ihre Folgen in demſelben nachgedacht, auf die Forderungen, die ſie an daſſelbe richtet, geachtet haben: deſto inniger wird ſie ſich dieſem Leben mittheilen, deſto leichter werden wir ſie in demſelben wieder finden, eine deſto gröſsere Menge von Empfindungen und Gedanken, wird mit ihr vergeſellſchaftet ſeyn, und uns an ſie und ihren Werth erinnern. Ihr Geiſt wird gewiſſer Maſsen in das Leben übergehen, und uns in jeder Erſcheinung deſſelben anſprechen.

Betrachte daher oft die Tugend in Beziehung auf dein Leben, und ihren Einfluſs auf eine weiſe Anordnung deſſelben, auf die Beförderung ſeiner Bedürfniſſe, Zwecke und Freuden. Achte darauf, wie ihre Vorſchriften dir eine ſolche Einrichtung deines Empfindens, Denkens, Strebens und Handelns anpreiſen, wobey du überall am beſten fährſt, wobey dir alles Unangenehme am Erträglichſten, alles Angenehme am Genuſsvollſten wird, wie die Nüchternheit und Mäſsigung, die ſie von dir fordert, deinen Freuden ihre Reitze bewahrt; die die heftige Begierde oft in einem Augenblicke verwüſtet, über deine Vergnügungen den ſtillen Zauber verbreitet, wobey deine Empfindung die zarteſte, reinſte und ſüſseſte iſt, dich ſelbſt gegen Ueberſättigung, Miſsmuth, Geiſtesleere und reuevolle Erinnerungen ſchützt, und dir die Fähigkeit erhält, immer wieder froh zu werden, wie ſie dir die heitre Stimmung der Seele gibt, in der man für wahren Genuſs allein Empfänglichkeit hat, wie ſie dich lehrt dein Unglück mit Gelaſſenheit tragen, in widrigen Ereigniſſen ein getroſtes Herz und einen ſtandhaften Muth behalten,

deine Zufriedenheit von deiner äufsern Lage unabhängig machen, wie fie dir, in ihrem Befitze, und dem daraus entfpringenden frohen Selbftbewufstfeyn, das koftbarfte Kleinod darbeut, deffen Werth durch nichts gefchwächt, durch kein Mifsgefchick vermindert wird, das dir die feindfeligften Zufälle nicht entreifsen können, das dir immer reichen Erfatz für die bitterften Verlufte verfchafft. Suche dich immer mehr zu überzeugen, dafs durch eine treue Erfüllung deiner Pflichten alles am beften beforgt werde, was du im Leben zu beforgen haft; dafs dir die ausgelerntefte felbftfüchtige Klugheit nicht die Sicherheit verfchaffe, die fie dir verfchafft, dich nicht fo fchnell, fo zuverläfsig und durch fo einfache Mittel zum Ziele führe, wie fie; dafs alle deine Gefchäfte defto glücklicher von Statten gehen, je heiliger dir dabey die Forderungen der ftrengften Gewiffenhaftigkeit find. Erinnere dich daran, dafs die Regeln, die fie dir für deine Verhältniffe, als Menfch, Bürger, Gatte, Vater und Freund vorfchreibt, diejenigen find, durch deren Beobachtung dir diefe Verhältniffe am meiften erfreulich, friede- und fegensvoll, ihre

Einſchränkungen am erträglichſten, ihre Zwecke am beſten erreicht werden. Denke es dir oft, daſs ſie dir von allen Gütern die dauerhafteſten und genügendſten zuführt, und daſs du durch ſie eine Gewalt über dein Leben erhältſt, wobey du das Eindringen fremder feindſeliger Kräfte gar nicht mehr fürchten darfſt. Betrachte in dieſer Hinſicht oft das Leben edler Menſchen, wie ſich in ihm die Tugend verklärte, wie es durch ſie voll Einheit und Liebe, Weisheit und Friede war.

Die ſechſte Regel betrifft die Anordnung und den Gebrauch der Lectüre. Schon als Geiſtesbeſchäftigung, die uns dem Sinnlichen entreiſst, unſre Selbſtthätigkeit anregt, und unſre höhern Kräfte in Bewegung ſetzt, muſs ſie zur Stärkung des guten Willens beytragen. Sie nöthigt die Seele ſich zu ſammeln, in ſich ſelbſt hineinzublicken, und alle zerſtreuenden Eindrücke von ſich abzuhalten. Sie vergegenwärtigt ihr Gegenſtände, die über die Erfahrung hinausliegen, oder doch durch Anſtrengung des Verſtandes und der Phantaſie aus ihr hervorgeſucht werden müſſen, und gewöhnt ſie dadurch, ſich mit dem Unſichtbaren

zu beſchäftigen. Sie bringt ihr Betrachtungen nahe, deren ſie zur Erhöhung des Tugendgefühles nicht entbehren, und die ſie doch auch nicht immer ſelbſt herbeyrufen kann. Sie unterſtützt das eigne Nachdenken, führt ihm immer neue Stoffe zu, bereichert es mit fremden Anſichten, verhütet, daſs es nicht durch die Einförmigkeit des eignen Ideenganges ermüde, unterbricht es durch das Dazwiſchentreten der Gedanken andrer, ohne es zu ſtören, oder ſeine natürliche Ordnung aufzuheben. Sie feſſelt die Aufmerkſamkeit durch die ſinnlichen Zeichen, durch welche ſie uns dieſe Gedanken mittheilt. Sie bringt mehr Licht in unſre eignen, macht ſie vielſeitiger und umfaſſender, erhöht dadurch ihr Intereſſe, und vermehrt oft durch eine kräftige Darſtellung, durch einen paſſenden Ausdruck, durch ein ſchönes oder rührendes Bild ihren Nachdruck und Einfluſs auf das Herz. Alle Vortheile einer ernſthaften Betrachtung unſrer moraliſchen Angelegenheiten treten auch hier ein, nur daſs ſie noch leichter zu erlangen ſind. Die vernünftige Lectüre iſt nichts anders als eignes Nachdenken, freye Geiſtesthätigkeit von auſsen her ge-

weckt, unterſtützt, geleitet und unterhalten. Je nachdem dieſe Thätigkeit mehr auf die Tugend an ſich ſelbſt, oder auch auf das höchſte Weſen gerichtet iſt, wird ſie daher auch entweder Selbſtbetrachtung oder Gebeth ſeyn.

Ihr ganzer Einfluſs hängt davon ab, daſs ihr dieſe Idee zum Grunde gelegt werde, daſs ſie moraliſche Erbauung, d. i. Vermehrung der moraliſchen Einſicht und des moraliſchen Intereſſes, Erweiterung, Berichtigung und Belebung des moraliſch-religiöſen Sinnes bezwecke. Eine Lectüre, die ſich bloſs belehren, oder mit dem aufgeſammelten Gedankenreichthume andrer glänzen, oder endlich nur ſich unterhalten, Phantaſie und Sinne kitzeln will, wird nicht allein für die Veredlung der Geſinnungen und Handlungen unfruchtbar bleiben, ſondern auch oft dem Herzen ſehr gefährlich werden.

Jeder gebildete Menſch, noch mehr aber der Gelehrte, muſs freylich manches leſen, um ſich zu unterrichten und ſeinen Verſtand aufzuklären. Manche wiſſenswürdige Dinge haben entweder ein bloſs ſpeculatives Intereſſe, oder ſie ſtehen zu uns in einem ſolchen Ver-

hältnisse, dass dieses uns zunächst bestimmt, uns mit ihnen bekannt zu machen. Eine solche Lectüre kann allerdings, durch die Thätigkeit des Geistes, die wir darauf verwenden, auch in moralischer Hinsicht nützlich werden, und wenn unsre intellectuellen Kräfte nicht zu ausschliessend angestrengt sind, manche Betrachtung herbeyführen, die auch auf das Herz wirkt, und das sittliche Gefühl anregt. Aber man muss nicht zu oft allein mit dem Verstande — nicht zu oft solche Dinge lesen, die nur diesen beschäftigen können, wenn nicht jene Geistesthätigkeit ganz speculativ werden, mit dem Willen aus allem Verkehr treten, sich der moralischen Rücksichten ganz entwöhnen, und dadurch nicht allein ihren sittlichen Einfluss verlieren, sondern auch verderblich werden soll.

Die ökonomisch - scientifische Tendenz, die der Lesegeist unsrer Zeit genommen hat, ist in ihren moralischen Folgen sehr lehrreich, und hat unstreitig viel mit beygetragen, den feinern Epicurismus des Lebens, trotz des ernstlichen und lauten Widerspruches weiser und edler Männer, zu befestigen. Wo alles

nur auf physischen Genuſs oder physischen Nutzen berechnet wird, verschwindet auch allmählich die Empfänglichkeit für moralische Gedanken und Empfindungen, die sonst auch die frivolste Lectüre wohl zufällig erweckt. Fast noch mehr haben sich eigentliche Gelehrte, speculative Leser von Profession, zu hüten, daſs nicht das Moralische durch das Wissenschaftliche verdrängt werde. Eben die genaue Verwandtschaft, die sich zwischen dem Intellectuellen und Sittlichen findet, macht es so leicht, das letztere unbemerkt in dem erstern zu verlieren. Die Gleichgültigkeit, die eine anhaltende ausschlieſsende Beschäftigung mit der Theorie gegen das Praktische erzeugt, ist Thatsache, und rührt nicht so sehr von Meynungen, die dem letztern ungünstig wären, als vielmehr von einer durchaus theoretischen Richtung des Kopfes her. Die Gefahr ist um so viel gröſser, je glänzender das Talent, je glücklicher das Genie, und je gröſser die Vorliebe für wissenschaftliche Untersuchungen, und besonders für neue Ansichten, je stärker die Systems-Sucht ist. Hier ist es vor allem nöthig, die speculative Lectüre mit der

ascetischen oft abwechseln zu lassen, und auch jene mit einem sittlichen Geiste zu beleben, wenn man nicht mit der Zeit sein ganzes moralisches Gefühl weglesen will.

Auch die Wahrheit verliert dabey, wenn die moralische Erbauung beym Lesen ganz zurückgesetzt wird. Man wird mehr auf das sehen, worin sich eine grosse und feine Kunst des Verstandes offenbart, als was diesen und zugleich das Herz dauerhaft befriedigt, mehr auf das Paradoxe, als auf das Haltbare, mehr auf das Zusammenstimmende, als auf das Wahre, mehr auf das Glänzende, als auf das Genügende, mehr auf das, was gewissen Lieblingsmeynungen zusagt, vorgefasste Hypothesen unterstützt, als auf das, was durch allseitige Prüfung bewährt ist. Reine Wahrheitsliebe, und mit ihr ruhige Unbefangenheit, vorurtheilsloser, unpartheyischer Untersuchungsgeist, wobey die Sache der Vernunft allein gesichert seyn und gewinnen kann, ist nur da möglich, wo neben dem speculativen auch noch ein moralisches Interesse wirksam ist, wo man nicht bloss kühn, umfassend und scharfsinnig, sondern auch für das Herz denken will.

Vorzüglich hat man beym Lefen moralifcher Schriften darauf zu fehen, dafs die Neigung, die fittlichen Angelegenheiten in ihrem ganzen Zufammenhange, und nach allen ihren Beziehungen zu begreifen, nicht überhand nehme; wozu die an fich fo rühmlichen Bemühungen unfrer Zeit, in die Darftellung diefer Angelegenheiten mehr Licht und Ordnung zu bringen, die Moral zur Wiffenfchaft zu erheben, einen ftarken Reitz enthalten. Nirgends ift die blofs fcientififche Tendenz fchädlicher als hier, wo alles Wiffen auch zugleich ein Thun, jede Ueberzeugung auch zugleich ein Handeln nach derfelben feyn follte, und wo die Wichtigkeit des Gegenftandes ein höheres Intereffe der Speculation mit Recht zu fordern fcheint. Hat man es einmal über fich vermocht, in einer moralifchen Schrift allein auf das Wahre, Tiefgedachte, Feftgegründete, nicht auch auf das Praktifche, Nachdrückliche, Kräftigrührende, fich dem Herzen unwiderftehlich Andringende zu achten: fo ift zu beforgen, dafs man den Sinn für moralifche Eindrücke bald ganz verlieren werde. Nie follte man daher eine folche Schrift in die

Hand nehmen, ohne ſich feyerlich daran zu erinnern, daſs es eigne heiligſte Angelegenheit ſey, über die man ſich unterrichten will.

Noch gefährlicher iſt es, bloſs deſswegen zu leſen, damit man nur ſagen könne, man habe geleſen, um mit dem, was in der gebildeten Welt vorgeht, nicht unbekannt zu ſeyn, oder um, durch das, was man durch Lectüre auffammelte, Aufmerkſamkeit und Bewunderung zu erwecken. Da kann das Leſen gar keinen oder doch nur einen höchſt zufälligen moraliſchen Nutzen haben. Man ſieht dabey mehr auf das, was an der Tagesordnung, was neu und ausgezeichnet, als was wahr und gut iſt, mehr auf das, was der herrſchende Ton begünſtigt, in dem ſich der Geiſt des Zeitalters ausprägt, als was beſſert. Die Lectüre hört auf, eine ehrwürdige, freye und veredelnde Geiſtesbeſchäftigung zu ſeyn, ſie wird engherzig, lohnſüchtig, ſinnlich, egoiſtiſch, und entkräftet den Willen mehr, als ſie ihn unterſtützt. Die Maxime, ſich bey dem, was man thut, mehr nach der Stimme der Welt und dem Beyfalle der Menſchen, als nach eigner Ueberzeugung zu richten, gewinnt gegen ihn

immer mehr Feld. Von selbstthätiger Vorarbeitung, von Nachdenken, Prüfen und Anwenden des Gelesenen, kann hier gar nicht die Rede seyn. Die ganze Frucht einer solchen Lectüre ist eine Menge zufällig aufgeraffter, unzusammenhängender, oft einander widersprechender, vorzüglich aber stark schimmernder Gedanken und Meynungen. Alles wird da zum Worte, nichts zur That. Ueberall herrschen Bild, Form und Buchstabe; — nirgends dringen Sache und Geist ins Leben.

In dieser Hinsicht ist auch diese Art zu lesen wieder vorzüglich dann schädlich, wenn sie auf moralische Schriften fällt. Sie gewöhnt auch hier den Geist, sich mit prächtigen Worten, schönen Sentenzen, höchstens mit den Empfindungen eines starken Ausdruckes zu begnügen. Die moralische Kraftsprache unsers Zeitalters dient zum Beyspiele, die nur da zu seyn scheint, um die Armuth der That zu verbergen, und gerade da am vollsten tönt, wo sich am wenigsten kräftiger Wille, das Gute auszuführen, findet. Oder ist es etwa nicht eine sehr gewöhnliche Erscheinung der Zeit, dass man im Munde der kältesten Egoisten, der üp-

pigsten Wohllüstlinge und der verzagtesten Weichlinge die feurigsten Declamationen über Edelmuth und Gemeingeist, Weisheit und Mäſsigkeit, Muth und Seelenstärke hört? Scheint nicht die Tugend, in eben dem Maſse von ihrer praktischen Verehrung zu verlieren, in welchem ihre Lobsprüche auf den Kanzeln, Bühnen und in den Logen beredter werden? Das Unwesen wird sich noch immer vermehren; je weiter die Sucht zu lesen, um Worte zu finden, mit denen man glänzen kann, um sich greift.

Zur fehlerhaften und moralisch - verderblichen Lectüre gehört drittens noch diejenige, die bloſs auf Unterhaltung, Sinnenkitzel, fröhliche Beschäftigung der Phantasie und angenehme Bewegungen des Herzens ausgeht. Freylich ist Abspannung nach ernsthaften und anstrengenden Beschäftigungen jedem Menschen Bedürfniſs, und wird nicht besser bewirkt, als wenn auch der Geist, den fast bey jeder Arbeit, die Ermüdung am meisten trifft, daran Theil nimmt, durch Auflösung seiner von dem Zwecke der Arbeit gebundenen Kräfte, durch ein freyes Spiel der Einbildungskraft, mit-

hin, weil sich diese nicht immer aus sich selbst bereichern kann, durch eine unterhaltende Lectüre. Aber auch hier läſst sich das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, wenn wir zugleich unsern ästhetischen und moralischen Sinn zu befriedigen und zu bilden suchen, und uns nicht allein den Empfindungen des Reitzenden, sondern auch dem Gefühle des Wahren, Schönen, Geistvollen, Groſsen und Guten hingeben. Geschieht dieses nicht, oder ist wohl gar unsre ganze Lectüre auf angenehme Unterhaltung berechnet, und diese nicht Erhohlung, sondern letzter Zweck: so können die Folgen davon nicht anders als schädlich seyn.

Ein solches Lesen ist ein durchaus passiver Zustand, alles ist Eindruck, nichts Thätigkeit, höchstens die Phantasie in Bewegung, die höhern Kräfte der Seele, Vernunft und Wille, von denen alle Veredlung ausgeht, werden von der Empfindung ganz überwältigt. Daher kommt es denn, daſs man nicht allein unfähig, Wahres und Falsches, Gutes und Schlechtes zu unterscheiden, alles ergreift, was unter dem Gelesenen der herrschenden Stimmung des

Herzens zusagt, und der Verstand mit gleichem Wohlgefallen beym Schiefen, Einseitigen, und selbst beym Widersprechenden, wie das Gefühl beym Schimmernden, Verzogenen und Ungeheuern verweilt, sondern auch vorzüglich eine fehlerhafte Art über das Moralische, was noch im Herzen übrig blieb, zu denken sich einschleicht. Es wird dann bloss Sache der Empfindung, die Tugend einerley mit Gut- und Weichherzigkeit, regem Mitgefühl, und einem zarten reitzbaren Sinne. Nichts mehr von Anstrengung und Selbstthätigkeit von solchen Charakter - Eigenschaften, die nur durch diese erworben werden können. Der Geist wahrer Willensgüte verschwindet, die hohe Bedeutung der Veredlung mit ihrer ehrenvollen Aussicht ihrer herrlichen Hoffnung geht verloren; und es bleibt nichts als eine geist- und kraftlose Empfindsamkeit. Das ist es ja auch, worauf die meisten Unterhaltungsschriften unsrer Zeit, viele der besten nicht ausgenommen, aus allem Vermögen hinwirken.

Noch schlimmer ist es mit der Lectüre, die nur die Sinne kitzeln, angenehme Bewegungen des Herzens erwecken und unterhalten,

ge-

gewiſſe Neigungen in der Einbildungskraft befriedigen will, die in der Wirklichkeit nicht befriedigt werden können. Hier wird der Moralität direct und abſichtlich entgegen gearbeitet. Wenn jene Bewegungen auch weniger unrein, jene Neigungen weniger befleckt wären: ſo würde ſchon die Nahrung, die die Sinnlichkeit davon zieht, eine ſolche Lectüre äuſserſt verderblich machen. Nichts verſtärkt überhaupt die Reitze derſelben mehr, als die Einbildungskraft: wie heftig muſs ſie entflammt werden, wie hoch gegen das moraliſche Gefühl anwachſen, wenn ſich mit der eignen auch die fremde noch vereinigt? Doch wem es um ſeine Veredlung wahrer Ernſt iſt, wird nie in dieſer Abſicht leſen. Die andern aber zu warnen, würde vergeblich ſeyn.

Nicht bloſs die Abſicht, aus welcher, ſondern auch die Art, wie man lieſt, iſt wichtig, wo von dem Einfluſſe der Lectüre auf die Veredlung die Rede iſt. Hierhin gehören folgende Regeln:

Beobachte in deiner Lectüre die ſtrengſte Auswahl. Mit manchem Buche würdeſt du nur die Zeit verderben, die man bey dem

vielen, was es für uns in der Welt zu thun, und bey der Menge vortrefflicher Schriften, die es zu lesen gibt, gewiss weislich zu Rathe halten muss. Mit manchem andern würdest du, was noch trauriger wäre, deinen Charakter verderben. Lass alles ungelesen, was deinem Glauben an Religion und Tugend, deine Achtung und Wärme für beyde schwächen, was dich bewegen könnte, von der Menschheit schlecht zu denken, und ihre Würde gering zu halten, alles, was bloss unterhält, ohne zu nützen, was deine Sinnlichkeit erhitzt, deine Phantasie in unordentliche Bewegung bringt, gewisse Leidenschaften begünstigt, Fehler beschönigt, Laster mit glänzenden Farben schmückt. Wenn man sich auch dagegen hinreichend gewaffnet glaubt: so weiss man doch nicht, in welcher Stimmung uns ein solches Buch treffen wird; und welcher Mensch hätte nicht seine schwachen Augenblicke? Die Unzuverläſsigkeit des menschlichen Herzens macht hier grosse Vorsicht nöthig. Manche Schrift, die eben keine schlechte Tendenz hat, enthält doch viele Stellen, die in einer unbewachten Stunde ein gefährlicher

Zunder unsittlicher Begierden werden könnten. Lies daher vorzüglich solche Schriften, die zugleich deinen Verstand erleuchten und dein Herz erwärmen, die dich über deine moralischen Angelegenheiten aufklären und für sie gewinnen, in denen sich das Wahre, Schöne und Erhabene mit dem Guten vereinigt, und Verstand, Gefühl und Wille eine gleich kräftige, den Wachsthum des moralischen Lebens befördernde Nahrung erhalten, die in dem Beyspiele groſser und edler Menschen, in der Schilderung vortrefflicher Charaktere, der Darstellung uneigennützig verdienstvoller, mit Aufopferung verknüpfter Handlungen, Tugend lehren, ihre Wirkung in verschiedenen Situationen zeigen, ihren Werth erheben, dir deine moralischen Verhältnisse vergegenwärtigen, dich auf deine Pflichten in denselben aufmerksam machen, und dich, durch eine geistvolle Behandlung für sie begeistern, tiefe Empfindungen für sie aufregen, die das menschliche Herz in moralischer Hinsicht, und in denjenigen Zügen entfalten, durch deren Bearbeitung du vorzüglich viel über dich selbst gewinnen würdest. Die Bibel, in einen zweckmäſsigen,

den Bedürfnissen des Zeitalters angemessenen, und in seiner Sprache abgefaßsten Auszug gebracht, würde hier noch immer das wichtigste Buch bleiben.

Vergegenwärtige dir stäts den letzten Zweck deiner Lectüre, moralische Erbauung, und vergiſs diesen auch da nicht ganz, wo du zunächst in andrer Absicht, wie etwa zur Belehrung und Unterhaltung liesest. Berechne den reellen Gewinn derselben immer nach dem, was du dabey für die Bildung deines Herzens, für die Belebung des moralischen Gefühles, und die Befestigung des tugendhaften Willens erlangt hast. Das wird alle schädliche Eindrücke, die etwa der eine oder andre Gedanke machen könnte, entfernen, dich immer aufmerksam auf die Bewegungen deines Herzens halten, dich auf alles Gute angestrengter achten lehren, und es deinem Geiste inniger mittheilen, tiefer einprägen, und dich auch aus dem manche grosse Lehre, manche kräftige Empfindung ziehen lassen, was sonst für dich ohne Bedeutung und Nutzen gewesen wäre.

Lies mit Anſtrengung deiner geſammten Geiſteskräfte. Es gibt ein paſſives, hingegebenes, üppiges Leſen, das nichts als Sache eines geiſtigen Luxus iſt, wobey man ſich von ſeinem Schriftſteller gängeln läſst, und nichts weiter verlangt, als ſo eben in einer langſamen, ruhigen Thätigkeit gehalten zu werden, vom Ganzen nichts faſst, und nur bey den Stellen verweilt, die für die Empfindung einiges Intereſſe haben, angenehme Phantaſiebilder herbeyführen, immer zerſtreut iſt, von jedem dazwiſchen tretenden Gedanken unterbrochen, und auf etwas anders hingeleitet wird. Ein ſolches Leſen hat weder intellectuellen noch moraliſchen Nutzen, kann weder den Verſtand aufklären, noch das Herz in guten Geſinnungen ſtärken. Dagegen dient es den Geiſt zu verweichlichen, ihm Selbſtthätigkeit und Energie zu rauben, und ihn allen Gefahren unbewachter Eindrücke bloſs zu ſtellen.

Lies aber auch mit Nachdenken. Alle Anſtrengung, womit du dich zuſammen hältſt, um deinem Schriftſteller zu folgen, und ihn im Ganzen zu faſſen, wird ihn dir nicht lehrreich, die Beſchäftigung mit ihm nicht nütz-

lich machen, es nicht verhüten, daſs auch das beſte Buch dir ſchädlich werde, nicht manche verkehrte Meynung in dir erwecke, manche fehlerhafte Neigung verſtärke: wenn es dir nur darum zu thun iſt, dir die Gedanken andrer zu eigen zu machen; wenn du alles, was von dieſem oder jenem Manne kommt, ſchon deſswegen für ausgemacht, beyfalls- und befolgenswerth hältſt, und mit blinder Partheyſucht auffaſſeſt. Auch die gröſsten Männer haben geirrt, und nicht ſelten haben kleine ihre Irrthümer eingeſehen und verbeſſert. Was in dem Munde eines andern wahr iſt, iſt es darum nicht auch für dich. Was in ſein Gedanken-Syſtem paſst, eignet ſich darum nicht auch für das deinige, das, ſo ſehr es ſich auch dieſem nähern mag, doch durch die Eigenthümlichkeiten deiner Denk- und Empfindungsweiſe verſchieden modificirt iſt. Was aber noch mehr Beherzigung verdient, iſt: daſs jener andre moraliſche Bedürfniſſe hat als du; daſs dir mancher Gedanke ſchädlich wird, den jener kräftig zu ſeiner Veredlung zu verarbeiten weiſs; daſs mancher in dir das moraliſche Gefühl ſchwächt, der es

bey jenem belebt; daſs manche Anſicht, die jenem eine Sache recht groſs und ehrwürdig darſtellt, ſie dir gemein macht. Darum weiche nie der Geiſt weiſer Prüfung vor dir. Laſs dich nie von Vorurtheilen oder Neigungen des Herzens hinreiſsen, etwas zu billigen, was du nicht reiflich unterſucht haſt, was dir vielleicht ein ruhiges Urtheil zu verwerfen geböthe. Jede Art der Nachbeterey und der Anhänglichkeit an Autoritäten erzeugt auch im Willen Feigheit, Sclavenſinn, Schwäche, blinde Folgſamkeit, wobey die Richtung auf das Gute nie dauerhaft ſeyn kann.

Endlich beherrſche deine Phantaſie, unterwirf ſie überall dem Verſtande, verſtatte ihr weiter keinen Einfluſs, als da, wo dieſer ihrer bedarf, Stoff zu ſeinen Gedanken, oder Bilder zur Verdeutlichung des Geleſenen herbeyzuſchaffen. Wo ſie durch nichts beſchränkt iſt, da verhindert ſie das helle und ordentliche Denken, ſchweift immer auf Nebengedanken aus, verfälſcht die Begriffe, ſtört die Reinheit der Anſichten, ſetzt überall Fremdartiges an, zieht einzelne Stellen und Ideen hervor, die zurückgeſetzt, ſetzt andre zurück, welche her-

vorgezogen werden müſsten, um das Ganze richtig zu faſſen. Noch ſchädlicher iſt ſie dem Herzen, deſſen wahres Intereſſe nicht beſſer beſorgt wird, als wenn die Wahrheit in ihrer klaren Einfalt, ohne alle Zuthat, darauf wirkt. Jeder erborgte Schmuck iſt unnütz, verdunkelt ihr eigenthümliches Weſen, oder vermiſcht ſie mit ſolchen Empfindungen, die ſie nothwendig verunreinigen müſſen. Die Sinnlichkeit iſt immer wach, ſucht aus allem, durch Hülfe der Einbildungskraft, Nahrung zu ziehen, und es gelingt ihr, wo wir nicht über dieſe die ſtrengſte Gewalt behaupten. Sie befleckt auch das Heiligſte, entweiht auch den edelſten Gedanken, wenn wir ſie nicht dem Intereſſe des richtigen Verſtandes und des tugendhaften Willens unterordnen.

Siebente Regel. Benutze die kirchlichen Uebungen fortdauernd zur Stärkung des moraliſch-religiöſen Sinnes. Als Vorbereitungsmittel zur moraliſchen Veredlung, haben wir dieſe im Vorhergehenden gewürdigt. Wir konnten ſie da nur in ſo fern betrachten, als durch ſie das moraliſche Gefühl geweckt, entwickelt, ver-

deutlicht und belebt, und der Menfch in den Stand gefetzt werden foll, den Beruf der Veredlung anzuerkennen, und mit Freyheit zu übernehmen. Hier finden wir ihn fchon frey, fchon wirklich im Ringen nach dem grofsen Ziele jenes Berufes begriffen, worin er fich, durch die Handlungen und Gebräuche, die die Kirche von ihm fordert, unaufhörlich befeuern foll. Hier erweitert fich daher auch unfre Anficht von ihr felbft, ihrer Beftimmung und ihrem Zwecke. Sie geht nun nicht mehr blofs darauf aus, durch gemeinfchaftliche Bemühungen die fittlichen Anlagen zu bilden, fondern diefe Anlagen auch für die Veredlung wirkfam zu machen. Sie wird eine unfichtbare, eine Gemeine der Heiligen, die nur diejenigen unter den Gläubigen zu ihren Gliedern zählt, die fchon eine kräftige Richtung auf das Gute genommen haben, in denen das Streben nach Veredlung rege ift, welches Streben fie zu einem gemeinfchaftlichen macht.

Die Uebungen, die fie in diefer Hinficht vorfchreibt, find öffentliche Andachten, gewöhnlich, aber etwas unfchicklich, Gottesdienft genannt. Sie beftehen in gemeinfchaft-

licher Geisteserhebung zum Wesen aller Wesen, gemeinschaftlicher Belehrung und Erweckung zum Guten, und in der gemeinschaftlichen Beobachtung gewisser Zerimonien, wodurch die Vereinigung aller zum Streben nach Einem Ziele sinnlich dargestellt," und die religiösen Ideen dem Gemüthe tiefer eingeprägt, rührender und feierlicher gemacht werden sollen. In jeder dieser Hinsicht sind öffentliche Andachten, der Stärkung in guten Gesinnungen ungemein beförderlich.

Schon die moralische Vereinigung der Religiösen, unter der Anerkennung Eines obersten Herrn über alle, gleicher Bedürfnisse und Zwecke ist von grosser Wirkung auf das Herz, den Egoismus zu schwächen, und die Idee der Menschheit, als eines eng verbundenen Ganzen, die die Norm und das Prinzip aller Veredlung ist, zu beleben, sinnlich darzustellen, und kräftige Gefühle für sie zu wecken. Im geschäftigen Leben wird uns die Menschheit fremd — in der Welt stöfst sie uns von sich aus, oder unser Herz reifst sich von ihr los. Wenn sie uns auch oft durch die Bedürfnisse, die wir durch sie befriedigen,

durch die Unterstützungen, die wir von ihr erwarten müssen, anzieht, durch empfangene Wohlthaten Dankbarkeit und Zuneigung einflösst, durch ihre Leiden unser Mitgefühl, durch ihr schreiendes Elend unsre Theilnahme rührt, für einzelne vortreffliche oder gleichgestimmte Individuen uns ein Herz voll Achtung, Liebe und Vertrauen gibt: so entfernt sie doch noch weit öfter den Einen vom Andern, durch die Collisionen, worin ihre Privatabsichten mit einander gerathen, durch den Eigennutz, der sich in dem Interesse des andern gehindert und beeinträchtigt, durch den Ehrgeitz, der sich durch die Ansprüche des andern gedemüthigt sieht, durch den Stolz, der sich über alles erhebt, durch die Unersättlichkeit, die alles an sich reissen will, durch die Ungleichheit der Glücksgüter, die den Aermern und Niedrigen von Reichen und Angesehenen zurück hält, durch traurige Erfahrungen über die Gesinnungen der Menschen, durch die verminderte Achtung, die nicht selten die Folge einer nähern Bekanntschaft ist, durch mancherley Misskennungen, absichtliche und unwillkührliche Kränkungen. Durch

Nachdenken über die Würde der Menſchheit und ihre enge Verbindung, und durch Vergegenwärtigung der Forderung des moraliſchen Geſetzes ſich über das alles zu erheben, und die Eindrücke davon dahin zu ſchwächen, daſs wir in ihrem Intereſſe noch immer das unſrige erkännten, und unſer Herz noch immer für ſie warm bliebe, dürfte es uns nur ſelten gelingen. Aber lebendig tritt unſer groſses Verhältniſs zur Menſchheit vor unſre Seele beym Anblicke einer Verſammlung, die eine Angelegenheit zuſammen geführt hat, die allen in gleichem Grade wichtig iſt, wo ſich alle in demjenigen vereinigt finden, was ſie jetzt einzig beſchäftigt, was ſie für ihr Höchſtes und Heiligſtes halten, wo alle ſich als Bürger der überſinnlichen Welt, als Geweihte der Ewigkeit betrachten, vor der die Verſchiedenheiten und Colliſionen der Erde in die Schatten der letztern zurück treten. Wie mächtig muſs hier der Gedanke das Herz ergreifen: alle, die du hier ſiehſt, unter denen ſo mancher iſt, den du haſſeſt, gegen den dich Eigennutz und Neid empören, über den dein Stolz ſich verachtend erhebt, von dem Miſs-

verſtändniſſe dich entfernt halten, ſind durch das engſte Band mit dir verbunden, haben mit dir gleiche Rechte und Hoffnungen, finden wie du den würdigſten Preis ihres Lebens nur in dem Streben nach dem Beſſern, huldigen alle Einem Herrn, ſind in dem Weſentlichen ihrer Menſchheit ganz wie du biſt — und nicht bloſs die du hier ſiehſt, alle Vernünftigen gehören zu dem Einen moraliſchen Reiche, das dir dieſe religiöſe Verbrüderung im Bilde darſtellt! Wenn irgend etwas die reine moraliſche Menſchenliebe, die der Geiſt aller Tugend iſt, nähren kann, ſo iſt es die, mit einer ſolchen Anſicht verknüpfte Theilnahme an religiöſen Verſammlungen.

Noch gröſser wird die Wirkung dieſer Vereinigung dadurch, daſs ſie, zwar zunächſt nur auf Entwickelung des moraliſchen Gefühls, durch Wechſelwirkung der Gläubigen, zuletzt aber auf ein gemeinſchaftliches Streben nach Veredlung berechnet iſt. Die Idee der Veredlung und dieſes Strebens, wird in uns lebendiger, feierlicher, rührender und wirkſamer. Es iſt nun nicht mehr bloſs unſre Sache, Aufgabe unſres eignen Lebens, Befehl unſrer ſub-

jectiven Vernunft. Es ist Sache der Menschheit, die heiligste Angelegenheit aller, Ziel des ganzen Geschlechtes, Befehl der objectiven höchsten Vernunft. Auch für den, dem Religion und Sittlichkeit gleichgültig sind, muss eine Versammlung von Menschen, alle von Einem Interesse begeistert, alle von Einem Gedanken, von Einer Empfindung durchdrungen, von Einem Streben nach Einem erhabenen Gute beseelt und hingerissen, ein grosser herzerweiternder Anblick seyn. Wie viel mehr für den, der selbst daran Theil nimmt, der eben so von andern befeuert wird, als er selbst dazu beyträgt, sie wieder zu befeuern.

Die öffentliche kirchliche Andacht ist gemeinschaftliche Erhebung des Geistes zum Unsichtbaren, feierliche Richtung auf das Wesen aller Wesen, Huldigung dem Herrn der Welt, dem Gesetzgeber, Regierer und Richter des moralischen Universums, Gebet und Betrachtung. In so fern hat sie die Wirkung, die wir im Vorhergehenden von jeder moralisch-religiösen Sammlung des Gemüthes angeführt haben, dass sie nähmlich das Gemüth den frivolen Zwecken und Be-

schäftigungen des irdischen Sinnes, den Zerstreuungen des gewöhnlichen Lebens entreisst, ihm moralisch-religiöse Ideen näher bringt, grösseres Interesse für sie erweckt, sie inniger an alle Umgebungen anknüpft, und die Fähigkeit sie zu denken, und in ihrem Geiste zu wollen vermehrt. Aber sie hat diese Wirkung in einem höhern Grade; denn sie ist angelegentlicher, feierlicher, und durch das Gemeinschaftliche mehr belebt. Die einsame Beschäftigung mit moralischen Gedanken ist willkührlicher, daher man sich auch leichter unterbrechen läst. Man macht sie sich nie so bestimmt zum Zwecke, dass man darum alle Störungen entfernte, alle Hindernisse wegschaffte, alle dazwischen tretende dringende Geschäfte aufschöbe, eine ungünstige Stimmung überwände, und die fehlende Disposition durch Anstrengung erzeugte; man weiss, man werde dasselbe auch zu einer andern, mehr dazu geeigneten, Zeit verrichten können. Die öffentliche Andacht ist an eine bestimmte Zeit gebunden, hier findet kein Aufschub Statt, man weiss vorher die Stunde, die ihr geweiht ist, wo sich alle dazu versammeln, wo man kein

andres Geschäft treiben soll. Man ist genöthigt, sich jetzt dazu anzuschicken und darauf vorzubereiten, und eben das versetzt uns schon einiger Massen in die erforderliche Gemüthsverfassung, die wir leicht durch eigne Bemühungen noch mehr verstärken. Sie ist feierlicher als die einsame; denn sie ist mit gewissen Cerimonien verknüpft, die bey dieser entweder alle Bedeutung, oder doch ihre rührende Kraft verlieren. Endlich erhöht auch das Gemeinschaftliche die Andacht, vergegenwärtigt uns das Uebersinnliche mehr. Von allen Umgebungen ist da der religiöse Eindruck der stärkste; alle haben eine hervorspringende moralische Beziehung, die nicht allein die sinnliche Zerstreuung verhindert, sondern auch die Richtung unsers Gemüthes auf das Unsichtbare unterstützt. Heilig ist der Ort, heilig der Zweck, heilig die Gedanken der Menschen, die hier versammelt sind; nur ein ruchloses Gemüth könnte sich hier mit Unheiligem beschäftigen. Alles scheint uns ein Gefühl der nähern Gegenwart des höchsten Wesens einzuflößen.

Die öffentliche Andacht ist ferner gemeinschaftliche Belehrung über die Gegenstände des moralischen Glaubens, eine gegenseitige Mittheilung der Ueberzeugungen und der erweiterten Einsichten, worin der Kirchenlehrer die Glieder der Gemeine vertritt, der dazu angeordnet ist, den Kirchenglauben, aus dem Gesichtspuncte des Symbols, weiter zu führen, den Bedürfnissen der Zeit und den Fortschritten der Aufklärung anzueignen. Auch von dieser Seite betrachtet, hat sie bedeutende Vorzüge vor dem einsamen Unterrichte durch Lectüre und Nachdenken. Der lebendige Vortrag gibt jeder Wahrheit mehr Gewicht und sinnlichen Nachdruck, macht sie geschickter, die beabsichtigte Wirkung auf das Herz nicht zu verfehlen. Die Belehrung ist mehr von einem praktischen Geiste belebt, mehr von der speculativen Tendenz entfernt, die sich beym Lesen, auch da, wo es zunächst auf Erbauung angelegt war, so leicht des Geistes bemächtigt, und den moralischen Einfluss schwächt. Hier ist aller Unterricht auf die sittlich - religiösen Bedürfnisse berechnet, seine ganze Beschaffenheit, wenn er anders zweck-

mäſsig iſt, arbeitet dem finſtern, zwecklofen und überſchwänglichen Grübeln entgegen. Jeder Gedanke liegt dem Herzen eben ſo nahe als dem Verſtande. Nichts iſt darin bloſs Theorie; das Ueberſinnliche, womit er ſich beſchäftigt, erſcheint darin nirgends als Gegenſtand des Wiſſens, überall als Beſtimmungsgrund und Regulativ des Handelns. Die feierlichen Umgebungen, und der Umſtand, daſs hier eine Perſon im Namen aller redet, den allen gemeinſchaftlichen Glauben vorträgt, erhöhen die Kraft ſeiner Lehre, und das gemeinſchaftliche Glaubensbuch, von dem er ausgeht, knüpft die Vereinigung feſter, und erhöht durch Gemeingeiſt den religiöſen Enthuſiasmus.

Die öffentliche Andacht iſt gemeinſchaftliche Erweckung zum Guten, durch Belebung des moraliſchen Gefühls, durch Darſtellung der Tugend in ihrer Einfalt und Würde und in ihren groſsen Beziehungen, durch Erinnerung an Gott, ihr höchſtes Urbild, an ſeinen Willen und an ſeine Vergeltung. Auch hierin iſt der eben angeführte Umſtand von groſser Wirkung. Mit der frommen Stimmung, die den Gläubigen in die Ver-

ſammlung begleitet, und ihn für religiöſe Eindrücke empfänglicher macht, vereinigt ſich der Gedanke, daſs der Redner in dem, was er von dem Werthe der Tugend ſagt, die Ueberzeugung aller ausdrücke, daſs ſie allen ſo heilig und ehrwürdig ſey, als er ſie ſchildert, daſs durch ihn alle, einer den andern, ermuntern und anfeuern, daſs das, was er ſo ſtark andringt, neben der höchſten Angelegenheit jedes Einzelnen, auch das höchſte Intereſſe des Bundes ſey, um die Kraft jener Darſtellung und Erinnerung noch mehr zu heben. Tiefer rührt das ernſte Wort, in der heiligen Stunde, am ehrwürdigen Orte, im Andenken an Gott, vor vielen Zeugen, und in vieler Namen geſprochen.

Die öffentliche Andacht beſteht endlich in der Beobachtung gewiſſer religiöſer Gebräuche, die dazu beſtimmt ſind, die Ideen des Unſichtbaren zu verſinnlichen, dem Verſtande und Herzen näher zu bringen, die Erhebung des Geiſtes zum Ueberſinnlichen zu erleichtern, die geſellſchaftliche Verbindung feſter zu machen, die Gemüther für ihr Intereſſe mehr zu erwärmen, das Andenken edler

und verdienstvoller Menschen, und besonders solcher, deren Leben für den Bund wohlthätig geworden ist zu erhalten, und dadurch zur Dankbarkeit gegen sie, zur frommen Nacheiferung, und zur treuen Anhänglichkeit an das Institut zu ermuntern. Die moralische Wirksamkeit dieser Gebräuche hängt freylich zum Theil von ihrer Beschaffenheit ab, ob sie nähmlich ihrer Bestimmung und dem Geschmacke des Zeitalters angemessen sind, ihre Bedeutung nicht zu tief verschleiern, das Moralische und Religiöse nicht zu sehr zum Sinnlichen hinabziehen, den Aberglauben, die Schwärmerey und Geheimnissucht nicht begünstigen, und doch rührend und herzerhebend sind. Wo dieses fehlt, darf man sich freylich weniger von ihnen versprechen; aber es steht doch noch immer in unsrer Gewalt, die Eindrücke, die sie auf unser Herz machen, zu veredeln, und sie für die Stärkung unsrer tugendhaften Gesinnung zu benutzen. Auch in einem weniger gefälligen Gewande, auch da, wo sie der Aberglaube entstellt, zum blinden Fetischism herabgewürdigt hat, kann eine religiöse Cerimonie für die Tugend fruchtbar

werden. Es kommt ja nur auf uns an, wie wir ſie gebrauchen, was wir dabey denken, zu welchen Betrachtungen und Erinnerungen wir uns dadurch wollen ſtimmen laſſen. Der mangelhafte Cultus kann daher auch für den Gebildeten nie ein gegründeter Vorwand ſeyn, ſich den religiöſen Uebungen zu entziehen. Auch er könnte hier noch immer ſein Andachtsgefühl beleben, ſeinen Geiſt mit groſsen Gedanken nähren, durch das vergegenwärtigte Bild der Tugend im Leben edler Menſchen, ſich für ſie erwärmen, durch das Andenken an ihre Verdienſte, ſich in gemeinnütziger Thätigkeit ſtärken.

Achte Regel. Suche den Umgang mit weiſen und tugendhaften Menſchen. Er überzeugt auf eine ſehr anſchauliche Art von der Möglichkeit einer überall behaupteten Tugend, die uns oft, durch ſo manchen vergeblichen Kampf mit uns ſelbſt, durch ſo manchen Fehltritt, den wir, ungeachtet unſers ernſtlichen Vorſatzes, ihn nie wieder zu begehen, doch wieder begingen, durch den fortdauernden und immer erneuerten Reitz zur Sünde, durch die Erfahrung, daſs auch

der Beſte ſich nicht ſelten von tief eingewurzelten Neigungen hinreiſsen laſſe, zweifelhaft wird. Wenn dann auch die, mit denen wir umgehen, nicht ganz ohne Mängel ſind: ſo finden wir ſie doch nicht ſelten von denjenigen frey, die wir für ein allgemeines Loos menſchlicher Schwachheit, und darum für unverbeſſerlich hielten; wir finden an ihnen ein ernſtliches und angeſtrengtes Streben auch die übrigen zu beſiegen, das uns vollkommen verſichern muſs, es werde ihnen einſt damit gelingen. Nichts iſt aber dem Fortgange der Tugend mehr hinderlich, als der Wahn, daſs ſie in ihrer ganzen Gröſse und in ihrem ganzen Umfange nicht erreichbar ſey, daſs es fehlerhafte Charakter - Züge gebe, die man nicht vertilgen könne. Nichts unterſtützt dieſen Fortgang, erhöht unſern Enthuſiasmus, belebt unſern Muth mehr, als die Ueberzeugung, daſs wir durch einen feſten Willen alles vermögen. Hiermit ſteht das Zutrauen zu uns ſelbſt, und der Glaube an die Menſchheit in ſehr genauer Verbindung. Wer dieſen Glauben in der Welt, auf dem groſsen Kampfplatze menſchlicher Leidenſchaften, unter der unüber-

ſehbaren Menge kurzſichtiger, vorurtheilsvoller, verblendeter, engherziger, verkehrter, egoiſtiſcher, aufgeblaſener, argliſtiger und boshafter Menſchen verloren hat — und wer kann läugnen, daſs es leicht ſey, ihn da zu verlieren — der ſuche ihn wieder in den Armen eines edeln Freundes, und er wird ihn nicht vergebens ſuchen.

Der Umgang mit guten Menſchen bewahrt uns vor Leichtſinn, Selbſtvergeſſenheit und ausſchweifender Zerſtreuung, worin auch geſetzte und tugendhafte Menſchen nicht ſelten, ohne es merken, hineingezogen werden, und da manches begehen, was nachher keine Reue wieder vertilgen kann, und was unwiederbringlich einen Theil ihrer Ruhe und Willensſtärke mit wegnimmt. Er umgibt uns überall mit einer weiſen Beſonnenheit, mit dem heiligen Ernſte der Tugend, der uns nichts unſrer Unwürdiges thun läſst. Er macht unſern Charakter feſt, und bringt Ueberlegſamkeit in unſre Handlungen. Er ſetzt uns in ein ſolches Verhältniſs zur Welt, ihren Verbindungen, Geſchäften und Freuden, daſs wir ihre guten Eindrücke in uns aufnehmen kön-

nen, ohne durch die ſchlechten verdorben zu werden, und vereinigt in ſich die Vortheile der Einſamkeit und des geſellſchaftlichen Lebens.

Er belehrt uns kräftiger als das todte Wort über die Natur eines würdigen Verhaltens, zeigt ſie uns in verſchiedenen und oft verwickelten Situationen des Lebens, in der Befolgung von Maximen, die aus freyer Ueberzeugung gefloſſen, nicht bloſs reiflich, ſondern auch vorzüglich in praktiſcher Hinſicht überdacht ſind, und muntert uns dadurch auf, das Nachdenken darüber, wo die Darſtellung in den Handlungen des andern aufhört, für uns ſelbſt weiter fortzuſetzen, und uns nicht bloſs mit den reinen Grundſätzen der Tugend bekannter zu machen, ſondern uns auch auf eine unterhaltende Art mit ihr zu beſchäftigen, und uns mit ihrem herrlichen Geiſte immer mehr zu befreunden. Er gibt uns Veranlaſſung, unſre eignen moraliſchen Ueberzeugungen zu prüfen, zu berichtigen, und das, was Vorurtheile und ſinnliche Neigungen dazu beygetragen haben, und was daher die unumſchränkte Gewalt der Tugend über uns hindert, ſorgfältig davon abzuſondern.

Er ſtellt uns den Werth der Tugend ſinnlich, mithin kräftiger und ſprechender dar. Herrlicher, ehrwürdiger, göttlicher als der erhabenſte Gedanke von ihr, als ihre beredteſte Schilderung iſt ihre Erſcheinung im Leben. Ungeachtet aller Mängel, die ihr hier noch ankleben, aller Flecken, die ſie hier noch verunſtalten mögen, iſt ſie doch gröſser als in der Betrachtung des Verſtandes. Sie iſt nicht mehr bloſses Ideal, ſie iſt Stärke des Willens, Kraft der Menſchheit, glorreicher Sieg der Vernunft. Es iſt nicht möglich, ſich alle Lagen und Verhältniſſe des Lebens, in die ſie ihren verſchönernden Einfluſs äuſsert, zu vergegenwärtigen, noch weniger ſich ſie ſo lebhaft, ſo beſtimmt, und in der feinen Nüancirung zu vergegenwärtigen, daſs daraus eine vollſtändige Einſicht in die Wirkungen der Tugend hervorginge. Gerade die kleinen Umſtände, die entweder unſre Einbildungskraft nicht alle faſſen kann, die unſrer Aufmerkſamkeit ſo leicht entſchlüpfen, oder die wir nicht der Mühe werth halten, auf ſie zu achten, wenn wir bloſs in Gedanken mit ihnen beſchäftigt ſind, würden uns hier am lehrreich-

ſten ſeyn. Der vertrautere Umgang mit guten Menſchen enthüllt uns auch dieſe, und zeigt uns in der Erfahrung, im ganzen Leben das ſchöne Gebieth der Tugend, das, unter ihrer Herrſchaft, in allen ſeinen Theilen glücklich iſt.

Dieſer Umgang verſtärkt überdem das Intereſſe der Tugend, durch das Intereſſe der Nacheiferung, ohne daſs jenes dadurch verunreinigt würde: denn um das Beſtreben zu fühlen einem andern in irgend einer Sache gleich zu kommen, muſs man dieſe Sache ſchon für etwas, das an ſich des Beyfalles werth ſey, halten. Ohne das wäre nichts da, was jenes in uns wecken könnte. Wo dieſes aber iſt, da wird die natürliche Wichtigkeit der Sache dadurch erhöht, daſs wir auch andre darnach ringen ſehen; es entſteht ein edler Wetteifer, und in demſelben wird das Gefühl für ſie immer wärmer, die Thätigkeit unermüdeter und ordnungsvoller. Der gefährliche Aufſchub, der uns da, wo wir etwas bloſs in Beziehung auf uns ſelbſt zu haben wünſchen, ſo leicht beſchleicht, wird da verhindert, wo man hinter andern nicht zurück bleiben will. Das Ziel der Tugend erſcheint uns in den vortrefflichen

Eigenschaften andrer versinnlicht, wir haben es gegenwärtiger, und sind darum mehr für dasselbe eingenommen. Zu der reinen Achtung für sie, gesellt sich noch die Achtung und oft freundschaftliche Gesinnung gegen den, in dessen Leben wir sie finden, wodurch jene verdoppelt wird.

Endlich dient auch der Umgang mit weisen und edeln Menschen dazu, uns an die Tugend zu gewöhnen. Gutes und Schlechtes, was wir oft sehen, theilt sich uns unvermerkt mit. Die Fertigkeit beydes zu denken, die sich dadurch in uns erzeugt, geht bald auch in Fertigkeit, dem angemessen zu handeln, über. Für das Schlechte vermindert sich unser Abscheu, wir söhnen uns mit ihm aus; für das Gute vermehrt sich unsre Achtung, wir entdecken an ihm immer mehr Vorzüge, und es wird uns immer mehr zum Bedürfniss. So gefährlich es daher ist, mit bösen, leidenschaftlichen Menschen umzugehen, indem sich uns dann unvermerkt schlimme Neigungen mittheilen, die nicht in unsrer Natur lagen, und diejenigen, zu denen wir Anlage hatten, stärker werden: so wohlthätig ist es, in der

Nähe von Tugendhaften zu ſeyn, indem auch da ihre guten Eigenſchaften unwillkührlich zu den unſrigen werden, ihre Denkungsart mit der unſrigen zuſammenwächſt, unſre Seele ſich mit ſchönen und edeln Gedanken anfüllt, die bald zur That reifen, ein kräftiger Geiſt der Tugend über uns kommt, der uns ſtäts auf ihre Wege führt.

Eine ähnliche Wirkung läſst ſich von der Betrachtung vorzüglicher Charaktere erwarten. Auch ſie iſt ein geiſtiger Umgang, auch ſie kann eine erhabene Freundſchaft zwiſchen uns und ihnen ſtiften, uns durch die Erwägung ihrer herrlichen Eigenſchaften für die Tugend erwärmen und an ſie gewöhnen, zur Nachahmung ermuntern, und uns eine groſse Art zu denken einflöſsen. Wir haben hier noch den Vortheil, daſs wir uns zu dieſem geiſtigen Umgange die Vortrefflichſten, diejenigen, die mit uns am meiſten ſympathiſiren, oder die ſich durch ſolche Tugenden auszeichnen, die unſrer Sorge am meiſten bedürfen, auswählen, und uns ſo oft und ſo lange, als es uns gefällt, mit ihnen beſchäftigen können, daſs dieſer Umgang zwangsloſer, und

zugleich, wo ſie aus weiter Ferne vor uns hintreten, oder aus dem Dunkel der Vergangenheit auferſtehen, feierlicher, herzerhebender iſt. Dagegen fällt der Nutzen einer vertrauten Mittheilung, einer ſpeciellern Bekanntſchaft, und einer genauern Beobachtung, die nur im wirklichen Zuſammenleben möglich ſind, weg.

Ausgezeichnete Menſchen haben gewöhnlich auch ausgezeichnete Fehler, die der Glanz ihrer Tugenden ſo leicht überſtrahlt, oder mit in ſeine Beleuchtung hineinzieht. Es iſt groſse Vorſicht nöthig, um nicht durch ihn geblendet zu werden, und unter dem Scheine der Tugend nicht auch das Laſter achten und ausüben zu lernen.

Es kann auch nicht ſchädlich ſeyn, zuweilen ſchlechte Menſchen aus der Ferne zu beobachten, um durch den Anblick ihrer Laſter und der verderblichen Wirkungen derſelben im Leben, ſeinen Abſcheu gegen dieſelben zu vermehren; wozu allerdings das lebendige Beyſpiel viel kräftiger iſt, als die darſtellendſten und feurigſten Predigten, um an ihnen zu lernen, wie Fehler entſtehen, wachſen, genährt werden, das Herz ergreifen, ſich da feſt ſetzen,

und immer weiter ausbreiten, immer neue nach sich ziehen, und wie man sich daher am besten gegen sie verwahren könne. Aber nie darf dies ein vertrauter Umgang werden. Keine Tugend ist gegen seine Gefahren stark genug gewaffnet. Und diese Gefahren sind um so viel grösser, je näher solche Menschen mit uns verbunden sind, je mehr liebenswürdige Eigenschaften sie uns interessant machen, je mehr ein aufgeklärter Verstand, ein richtiger Geschmack, eine gefällige Bildung, feine Sitten, ein angenehmes und unterhaltendes Betragen, uns für sie einnehmen, und an ihren Umgang fesseln.

Neunte Regel. Beschäftige dich oft mit moralischer Betrachtung der Natur. Die Stimmung der Seele, worin uns eine solche Betrachtung versetzt, ist der Tugend ungemein günstig. Sie ist Entfernung alles dessen, was die Sinnlichkeit stark afficirt, heftige Begierden aufregt, oder uns doch den Eindrücken der Weltgüter und Welterscheinungen hingibt, Entfernung alles dessen, was uns als Verlangen, Bedürfniss und Sorge stark bewegt, und in den Strudel des Lebens hinein-

zieht. Sie ist nicht ohne Rührung, aber die Empfindungen, woraus diese besteht, sind ruhig, geordnet, vom Verstande geweckt und begleitet, beschäftigen, unterhalten und erheitern die Seele ohne ein sinnlich eigennütziges Interesse, ein Streben, irgend etwas zu besitzen, zu erzeugen. Zurückgezogenheit, Stille, Unbefangenheit, und doch auch inniges Wohlgefallen, Befriedigung ohne körperlichen Genuss, frohes Sinnengefühl ohne erhitzte Aufwallung des Blutes, das ist es, was im Umgange mit der Natur unser Gemüth erfüllt, und gerade das ist auch die Stimmung, worin die Tugend das Herz bringt, wenn sie einiger Massen die Herrschaft über dasselbe erhalten hat, das ist die Stimmung, die uns zu ihrer Ausübung am meisten aufgelegt macht.

Unter allem Sinnlichen ist die Betrachtung der Natur am meisten dazu geeignet, durch die eigenthümliche Beschaffenheit der Gefühle, die mit ihr gepaart gehen, uns auf die reine Uneigennützigkeit vorzubereiten, mit der das Gute umfasst und geübt werden muss, wenn es in Veredlung des Lebens übergehen soll, und unsre Leidenschaften, die sich dem so oft

widersetzen, nach und nach dauerhaft zu mässigen, uns bey uns selbst so einheimisch zu machen, als es nöthig ist, um unser höchstes Interesse zu besorgen.

Der Umgang mit der Natur gibt ferner dem Geiste eine gewisse Ernsthaftigkeit, eine Empfänglichkeit, und einen Sinn für solche Gedanken und Beschäftigungen, die mit keinem eigentlichen Genusse, keiner sinnlichen Rührung verbunden sind — eine höhere Richtung, die ausser dem Angenehmen und Nützlichen, woran der Mensch, der sich unaufhörlich in der Welt herum treibt, ausschliessend klebt, auch das Schöne und Gute zu würdigen weiss.

Die Betrachtungen, die sich dem Menschen da aufdringen, haben alle in etwa eine moralische Tendenz, sind alle fähig, moralische Ideen in uns aufzuwecken, und diese durch ein sinnliches Vehikel dem Gemüthe tiefer einzuprägen, mit seinen sämmtlichen Angelegenheiten fester zu verweben. Die Natur zeigt uns überall, selbst dann, wenn wir von dem kleingeistigen Bestreben, in jedem ihrer Producte irgend einen Zweck für die Genussfähigkeit

keit des Menſchen enträthſeln zu wollen abſtehen, Spuren von Planmäſsigkeit, Einheit, Weisheit und Ordnung, die ſich über das Ganze ihrer Erſcheinungen ausbreiten, und ſich auch da ahnden laſſen, wo wir ſie nicht beſtimmt erkennen. Sie erregt dadurch nicht allein unſre Verwunderung, ſondern klärt auch unſern Verſtand über dieſe moraliſchen Eigenſchaften mehr auf, und macht ſie durch die öftere Beſchäftigung mit ihnen dem Herzen zum Bedürfniſſe, lehrt uns nach Weisheit, Ordnung und Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt ſtreben, und überall planmäſsig, ordnungsvoll und harmoniſch handeln, ihre Eintracht, Mäſsigung, Sparſamkeit und Zweckmäſsigkeit zum Muſter unſers Lebens wählen, und uns von ihnen zu allen andern Forderungen der Tugend erheben. Bey einem tiefern Eindringen in den Geiſt, von dem ihre Geſtalten und Erſcheinungen bewegt werden, zeigt es ſich, daſs dieſer Geiſt kein andrer als ein moraliſcher iſt, offenbaren ſich in ihr überall Beziehungen auf die Tugend und die höchſte Beſtimmung des Menſchen, ihm dieſe anzudeuten, zu verſinnlichen, und in erhabenen Hieroglyphen ans Herz zu

legen, und ihn im Streben nach derselben zu unterstützen. Dies gibt ihm nicht nur neue Veranlassung, sich seine moralischen Angelegenheiten zu vergegenwärtigen, und sich mit ihnen auf eine angenehme Art zu beschäftigen: sondern stellt ihm auch die Würde der Tugend, die Erhabenheit des Sittlichen über das Natürliche lebhafter dar, flöfst ihm gröfsere Ehrfurcht für sie ein, und mit ihr einen thätigern und kräftigern Eifer, sie seinem Leben anzueignen.

Der Anblick der Natur weckt mancherley Empfindungen auf, die mit dem moralischen Gefühle nahe verwandt sind. Das Gefühl des Schönen, das uns so viele ihrer Gegenstände und Erscheinungen darbiethen, ist, wie jenes, ein Gefühl des Geordneten, Zusammenstimmenden, Ineinanderfliefsenden, ist, wie jenes, rein menschlich, uneigennützig. Es ist nicht möglich dieses oft zu befriedigen, ohne dafs auch jenes dadurch genährt werde; und wem das Schöne in der Natur interessirt, den kann unmöglich das Moralische in den Handlungen gleichgültig lassen. Je mehr unser Auge sich an schöne Gestalten gewöhnt hat: desto mehr

werden edle Formen des Charakters uns zum Bedürfniſſe werden. Noch ſtärker trifft das Erhabene unſern moraliſchen Sinn; denn es iſt im Grunde nichts anders als verſinnlichte Würde, die Empfindung deſſelben nichts anders, als das Gefühl der ſittlichen Achtung, durch einen Gegenſtand auſser uns angeregt. Nicht dieſer Gegenſtand iſt erhaben, er iſt nur groſs, der Gedanke iſt erhaben, den der freye Geiſt von ſeiner Gröſse veranlaſst, in ſich hervorruft, das unbegränzte Vermögen der Vernunft, die unbeſiegte Kraft des guten Willens, die dadurch in uns offenbar werden. Es iſt nicht möglich, oft unter erhabenen Erſcheinungen und Schauſpielen der Natur herum zu wandeln, ihre herrlichen Wunder anzuſtaunen, ſich von ihrer Kraft und Gröſse oft ergriffen zu fühlen, und dabey eine gemeine niedrige Denkungsart zu behalten, ohne ſich an erhabene Geſinnungen zu gewöhnen. Der heroiſche Charakter der Tugend findet hier vorzüglich Nahrung, und dieſer iſt es auch, durch den ſie ſich behaupten, ins Leben eindringen, und den Widerſtand der Sinnlichkeit beſiegen muſs.

Zu dieſen geſellen ſich noch die Empfindungen des Sanften, Fröhlichen, Lebevollen, Reichen, Beſtändigen, Geſetzmäſsigen, Wohlthätigen, die der Anblick der Natur in ihren mannichfaltigen Erzeugniſſen und Veränderungen in uns erweckt, und die auch der Tugend in verſchiedenen Situationen mehr oder weniger eigen ſind, immer aber etwas an ſich haben, was uns ihr geneigt macht.

Schon wenn wir die Natur allein an ſich, in einer moraliſchen Verfaſſung des Gemüthes betrachten, dient dieſe Betrachtung dazu, jene Verfaſſung nicht bloſs zu unterhalten, ſondern auch zu erhöhen. Noch mehr aber iſt dies dann der Fall, wenn wir ſie zugleich aus dem religiöſen Geſichtspuncte anſehen, als Werk und Erſcheinung des höchſten Weſens. Sie wird uns dann ein Spiegel ſeiner erhabenen Eigenſchaften, die ſinnliche Darſtellung ſeiner unendlichen moraliſchen Vollkommenheit. Wir ſehen dann in ihrer ſchönen und kunſtvollen Anordnung die Heiligkeit, Weisheit und Güte des Ewigen. Sie iſt überall ſeines Geiſtes voll, alles bezieht ſich auf ihn, erinnert an ihn, erhebt die Seele zu ihm, erfüllt das Herz mit

einem ehrfurchtsvollen und freudigen Gefühle ſeiner Nähe. Er wird uns gegenwärtiger, vernehmbarer, wir fühlen uns allenthalben von ihm umgeben, wir dürfen, wir können ihn, und mit ihm die Tugend nimmer vergeſſen. Der Gedanke an ihn wird uns theurer, unvertilgbarer, majeſtätsvoller und wirkſamer, wenn wir ihn in allem was die Natur Schönes, Erhabenes, Wohlthätiges und Erfreuliches hat, wieder finden. Unſre Würde erſcheint uns gröſser und heiliger, wenn wir wiſſen, daſs er es ſey, der uns alles unterwarf, alles unſern Bedürfniſſen anbequemte, alles für unſre Beſtimmung zweckmäſsig einrichtete.

Darum betrachte oft die Natur von ihrer moraliſch - religiöſen Seite, um dich durch ſie in eine der Tugend angemeſſene und förderliche Stimmung zu ſetzen. Sammle in ihrem Umgange deinen Geiſt zu einer weiſen Stille, zu einem beſonnenen Ernſte, und zu einer heitern Ruhe. Merke auf die Spuren der Ordnung, Weisheit und Mäſsigung, die ſich in ihr finden, und ahnde darin den hohen Geiſt der Tugend. Suche ihre moraliſchen Beziehungen immer beſſer zu verſtehen, deine Würde darin

immer wärmer zu verehren. Gib dich hin den Gefühlen des Schönen und Erhabenen, des Sanften, Fröhlichen, Gesetzmäſsigen und Wohlthätigen, das sie überall vor dir aufstellt, daſs dadurch der Sinn für das Beſsre in dir genährt werde. Erkenne und bewundre in ihr die Gröſse des Herrn, laſs sie dich zu ihm erheben, dich immer fester mit ihm verbinden, ihm dein Leben immer mehr hingeben.

Zehnte Regel. Uebe überhaupt deine Vernunft, und vermehre ihren Einfluſs auf dein Herz. Die Vernunft ist das wirksame Prinzip des veredelten Willens; sie muſs ihn bestimmen und leiten. Je nachdrücklicher sie sich ihm andringt, je lebhafter sie sich darstellt, je leichter sie ihre Thätigkeit ausübt, je mächtiger das Bedürfniſs des Vernünftigen das ganze Leben beherrscht: desto vollkommner wird dieser Wille seyn, desto mehr ihr hingegeben, und auf die Erfüllung ihrer Forderungen gerichtet. Die Vernunft ist aber überall dieselbe, ihre Form höchste Harmonie, vollendete Einheit. Alles, was sie beschäftigt, sie zum Denken eines Höchsten auffordert, jede Erwägung irgend eines Gegen-

ſtandes in Beziehung auf ihre Form, jede Prüfung irgend eines Gedankens, einer Darſtellung und Handlung nach ihrer Angemeſſenheit zur Vernunft, bringt die Vernunftfähigkeit zur Fertigkeit, verſtärkt durch Angewöhnung ihr Intereſſe, und lehrt uns überall mehr auf das Vernünftige als auf das Angenehme ſehen. Wer in ſeinen Erkenntniſſen nur immer das Wahre ſucht und ehrt, dem kann in ſeinen Beſtrebungen das Gute nicht gleichgültig ſeyn; und je reiner und empſindlicher der Sinn für jenes iſt, deſto lauterer und ſtärker wird auch das Gefühl für dieſes ſeyn. Vorzüglich aber iſt die Uebung ihres praktiſchen Vermögens, d. i. ihrer geſetzmäſsigen Thätigkeit, in wie fern ſie auf die Beſtimmung des Willens, der Neigungen und Handlungen geht, dazu geeignet, ihren Einfluſs auf dieſen Willen zu vermehren. Dieſes praktiſche Vermögen wird aber geübt: durch öfteres Nachdenken über moraliſche und religiöſe Gegenſtände — wobey indeſs vor allem die Beymiſchung der Phantaſie gemäſsigt werden muſs, damit es nicht in Schwärmerey, die der Veredlung ſehr gefährlich iſt, ausarte; — durch

das öftere Vergegenwärtigen ästhetischer und sittlicher Ideale; durch Beurtheilung moralischer Charaktere und Handlungen, ohne Partheylichkeit und Leidenschaft, die den Willen mehr verderben würden, als alle Uebung der Vernunft ihn veredeln kann; durch öftere Betrachtung der Weltbegebenheiten und Welterscheinungen aus moralischen Gesichtspuncten und nach vernünftigen Grundsätzen.

Vorurtheile, Lieblingsneigungen, herrschende Meynungen und Sitten, die Denkungsart und Handlungsweise des Zeitalters, suchen uns die Forderungen der Vernunft unaufhörlich aus den Augen zu rücken, oder ihre eignen unterzuschieben. Auch der weiseste, nüchternste Mann ist in jedem Augenblicke der Gefahr ausgesetzt, etwas Unvernünftiges zu billigen, wenn er nicht hierauf immer aufmerksam ist, alles der strengsten Prüfung unterwirft, auch das nicht ausgenommen, wofür sich schon angesehene, denkende und verehrte Menschen entschieden haben, wenn er nicht im Stande ist die Thorheit in jedem Gewande und unter jedem Schutze zu entdecken und zu verabscheuen.

Der achtſame, forſchende Blick auf die Sitten und Meynungen der Zeit, ihre Verirrungen und Schwächen mag wohl bey einer reitzbaren Empfindſamkeit eben nicht dazu geeignet ſeyn, uns mit dieſer im guten Vernehmen zu halten, aber er iſt doch nothwendig, wenn man zur Verbeſſerung ihrer Fehler etwas beytragen, und nicht ſelbſt ein Opfer der Unvernunft, die oft da am kühnſten ihr Haupt empor hebt, wo die ſinnliche Kultur am weiteſten gediehen iſt, werden will, die ſich dann bald nicht mehr mit dem äuſsern Menſchen begnügt, ſondern ihre Herrſchaft auch auf den innern auszudehnen weiſs.

Die bisher angeführten Mittel beziehen ſich zunächſt auf die moraliſche Geſinnung, dieſe dahin zu ſtärken, den tugendhaften Willen, die erſte Richtung auf das Gute dahin zu befeſtigen, daſs ſie nicht allein im Herzen vorherrſche, und ſich jedes andre Intereſſe unterwerfe, ſondern auch einen bleibenden und wirkſamen Einfluſs auf die Handlungsweiſe erlange, dieſe in jedem Falle durch reine Ueber-

zeugung bestimme, und in eine fortdauernde freudige Erfüllung aller Lebenspflichten übergehe.

Aber nicht überall, wo diese Gesinnung auch in einem vorzüglichen Grade vorhanden ist, wird sie zur That. Zufällige Hindernisse können ihre Wirkung aufhalten, oder ihren Einfluss erschweren. Sie müsste schon eine ganz ausgezeichnete Stärke besitzen, wenn sie sich gegen jeden Reitz, das Entgegengesetzte zu thun, von selbst durchsetzen sollte. In den meisten Fällen geht ihr Einfluss nur dahin, dass sich der Mensch auf sie besinne, ihr Interesse erwäge, von allem andern wegdenke, und dadurch dieses Interesse erhöhe, allein in der Seele herrschend mache. Oft aber sind wir genöthigt, schnell zu handeln; entweder, weil die Umstände dringend sind, und die Handlung keinen Aufschub leidet; oder, weil eine lebhaftere Empfindung uns treibt, dass es nicht möglich ist, sich eher zu besinnen. Oft verändern sich, während wir in ihr begriffen sind, die Umstände so schnell und unerwartet, erfordern so durchaus verschiedene Massregeln, dass die Seele durch das Erstaunen und die

Verwirrung, worin ſie geſetzt wird, oder durch die Beſchäftigung, die ihr die Sorge für dieſe Maſsregeln gibt ganz unfähig iſt, noch etwas anders zu berückſichtigen; das moraliſche Gefühl kann da oft nicht einmal zur Sprache kommen, viel weniger iſt ſie im Stande, auf daſſelbe zu achten. Sie wird von den Ideen unwiderſtehlich hingezogen, die den gegenwärtigen am nächſten liegen. Da nun, bey aller Güte der Geſinnung, die ſich der Menſch zu eigen gemacht haben mag, doch noch immer die Sinnlichkeit, vermittelſt der längern Gewohnheit tiefer bey ihm eingewurzelt iſt, mehr Gewalt über ihn behauptet: ſo wird ſie ihn in ſolchen Umſtänden immer fortreiſsen, ihren Eingebungen zu folgen.

Oft wird auch eine Leidenſchaft ſo heftig, durch Begünſtigung oder Widerſtand, durch das Zuſammentreffen mehrerer Dinge, die ſie unterſtützen, oder durch das Gedränge von Colliſionen, in die ſie geräth, in dem Grade entflammt, daſs der Menſch dadurch gleichſam aus ſich ſelbſt heraus verſetzt, einzig mit ihr und ihren Gegenſtänden beſchäftigt, zu allen anderweitigen Betrachtungen unfähig, bey dem

wärmſten Gefühle für das Gute, ſich doch von ihr verleiten läſst, etwas ſeiner Unwürdiges zu thun. Ueberlegung fordert Ruhe; ſtarke Leidenſchaften aber ſind gewaltſam und betäubend, unterwerfen ſich in dem Augenblicke, wo ſie vorzüglich rege ſind, alle Kräfte und Gefühle, und rauben dem Gemüthe die Freyheit ſich ſelbſt zu lenken.

Oft ſind es auch Fehler des Kopfes, die den Uebergang einer guten Geſinnung zu ihr angemeſſenen Handlungen hindern. Irrthümer und praktiſche Vorurtheile bringen die beſten Abſichten zu verkehrten Aeuſserungen, wobey freylich, wenn ſie anders unverſchuldet ſind, der innere Werth des Menſchen nicht vermindert, aber doch ſeine Erſcheinung unvollkommen wird; leiten oft die Maximen ſo ganz irre, daſs ſie ſtatt des Intereſſes der Tugend das Intereſſe der Sinnlichkeit darſtellen. Ueberſpannte Einbildungskraft, allzugroſse Empfindſamkeit und Neigung zur Schwärmerey, verwandeln die tugendhafte Geſinnung in bloſse Gefühle, begnügen ſich mit frommen Rührungen, höchſtens mit erhabenen Ideen, und laſſen ſie nie zur That werden.

Endlich gibt es auch Gemüthsſtimmungen, in denen man für das Gute in einem vorzüglichen Grade eingenommen, und doch zu ſeiner Ausübung ganz unfähig ſeyn kann; weil ſie uns zu ſehr mit uns ſelbſt und unſrer Lage in der Welt, nicht um ſie zu verbeſſern, ſondern um ſie nur unerträglich zu finden, beſchäftigen, als daſs wir an etwas anders denken könnten; weil ſie uns das Leben zu ſehr in ſeiner Geringfügigkeit und in ſeinem Elende zeigen, als daſs wir uns um daſſelbe eine ſonderliche Mühe geben, und nicht vielmehr alle Kräfte anſtrengen ſollten, uns deſſelben zu entſchlagen; weil ſie uns überhaupt zu allem unaufgelegt machen, wozu uns nicht ein ſtarker Trieb hinzieht, weil ſie das Bedürfniſs der Thätigkeit ſchwächen, und auf die dringendſten Angelegenheiten einſchränken. Hierhin gehören vorzüglich: Unzufriedenheit mit uns ſelbſt und der Welt, melancholiſcher Trübſinn, finſtrer Ernſt und traurige Muthloſigkeit.

Die Sorge für die Veredlung unſres Lebens verlangt daher, wenn ſie nicht bloſs die Geſinnung, ſondern auch die Handlungen umſchlieſsen ſoll, noch ganz eigne Bemühun-

gen, die sich allein auf die letztern beziehen.

Hierhin gehört zuvörderst die Kultur des Gewissens. Das Gewissen ist die Fähigkeit sich nach moralischen Gesetzen zu beurtheilen, seine Handlungen, so wohl vor als nach der That zu prüfen, Recht und Unrecht darin einzusehen verbunden mit dem Gefühle der Unruhe, des Vorwurfes, der Schuld, der Selbstverachtung und der Selbstverdammung, wo wir das erstere — mit dem Gefühle der Ruhe, der Zufriedenheit, der Selbstachtung und Billigung, wo wir das letztere finden. Diese Fähigkeit zeigt sich auch, wo die Natur noch unverdorben ist, als Fertigkeit und Trieb, deren Aeusserungen sich nur mit Gewalt zurück halten lassen. Unwillkührlich dringt sich uns der Gedanke auf, dass etwas, das wir thun wollen, recht oder unrecht sey, geschehen oder nicht geschehen dürfe, und eben so unwillkührlich ziehen wir uns vor unser eignes Gericht, eben so unwillkührlich und unvermeidlich sind die angenehmen und bittern, die erhebenden und demüthigenden Empfindungen, die das Urtheil begleiten.

In wie fern das Gewiſſen bloſs damit beſchäftigt iſt, uns auf den Unterſchied des Guten und Schlechten, des Edeln und Nichtswürdigen aufmerkſam zu machen, heiſst es auch moraliſcher Sinn, geſunder moraliſcher Verſtand, und iſt die erſte Erſcheinung der moraliſchen Anlagen im Menſchen. In ſo fern iſt es ſchon vor der vollkommnen Entwickelung der Vernunft, und ohne deutlich gedachte Grundſätze wirkſam. Es bedarf zu ſeinen Einſichten keiner Begriffe und Schlüſſe. Die natürliche Thätigkeit der Vernunft nimmt, uns ſelbſt unbewuſst, diejenigen Operationen vor, wodurch das Gefühl des Rechtes oder Unrechtes in Beziehung auf unſre Handlungen entſteht. Der moraliſche Sinn iſt ſelbſt nichts anders, als eben dieſe Thätigkeit, die aber, weil ſie leicht irre geleitet werden kann, weil Vorurtheile und mancherley andre Gemüthserſcheinungen in ſie einflieſsen, und ſich mit ihr vermiſchen, allerdings aufgeklärt, auf Begriffe und Grundſätze gebracht werden muſs, wenn ſie unſre ſittlichen Angelegenheiten recht beſorgen ſoll.

Aber zur vollständigen Aeusserung des Gewissens, sind wenigstens einige allgemeine Begriffe und Grundsätze durchaus erforderlich. Zu ihr müssen Vernunft, Urtheilskraft und moralisches Gefühl zusammen wirken. Die erste erzeugt oder denkt jene Begriffe und Grundsätze; die zweyte wendet sie auf die Handlungen an; das dritte begleitet diese Anwendung mit angenehmen oder unangenehmen Empfindungen. Das Gewissen ist daher auch kein abgesondertes und ursprüngliches Vermögen im Menschen, sondern das Resultat des Zusammentreffens mehrerer andrer; welches Zusammentreffen aber doch nicht zufällig, sondern von der Natur beabsichtigt, nothwendig und unveränderlich ist.

So wie nun die genannten drey Vermögen in keinem Menschen ganz fehlen: so ist auch keiner ganz ohne Gewissen. Aber so wie sie nicht in allen in gleichem Grade und auf gleiche Weise wirksam sind, nicht in allen eine gleiche Bildung erhalten haben, und in ihrer Thätigkeit von mancherley Umständen abhangen, die ihnen eine verkehrte Richtung geben können: so ist auch das Gewissen nicht in

allen

allen gleich richtig, klar und lebhaft sind seine Urtheile und Empfindungen nicht überall dieselben. Es gibt eine Vollkommenheit, die von der Reinheit der Vernunftthätigkeit, der Freyheit der Beurtheilungskraft und der Stärke des moralischen Gefühles bestimmt, allein das Geschäft der Veredlung recht befördern kann. Ausserdem kann der Mensch, durch Vernachlässigung und absichtliche Unterdrückung sein Gewissen zum Schweigen bringen, seine Urtheile und Gefühle dahin schwächen, oder seine Empfänglichkeit für dieselbe abstumpfen, dass er nichts mehr davon vernimmt. In diesem Falle können alle Vermögen, die das Gewissen ausmachen, fortdauern, und in andern Angelegenheiten, selbst auf eine vorzügliche Art wirksam seyn, ohne die moralischen zu berühren, ohne sich als Gewissen zu offenbaren.

Das Gewissen muss die moralische Gesinnung begleiten, oder vielmehr diese muss zugleich Gewissenhaftigkeit werden, mit einer richtigen und lebhaften Selbstbeurtheilung nach moralischen Grundsätzen verbunden seyn, wenn sie sich dem Leben mittheilen, in die Handlungen übergehen soll.

Die Kultur des Gewiſſens iſt daher eine ſehr bedeutende Angelegenheit des tugendhaften Willens.

Dieſe Kultur geht erſtens dahin, daſs das Gewiſſen wachſam erhalten werde, d. h. daſs uns der Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht deutlich bewuſst bleibe, daſs er uns insbeſondre in Anſehung unſrer vorzunehmenden oder ſchon vollbrachten Handlungen gegenwärtig ſey, und uns auf das Beyfalls- oder Tadelnswerthe mit froher Billigung, oder mit tiefer Beſchämung und beunruhigenden Vorwürfen aufmerkſam mache. Das Gewiſſen ſchläft, wenn es bey unſern Handlungen entweder gar keine Einſprache thut, oder ſeine Erinnerungen nicht mit der gehörigen Stärke zu uns gelangen, um zur Empfindung zu werden; ſey es nun, daſs ſie an ſich ſelbſt zu ſchwach ſind, als daſs ſie zum klaren Bewuſstſeyn gelangen könnten, oder daſs es uns an reitzbarer Empfänglichkeit fehlt, ſie zu vernehmen, und von ſeinen Bewegungen gerührt zu werden. Der Gewiſſensſchlaf geht mit der Zeit in Gewiſſenloſigkeit über, die entweder darin beſteht, daſs ſich der Unterſchied zwi-

schen Recht und Unrecht in unsern Handlungen ganz verdunkelt, dass bey allen Rücksichten, woraus wir sie zu überlegen pflegen, nie die moralische zum Vorschein kommt, dass man gar nicht mehr daran denkt zu fragen, ob etwas von der Vernunft gebilligt werde, und diese Frage alle Bedeutung für uns verliert, oder darin, dass dieser Unterschied zwar noch immer fortdauert, ohne aber sonderlich beherzigt zu werden, dass man die Verkehrtheit gewisser Maximen und Handlungen zwar noch immer einsieht, aber ohne dabey etwas zu empfinden, ohne dadurch beschämt, beunruhigt oder zurückgeschreckt zu werden.

Ein solches Einschlafen des Gewissens, erfolgt nach und nach. Es gibt gewisse Situationen des Lebens, wo es gar nicht zur Sprache kommen kann, wo der Mensch allein von den Reitzungen und Eingebungen der Sinnlichkeit geleitet wird. Je öfter man in solche Situationen geräth, oder sich selbst darin versetzt: desto seltener wird das Gewissen angeregt, desto mehr kommt es aus der Uebung, erlischt seine Thätigkeit und lenken sich die Fähigkeiten, die in ihm wirksam sind, auf

andre Dinge hin, bis ſie ſich ganz in dieſe verlieren. Oeftere Uebertretung ſeiner Vorſchriften ſtumpft das Gefühl für ſeinen Tadel ab, benimmt ſeinen Vorwürfen ihren Ernſt, der Reue ihren Stachel, der Selbſtverachtung ihr Empfindliches. Man glaubt die Erfahrung gemacht zu haben, daſs es doch mit dem Gewiſſen eine ſo bedeutende Sache nicht ſey, daſs in ſeiner erſten Unruhe die Einbildungskraft mit ihr Spiel habe, und eine vertrautere Bekanntſchaft uns leichter mit ihm ausſöhne. Es ſind ſehr zarte Saiten des Herzens, die die moraliſchen Töne von ſich geben, die geringſte Verletzung benimmt ihnen ihre Spannkraft. Nicht weniger wird das Gewiſſen dadurch eingeſchläfert, daſs man oft über daſſelbe wegdenkt, ſeine Anſprüche, Mahnungen und Vorwürfe von ſich zu entfernen, die Empfindungen, die es in uns anregt, durch Beſchäftigung mit andern Dingen in Vergeſſenheit zu bringen ſucht, entweder um durch daſſelbe in einem Vornehmen, für welches man leidenſchaftlich eingenommen iſt, nicht geſtört zu werden, oder um ſeinem Schmerze zu entgehen. Es wird dann gleichſam aus dem Leben

heraus gewiesen, und die Puncte, worin es dasselbe berührt, durch welche es in Erinnerung gebracht und geltend gemacht werden kann, verringern sich immer mehr.

Wo das Gewissen anfängt einzuschlafen, da ist der kräftigste Wille, der wärmste Sinn für das Gute nicht im Stande, sich über die Handlungen auszubreiten. Die zahllosen Versuchungen, die uns allenthalben umgeben, werden uns von einem Fehler zum andern fortreissen, oft unsre Zerstreuung, oft unsre Schwäche, oft unsre Sinnlichkeit und unsern Weltsinn bestürmen, oft durch unsre Irrthümer, oft durch unsre Leidenschaften auf uns eindringen, und die frömmste Gesinnung wird gegen sie unbewaffnet, mit dem nöthigen Vorkehrungen unbekannt, uns nicht retten können, sie wird selbst immer schwächer und lauer werden, und uns dem Verderben ganz Preis geben. Nur da, wo sie als strenge Gewissenhaftigkeit, eine mit dem gehörigen Ansehen unterstützte Aufsicht über das Leben führt, wird sie dieses Leben bewahren und heiligen.

Um sein Gewissen wachsam zu erhalten, muss man oft absichtlich auf dasselbe reflecti-

ren, sich auch da, wo eine natürliche Neigung mit ihm zusammen trifft, seine Forderungen recht verdeutlichen, sich sorgfältig hüten, daſs man nicht oft in solche Situationen gerathe, in denen es nicht zur Sprache kommen kann, wo es einmal angeregt ist, ihm behülflich seyn, sich vollständig zu entwickeln, seine leisen Aussprüche verstärken, die dunkeln aufklären, nie seine Erinnerungen und Warnungen unterdrücken oder vernachläſsigen und leichtsinnig behandeln, und sich jedes Mal so wohl die angenehmen als die schmerzhaften Empfindungen, die es nach einer vollbrachten That in uns hervorbringt, unterhalten. Die ersten werden uns mit ihm in ein freundliches Verhältniſs bringen, und die Neigung auf dasselbe zu hören und ihm zu folgen, vermehren. Die andern werden, wenn wir oft darauf achten, in ihm die Fähigkeit uns zu beschämen, und in uns die angestrengte Bemühung, durch ein pflichtmäſsiges Verhalten dieser Beschämung zu entgehen, verstärken.

Die Kultur des Gewissens verlangt zweytens V e r d e u t l i c h u n g und B e l e b u n g d e s s e l b e n. Oft sind seine Aussprüche dun-

kel, kommen zu tief aus dem Hintergrunde der Seele, oder es sind zugleich so viele andre Angelegenheiten gegenwärtig, deren Forderungen sich mit ihnen vermischen, dass wir nicht im Stande sind, jene deutlich auszukennen, und ihren Sinn bestimmt zu vernehmen. Es sind mehr unruhige Ahndungen von einer nothwendigen Art des Verhaltens, als solche Einsichten, die unser Betragen leiten könnten, oder wir wissen wohl, was wir thun, aber nicht, wie wir es thun sollen, warum es Pflicht sey, und was die Unterlassung fehlerhaft mache. Nur da kann aber das Gewissen recht wirksam seyn, wo wir uns nicht bloss seiner Forderungen, nach allen Bestimmungen und Beziehungen derselben, sondern auch der Gründe, die sie unterstützen, und des Verhältnisses, worin sie zu gewissen allgemeinen moralischen Maximen stehen, deutlich bewusst sind. Wo dies fehlt, da werden die sich immer klar und unzweydeutig aussprechenden Triebe der Sinnlichkeit siegen, und vom Gewissen wird nichts in der Seele übrig bleiben, als eine peinigende Aengstlichkeit, die das Leben verbittert, ohne es zu veredeln.

Der Mangel an Klarheit im Gewiſſen, kommt gewöhnlich daher, daſs es bey einer ſchwachen Vernunftthätigkeit und Beurtheilungskraft allein eine Folge dunkler Religionsgefühle iſt. Ueberall, wo es ſich auf dem natürlichen Wege, aus der Anwendung der Vernunft auf die Handlungen entwickelt, ſind ſeine Regungen nicht eher als ſeine Forderungen; dieſe wecken die Empfindung auf, die daher immer von einer hellen Einſicht begleitet iſt. Wo aber die Vernunft in dem Grade vernachläſsigt wurde, daſs es mit ihr zu keinen rein ſittlichen Aeuſserungen kommen konnte, da fehlt es doch nicht an Empfänglichkeit für diejenigen moraliſchen Rührungen, die den Ideen der Religion eigenthümlich ſind. Dieſe Ideen können aber ohne Hülfe der praktiſchen Vernunſt nie ſo verdeutlicht werden, daſs ſie in religiöſe Pflichterkenntniſs übergingen. Man wird es zwar fühlen, daſs in ihnen dringende Anſprüche begründet ſind; die Ehrfurcht die ſie dem Gemüthe einflöſsen, wird dieſe Ahndung verſtärken; aber es wird doch nur Ahndung bleiben. Oft ergänzt der Unterricht die Mängel der Vernunft und Beurtheilungskraft,

und prägt dem Gemüthe moralische Begriffe ein, ohne jene in Bewegung zu setzen. Das Gewissen ist dann ein mitgetheiltes, und kündigt sich nur in erlernten Maximen an, ohne sie auf die einzelnen Fälle, die unter sie gehören, anzuwenden, oder sie mit andern in Verbindung zu bringen. Es wird daher in allen Fällen dunkel seyn, die nicht unmittelbar durch jene Maximen aufgeklärt werden.

Es gibt daher kein anderes Mittel, sein Gewissen zu verdeutlichen, als: dafs man es fixire, seine Aussprüche hervorziehe, ihre Bedeutung und Tendenz erforsche, sie in dieser Hinsicht mit einander vergleiche, und allgemeine Grundsätze des Gewissens bilde, aus denen sich nachher die individuellen Forderungen, wo sie unbestimmt sind, leicht bestimmen lassen; dafs man die religiösen Gefühle, auf die moralischen, aus denen sie zuerst entsprungen sind, zurückführe, und dadurch auch die mit ihnen verbundenen Ideen und Beziehungen auf die menschliche Natur aufkläre; vorzüglich aber, dafs man seine Vernunft und Beurtheilungskraft übe; jene, um die Actionen, wodurch moralische Grundsätze gebildet werden,

leichter hervorzubringen; diese, um in der Anwendung dieser Grundsätze glücklicher und zuverläſsiger zu werden.

Oft ist das Gewissen nicht lebhaft genug, welches sich entweder darin zeigt, daſs es seine Forderungen nicht nachdrücklich genug andringt, dem Bewuſstseyn nicht kräftig genug darstellt, oder daſs es den nachfolgenden Empfindungen der Zufriedenheit und der Beschämung, der Billigung und des Tadels an der gehörigen Stärke fehlt. Beydes rührt von der Schwäche des moralischen Gefühles her, und ist entweder Fehler der Erziehung, die hierauf nicht die gehörige Sorgfalt verwandte, oder eine Folge davon, daſs man der Sinnlichkeit ein zu groſses Uebergewicht gab. Dem kann nicht anders entgegen gearbeitet werden, als dadurch, daſs man das moralische Gefühl, durch öftere Beschäftigung desselben, durch Bildung der mit ihm näher verwandten Gefühle, und durch Nachdenken über moralische Gegenstände mehr hervor hebt, die entgegengesetzten Antriebe schwächt, ihr Interesse vermindert, oder das Gewicht desselben bey sich selbst herabsetzt. Vorzüglich nützlich wird es

aber ſeyn, dem Gewiſſen eine mehr religiöſe Stimmung zu ertheilen, die Beziehung auf Gott, die in ihm unverkennbarer als in jeder andern moraliſchen Anlage liegt, mehr zu verdeutlichen und gegenwärtig zu halten; ſo daſs es uns nicht bloſs als Freund und Genius unſers Lebens, ſondern auch als Repräſentant des höchſten Weſens, als Weiſung auf die Ewigkeit ehrwürdig werde.

Die Kultur des Gewiſſens muſs ihm drittens Feſtigkeit, Unveränderlichkeit und Gleichförmigkeit in ſeinen Entſcheidungen verſchaffen. Es gibt ein ſchwankendes Gewiſſen, das nie mit ſich ſelbſt eins iſt, das ſich heute erlaubt, was es ſich morgen verſagt, heute das Engherzigkeit und Peinlichkeit nennt, was ihm morgen heilige Pflicht ſeyn wird, heute ſich über alles ängſtigt, morgen ſich über alles wegſetzt, und oft auch in einem einzelnen Falle ſich für nichts entſcheiden kann, bald die Gründe auf der einen bald auf der andern Seite überwiegend, bald auch im vollkommnen Gleichgewichte findet. Daſs es bey einer ſolchen Beſchaffenheit, den gröſsten Theil ſeines Einfluſ-

ſes in die Veredlung des Lebens verliere, daſs man da, wo man zwiſchen zweyen Meynungen nicht zu wählen weiſs, gewöhnlich nichts wählt, und ſich dem gegenwärtigen Eindrucke überläſst, oder einem Dritten folgt, welches hier nichts anders als die Sinnlichkeit ſeyn kann, daſs dieſe Unzuverläſsigkeit ſich dem Charakter mehr oder weniger mittheile, alle Feſtigkeit deſſelben unmöglich mache, und zuletzt in Zweifel an der moraliſchen Beſtimmung des Menſchen und Miſstrauen gegen das Gewiſſen überhaupt übergehe, leuchtet von ſelbſt ein.

Dieſes Schwanken des Gewiſſens hat verſchiedene Urſachen. Bald iſt es Aengſtlichkeit, Unentſchloſſenheit und Veränderlichkeit, die im Körper ihren Grund hat, bald iſt es Trägheit und Unbeſtimmtheit der Seele, bald caſuiſtiſcher Kleinigkeitsgeiſt, Neigung zum Grübeln, bald Mangel an eignem Denken, an Bildung der Vernunft und an feſten Grundſätzen, bald ſind es anderweitige Rückſichten und Neigungen, die ſich in das Gewiſſen unvermerkt einſchleichen, bald iſt es abwechſelnde Gemüthsſtimmung, die uns zu der einen Zeit

ernſthafter, überlegſamer, peinlicher, religiöſer, zu der andern leichtſinniger und gleichgültiger gegen moraliſche Dinge macht, bald Schwärmerey, die ſich nie genügt, und ſelbſt die Tugend noch übertreffen will, oft auch fehlende Energie des Geiſtes, die eine befriedigende Ueberzeugung gleich ausführt.

Man wird dieſem Schwanken, dieſer Unbeſtimmtheit und Veränderlichkeit des Gewiſſens am zweckmäſsigſten begegnen; wenn man ſich mit ihm auf einen feſten Fuſs ſetzt, allen Einfluſs der gerade herrſchenden Gemüthsſtimmung ſorgfältig entfernt, jede anderweitige Rückſicht von ſeinen Aeuſserungen abſondert, ſeine moraliſchen Begriffe aufklärt und genau beſtimmt, ſich unveränderliche Grundſätze zu eigen macht, die man nicht wieder verlaſſen darf, und wornach einzelne Fälle leicht entſchieden werden können; wenn man ſich gewöhnt, in der Beurtheilung dieſer Fälle, nur auf das zu ſehen, was eigentlich dahin gehört, bey den Hauptbeziehungen, von denen ihre moraliſche Würdigung abhängt, ſtehen zu bleiben, ohne durch Nebenbetrachtungen oder die Meynungen andrer, irre gemacht und zerſtreut

zu werden; wenn man ſich gewiſſe Geſichtspuncte ausmittelt, aus denen man alle vorkommenden Angelegenheiten erwägt; wenn man ſich übt in einer immer gefaſsten Thätigkeit, und es ſich zum unverbrüchlichen Geſetze macht, nach dem als wahr Erkannten auch auf der Stelle zu handeln, ohne ſich durch allerley kleinliche Bedenklichkeiten hinhalten zu laſſen; vorzüglich, wenn man ſtrebt, ſich ſelbſt in jeder Hinſicht immer in der Gewalt zu haben.

Zur Kultur des Gewiſſens gehört viertens die Berichtigung deſſelben. Es iſt freylich wahr, daſs man über das, was man dem Gewiſſen zufolge zu thun habe, nie im Irrthume ſeyn kann. Das Gewiſſen iſt die einzig ſichere Norm unſrer Handlungen; und nur das iſt für uns recht, was unſer Gewiſſen billigt, wenn auch alle Welt darüber anders dächte. Es iſt die Ueberzeugung, die wir von unſrer Pflicht haben, und dieſe das einzige Geſetz, das uns in dem, was wir vornehmen oder unterlaſſen, beſtimmen ſoll. Aber dieſe Ueberzeugung kann fehlerhaft, es können Vorurtheile, fehlerhafte Meynungen und andre

Umſtände in ſie eingefloſſen ſeyn, eine beſchränkte Beurtheilungskraft kann ſie einſeitig gebildet haben; und dann irrt das Gewiſſen, in wie fern es den Willen der Vernunft nicht mehr rein und unverfälſcht ausdrückt. Wenn nun auch ein ſolches irrendes Gewiſſen dem, der ſich mit Ernſt und Treue beſtrebt, ſeine Forderungen zu erfüllen, an moraliſchem Werthe, der allein von dieſem Ernſte und dieſer Treue abhängt, nichts nehmen kann: ſo bringt es doch die Handlung mit der Vernunft, und oft mit dem eigentlichen Geiſte der Tugend in Widerſpruch, entfernt uns immer mehr von dieſem Geiſte, gibt uns immer mehr dem fremden Geiſte, der uns irre leitete, und ein höchſt unreiner Geiſt iſt, hin, und legt daher auch der Veredlung groſse Hinderniſſe in den Weg.

Eine auffallend unrichtige Ueberzeugung rührt gemeiniglich auch von einer verkehrten Beſchaffenheit des Herzens, vom Mangel an Wahrheitsliebe und warmen Intereſſe für das Gute her. Wer von dem erhabenen Gebothe der Sittlichkeit ganz durchdrungen iſt, kann dies nie, es ſey denn bey auffallender Verſtan-

desſchwäche, ſo weit aus den Augen verlieren, daſs er Maximen billigte, die ihm durchaus entgegengeſetzt wären. Wer redlich Wahrheit ſucht, verfehlt dieſe nie ganz. Eben deſswegen dienen auch Irrthümer des Gewiſſens gewöhnlich wieder dazu, Fehler des Herzens zu verewigen, und zuletzt unüberwindlich zu machen, ein Intereſſe für ſie zu erwecken, das uns auch dann noch mit ihnen ausſöhnt, wenn unſre Einſicht ſich verbeſſert, und wir ſie wirklich für Fehler erkannt haben.

Ein aufgeklärtes Gewiſſen arbeitet mehr auf den Zweck der Veredlung hin, macht dieſes Geſchäft ernſtlicher, leichter und froher, erſpart uns ſolche Vorwürfe, die uns ängſtigen und demüthigen, ohne zu beſſern — Arbeiten, die uns Mühe und Aufopferung koſten, ohne uns unſerm Ziele näher zu bringen, und wirkt allein durch die reine Triebfeder der Tugend.

Es iſt daher heilige Pflicht, nach einem aufgeklärten Gewiſſen zu ſtreben, nie ſeinen Ausſprüchen blindlings zu folgen, ohne ſie vorher an dem Lichte der Vernunft beleuchtet, das, was bloſse Neigung oder Vorurtheil war, davon abgeſondert, den vorliegenden Fall

gehö-

gehörig erwogen, mit höhern, schon geprüften Regeln verglichen, und darnach gewürdigt zu haben. Keine einzige Anlage im Menschen ist der Gewalt der Jugendeindrücke, der Erziehung, der herrschenden Denkungsart, der Volkssitte, des religiösen Glaubens, des Temperamentes und der Gefühlsstimmung so sehr hingegeben, nimmt von diesem allen so leicht die verschiedenartigsten Modificationen an, als das Gewissen. Daher die auffallende Verschiedenheit der moralischen Begriffe unter den Menschen, für die es doch überall nur Eine Vernunft und nur Eine Tugend gibt. So wie es überhaupt ein vernünftiges Wesen tief entehrt, seinen Glauben von etwas anderm abhängig seyn zu lassen: so muss dieses vorzüglich in den grossen Angelegenheiten, über die das Gewissen richtet, der Fall seyn. Hier ist es mehr als irgendwo anders nöthig, selbst zu denken, weil hier mehr als irgendwo anders ein jeder seines Glaubens leben muss.

Das Gewissen, das die meisten Menschen mit in die Jahre der Mündigkeit bringen, ist ein Gemische unwahrer und oft widersinniger Begriffe, zu nichts weniger geeignet, als die

Grundlage der Veredlung zu werden. Wem es um diese Ernst ist, der muss sich gewisser Massen, durch reiflich überdachte Grundsätze, ein neues bilden. Aber auch dann bleibt die fortgesetzte Prüfung und Berichtigung desselben Geschäft des ganzen Lebens.

Die Kultur des Gewissens muss fünftens dafür sorgen, dass es nicht zu weit, noch zu leichtsinnig sey. Zu weit ist es dann, wenn es nur wenige Handlungen vor sein Gericht zieht, zu vieles für erlaubt erklärt, oder darüber weggeht, und nur dasjenige verdammt, was den einleuchtendsten Grundsätzen der Sittlichkeit entgegen ist. Zu leichtsinnig ist es dann, wenn es die Handlungen nicht von allen Seiten, nach ihren sämmtlichen Merkmalen, Beziehungen, Gründen und Folgen prüft, damit zufrieden doch etwas an ihnen gefunden zu haben, was Beyfall verdient, was wenigstens den Schein der Tugend hat, ohne darauf zu achten, ob es auch von ihrem Geiste beseelt sey, und allen ihren Forderungen genüge.

Beydes arbeitet der Veredlung in gleichem Grade entgegen. Das weite Gewissen

rührt entweder von einer unvollkommnen Ausbildung der moralischen Anlagen her, oder von der Verfälschung des moralischen Sinnes, durch verkehrte Begriffe und Grundsätze, die zur Erklärung desselben angewandt werden, wie zum Beyspiel, die Tugend sey die Kunst sich glücklich zu machen, oder Beobachtung der bürgerlichen Gesetze, so, daſs derjenige schon tugendhaft sey, der einem jeden läſst und gibt was sein ist, was er mit Recht fordern, und allenfalls auch erzwingen kann. Daſs in beyden Fällen, auch bey den wärmsten Gesinnungen für das Gute, das Geschäft der Verdlung verwirrt, von seinem wahren Ziele abgeleitet, und zuletzt in bloſse Kultur, höchstens in geistige Bildung ausarte, ist nicht schwer einzusehen. Oft ist das weite Gewissen auch eine Art von Gewissensschlaf, aus dem das Gefühl noch wohl zuweilen, durch die auffallende Verkehrtheit oder Verderblichkeit einer Maxime, durch die Gröſse ihrer heillosen Folgen, oder durch die Gefahr, der man sich selbst dadurch bloſs stellt, und durch mehr andre, die Sinnlichkeit afficirende Umstände, aufgeschreckt wird. Dann ist zu besorgen, daſs

auch das sich allmählig verlieren werde. Den Fall, wo man die Pflichtwidrigkeit einer Handlung wohl einsieht, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, indem man es sich einmal vorgesetzt hat, auf das Gewissen gar nicht zu achten, berühre ich hier gar nicht; weil er da, wo der herrschende Wille auf das Gute gerichtet ist, wie wir voraussetzen, nicht eintreten kann.

Dem weiten Gewissen steht das enge entgegen, welches, wenn man darunter die Disposition, nichts, was man vornimmt, ungeprüft zu lassen, nichts, was gegen die Gesetze der Tugend nur einiger Masßen streitet, zu billigen, versteht, kein Fehler, sondern heilige Pflicht ist. Ueberhaupt kann der Mensch, dem seine Veredlung die erste Angelegenheit ist, so lange er nur von dem reinen Interesse der Moralität geleitet wird, nie strenge genug gegen sich selbst seyn, aber leicht sich zu viel erlauben, und dann bald dahin kommen, dass er sich über nichts mehr Vorwürfe macht.

Der Leichtsinn des Gewissens entspringt, entweder aus einer laxen Art über die Tugend zu denken, aus der Meynung, dass

die genaue Beachtung aller geringfügigen Umstände, die eine Handlung begleiten, eine Engherzigkeit und einen Kleinigkeitsgeist verrathe, die dem liberalen und humanen Geiste der Tugend entgegen seyen; oder aus einem Fehler des Herzens, aus Scheu vor einem so freudenlosen und oft schmerzlich demüthigenden Geschäfte, als die mikrologische Zergliederung jeder moralischen Erscheinung ist, aus einem natürlichen Hange, alles auf den leichten Fuss zu nehmen, und seinen Frohsinn durch keine ängstliche Ernsthaftigkeit unterbrechen zu lassen. Beydes steht der Veredlung im Wege; das Erste, weil es Begriffe von der Tugend verräth, die das wahre Wesen derselben aufheben, und dem Charakter nur ihre Umgebungen aneignen; das Andre, weil die Vertilgung tief eingewurzelter Neigungen und Gewohnheiten allerdings einen Ernst fordert, der nur selten eine leichte, flüchtige, sorgenlose Stimmung der Seele zulässt; weil wahre Achtung für die Tugend nur da Statt finden kann, wo uns auch der kleinste Umstand, der auf sie Beziehung hat, beherzigungswerth ist, und diese Achtung in eben dem Masse verschwindet,

in welchem die Aufmerkſamkeit darauf nachläſst.

Dem leichtſinnigen Gewiſſen ſteht das zarte entgegen, das den Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht klar und tief empfindet, und ihn überall bis in die feinſten Beziehungen, die verborgenſten Nüancen und die unbemerkteſten Modificationen verfolgt, und dadurch nicht allein die vollkommne Darſtellung der tugendhaften Geſinnung im Leben ungemein erleichtert, ſondern auch dieſer Geſinnung immer mehr Stärke gibt. Wenn dieſes moraliſche Zartgefühl gröſsten Theils von der angebornen Empfindſamkeit abhängt: ſo kann man doch durch Uebung ſehr viel zur Schärfung des moraliſchen Sinnes und der Urtheilskraft beytragen. Ganz aber ſteht es in unſrer Gewalt, zu verhüten, daſs das Gewiſſen nie leichtſinnig werde, oder dieſen Fehler, wo er ſchon wirklich iſt, zu verbeſſern.

Ein weites Gewiſſen wird verengt, durch Berichtigung und Erhöhung des moraliſchen Gefühles, durch Bildung der praktiſchen Vernunft, durch Aufklärung über die wahren Grundſätze und Motive der Tugend, und weiſe

Abſonderung derſelben von den Grundſätzen der Klugheit und der bürgerlichen Geſetzgebung, durch den feſten Vorſatz, nie eine Handlung ungeprüft zu unternehmen, und durch Belebung der Ueberzeugung von dem hohen Werthe eines durchaus tugendhaften Lebens.

Das leichtſinnige, wird genauer und zarter; wenn man in den Geiſt der reinen Sittlichkeit, der ſich mehr in der Form, den Beſtimmungsgründen und der Tendenz unſrer Handlungen, als in ihrer materiellen Beſchaffenheit offenbart, tiefer eindringt; ſich an vielſeitiges, beſtimmtes und berückſichtigendes Denken gewöhnt; ſeine Empfindungen verfeinert; ſein Intereſſe für die Tugend vermehrt, und immer gegenwärtig hält, und nie vergiſst, daſs ohne beſtändige Beſonnenheit und reifliche Erwägung der Umſtände, keine Veredlung möglich ſey.

Die letztgenannten Erforderniſſe der Gewiſſenskultur, arten, wenn ſie über das natürliche Maſs hinausgehen, in **A e n g ſt l i c h k e i t** und **P e i n l i c h k e i t** aus. Dies geſchieht aber immer nur da, wo andre Umſtände, Gemüthsſtimmungen, Gedanken und Empfindungen, wie

etwa religiöse Furcht und Vorurtheile, ein ängstliches, schwermüthiges Temperament, Neigung zu ernsthaften und traurigen Betrachtungen, übertriebene Empfindsamkeit und die überall vorschwebende Erinnerung an die Folgen unsrer Handlungen in das Gewissen einfliessen, oder es ganz und gar leiten. Das ängstliche Gewissen ist zum weiten, das peinliche zum leichtsinnigen, das entgegenstehende Extrem. Das erste ist die Disposition der Seele, sich nie in moralischer Hinsicht zu genügen, sich aus allem ein Gewissen zu machen, auch in den gleichgültigsten Handlungen etwas Bedenkliches zu finden, auch da, wo man sich bewusst ist, seiner besten Ueberzeugung gefolgt zu seyn, doch noch immer dem Gedanken zu viel Raum zu lassen, ob diese Ueberzeugung auch wohl die wahre, auch wohl hinlänglich begründet war, seinen moralischen Werth und seine moralischen Meynungen immerfort zu bezweifeln, daher sie auch Scrupulosität heisst. Das andre ist unermüdet im Ausspähen neuer Seiten und Beziehungen einer Handlung, die in ihrer moralischen Beurtheilung etwas verändern können,

und weiſs auch diejenigen hineinzuziehen, die gar nicht dahin gehören; es beunruhigt ſich immerfort, durch den Gedanken, die Sache noch nicht hinreichend erwogen, in ihren geſammten Verhältniſſen beherzigt, und nach allen Regeln, die darauf einige Anwendung erleiden, geprüft zu haben. Auch der kleinſte, zufälligſte Umſtand, darf ihm nicht entgehen. Es erlaubt ſich weit eher, manche Maximen ganz zu vernachläſsigen, da es ſich dann überhaupt, wegen ſeiner übertriebenen Genauigkeit, nicht auf viele erſtrecken kann, als diejenigen, die es ſich nun einmal vorzüglich wichtig gemacht hat, nicht bis auf den letzten Grund, und die feinſte Beſtimmung zu erforſchen. Es iſt fromme Engherzigkeit, und äuſsert ſich mehr in willkührlichen Satzungen und poſitiven Vorſchriften der Religion, als in den natürlichen Pflichten des Lebens, indem es von der Beobachtung der erſtern den Beyfall des höchſten Weſens, und das Schickſal des Menſchen in einer andern Welt abhängig glaubt.

Beyden ſo wohl der Aengſtlichkeit als der Peinlichkeit des Gewiſſens, muſs in glei-

chem Maſse entgegen gearbeitet werden, wenn es mit der Veredlung gedeihen ſoll. Schon die ängſtlich ſchwermüthige Stimmung, die ſie unterhalten, ſind ihr hinderlich; da ſie zwar weiſen Ernſt, aber auch einen heitern Sinn und frohen Muth erfordert, und ſich mit nichts weniger verträgt, als mit einem düſtern Geiſte, und niedergeſchlagenem tiefſinnigen Weſen. Sie benehmen dem Menſchen alles Zutrauen zu ſich ſelbſt, deſſen er zu nichts weniger als zu ſeiner moraliſchen Bildung entbehren kann. Sie lehren ihn die Bemühungen, die er hierauf verwendet, als etwas Trauriges anſehen, und verleiden ihm, ſo viel als möglich, die Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, laſſen ihn, auch bey dem redlichſten Eifer, immer nur die Vorwürfe, nie den Frieden und die Billigung des Gewiſſens erfahren. Man muſs ſeine moraliſche Beſtimmung von der groſsen und erhebenden Seite faſſen, ſie muſs mit erfreulichen Gedanken den Geiſt erfüllen, ihm überall herrliche Anſiehten eröffnen, wenn man ſich ihr mit Ernſt und Liebe weihen, mit unermüdetem Eifer an ihr arbeiten ſoll. Das ängſtliche und peinliche Gewiſſen, kennen

ſie nur von der demüthigenden und düſtern Seite. Daher ſie denn auch, ſtatt ihr näher zu bringen, nur weiter von ihr entfernen, den Einfluſs ſolcher Empfindungen, die nichts weniger als moraliſch ſind, vergröſsern, die reinen Bewegungen der Tugend ſchwächen, in der Beobachtung der äuſsern Gebräuche der Religion äuſserſt genau, aber gegen ihre heiligſten Befehle gleichgültig machen. Im finſtern Grübeln und melancholiſchen Beängſtigungen erſchöpfen ſich die Kräfte, die einer pflichtmäſsigen Thätigkeit, und dem Fortſtreben in der Veredlung geweiht ſeyn ſollten. Ueber dem immerwährenden Forſchen nach den Forderungen der Tugend, wird keine einzige erfüllt.

Um die genannten Fehler in den Aeuſserungen des Gewiſſens zu verbeſſern, muſs man allen Einfluſs des Temperamentes dabey zu verhindern ſuchen, die Einmiſchung aller andern Rückſichten, die nicht unmittelbar aus der Achtung für das Gute herflieſsen, entfernen, um in ihm die Stimme der Vernunft unverfälſcht zu vernehmen, ſich über das, was in der Tugend Haupt - oder nur Nebenſache,

was Zweck und blofs Mittel ift, und daher auch nur in Beziehung auf den Zweck beurtheilt werden mufs, aufklären, fich oft daran erinnern, dafs es bey ihr mehr auf den Geift als auf die Umgebung ankomme, dafs das reine Herz den Irrthum des Verftandes erfetze, dafs man fich überall damit beruhigen könne, redlich nach Ueberzeugung geftrebt, und fie treu befolgt zu haben, dafs der Befehl der Vernunft und der Gottheit auf das immer rege Streben nach Vervollkommnung des Lebens — nicht auf engherzige Anhänglichkeit an den Buchftaben des Gefetzes gehe, dafs der edle, freye Geift fich felbft das höchfte Gefetz fey. Vor allem aber mufs man feine moralifchen Angelegenheiten oft von ihrer hellen, freundlichen und herzerhebenden Seite betrachten, und es nie vergeffen, dafs fie das Leben erleuchten, anordnen, verfchönern, nicht verwirren, verdunkeln und verbittern follen.

Das Gewiffen ift, wie fchon im Vorhergehenden bemerkt wurde, kein urfprüngliches und befondres Vermögen im Menfchen, fon-

dern das Resultat des Zusammenwirkens mehrerer Fähigkeiten, besonders der Vernunft, der Beurtheilungskraft, der Phantasie und des moralischen Gefühles. Je vollkommner diese Fähigkeiten werden: desto vollkommner wird auch das Gewissen seyn, desto leichter die tugendhafte Gesinnung ins Leben übergehen. Die Bearbeitung derselben im Einzelnen kann ihnen manche Eigenschaften geben, die ihm das directe Hinwirken auf das Gewissen, in dem sie sich vereinigt, mithin auch beschränkt haben, und wo wir sie jedes Mahl in einer gewissen Richtung, nie in ihrer ganzen Freyheit finden, nicht zu ertheilen im Stande ist. Sie sind es überdem, die die Anwendung des Gewissens besorgen müssen; durch sie soll es aus einem blofsen Vermögen sich selbst zu richten zur Fertigkeit werden. Je thätiger die Vernunft, je reifer, beweglicher und freyer die Urtheilskraft, je lebhafter das Gefühl, je darstellender die Phantasie, und je weiser das Verhältnifs ist, worin diese zu einander stehen: desto leichter, wahrer und nachdrücklicher wird sich das Gewissen äufsern. Aufserdem wird aber auch noch eine gewisse Summe na-

türlicher und moralischer Kenntnisse und ein glückliches Gedächtniss, das diese, so wie die Grundsätze, von denen das Gewissen ausgeht, und die Urtheile, die es schon gefällt hat, treu aufbewahre, erfordert.

Das Vorzüglichste von dem allen vereinigt sich in der wahren Aufklärung. Diese verdient daher als ein zweytes Mittel, den guten Willen zur That zu bringen, angeführt zu werden, wenn man nähmlich unter ihr dasjenige Mass von Kenntnissen, die sich auf unsre Natur und Verhältnisse beziehen versteht, das uns in den Stand setzt, weise und diesen Verhältnissen angemessen in der Welt zu leben, unsre Zwecke in derselben zu erreichen, uns selbst zu befriedigen, und uns andern angenehm zu machen, den hellen geübten Verstand, der alles gleich übersieht und richtig anordnet, und die Gewandtheit des Geistes, die sich überall zurecht zu finden, von jenen Kenntnissen einen zweckmässigen Gebrauch zu machen, und sie auf alle vorkommende Fälle anzuwenden weiss.

Wie die Aufklärung zur Veredlung vorbereite, davon war schon im Vorhergehenden die

Rede. Ihr Einfluſs dauert aber auch noch dann fort, wenn wir dieſes Geſchäft ſchon ſelbſt begonnen haben. Die Sorge für ihre weitere Bildung, darf daher nie aufhören. Sie kann vielleicht wenig dazu beytragen, die Güte unſrer Geſinnung zu vermehren, ob ſie gleich, da ſich bey ihr vorzüglich die Vernunft thätig beweiſen muſs, die unintereſſirte Wirkſamkeit derſelben erhöht, und dadurch auch ihren Einfluſs auf den Willen befördert. Aber ſie iſt durchaus nothwendig, wenn dieſe Geſinnung ſich des Lebens bemächtigen, und ſich in Handlungen offenbaren ſoll. Schon der freye, helle, ungetrübte Blick über das Leben, den ſie uns gibt, das geſchärfte Auge, mit dem ſie uns alles anſehen lehrt, das volle und reine Licht, worin ſie uns unſre geſammten Angelegenheiten zeigt, führt zu moraliſchen Anſichten, weckt höhere Bedürfniſſe auf, und deutet auf höhere Grundſätze hin, nach denen dieſe Angelegenheiten gewürdigt werden müſſen. Wir ſtoſsen da oft auf ſolche Momente, die nur im Gewiſſen verſtändlich werden, auf ſolche Verwickelungen, die nur im moraliſchen Gefühle ihre Auflöſung finden. Wäre in

der gewöhnlichen Aufklärung unſrer Tage mehr Nüchternheit und Unbefangenheit, Freyheit des Geiſtes und reiner Sinn für Wahrheit, mehr Kenntniſs, reifes Urtheil und vielſeitige Bildung, weniger Vorliebe für das Neue, weniger Partheyſucht, Leidenſchaftlichkeit, Anhänglichkeit an herrſchende Meynungen, weniger Einfluſs der Neigungen: ſo würde man dieſe Folge weit öfter bey ihr bemerken.

Ohne Aufklärung artet der tugendhafte Wille leicht in Schwärmerey aus. Sein Gegenſtand, ſey er bloſs die Vernunft, oder habe ſich dieſe bis zur Idee des höchſten Weſens erweitert, iſt etwas Ueberſinnliches, das ſich durch den Verſtand nicht beſtimmen läſst, und auch von uns zu weiter nichts gebraucht werden ſoll, als um uns, vermittelſt deſſelben, in einer gewiſſen Höhe über dem Sinnlichen zu halten, aus welcher wir das letztere beſſer überſehen, und nach einem weiſen Plane anordnen können. Aber ohne mit dem Sinnlichen und ſeinen Verhältniſſen bekannt zu ſeyn, ſind wir nicht im Stande, ſeine Beziehung auf das Ueberſinnliche zu bemerken, und dieſes dafür in Bewegung zu ſetzen. Wo es hieran

fehlt,

fehlt, richtet ſich unſre ganze Thätigkeit auf unſer unerforſchliches Innere. Der Reichthum und die Erhabenheit der Ideen, die es erfüllen, zieht uns an, aber mehr durch dunkle Gefühle als durch deutliche Einſichten, die hier gar nicht möglich ſind. Die Einbildungskraft findet hier ein weites, reitzendes und fruchtbares Gebieth für ihre Schöpfungen. Sie übt ihre Macht unumſchränkt. Nichts ſtört ſie, keine Wirklichkeit zieht ihre kühnen Flüge herab, kein Begriff weckt ſie aus ihren Träumen. Die lebhafte Empfindung verwandelt ſie in Wirklichkeit. Die Verehrung, die für das Gute das Herz belebt, theilt ſich auch ihnen mit, und wird überſchwänglicher, göttlicher Genuſs. Die fromme Geſinnung kann ſich auf keine andre Art äuſsern, das Leben iſt ihr verſperrt, ſie verwandelt ſich in eingebildeten Verkehr mit der überſinnlichen Welt, der uns der ſichtbaren ganz entreiſst, in der wir uns nicht zurecht finden können, weil ſie für uns nicht gehörig erleuchtet iſt, die wir mit jener nicht zu vereinigen wiſſen, weil wir mit beyden in gleichem Grade unbekannt ſind. So verſchwendet ſich die ganze moraliſche Kraft

in müſsigen Phantaſieen, transſcendenten Speculationen und dunkeln Gefühlen. Moraliſche Ideen ſcheinen nur für die Betrachtung, nicht für das Handeln da zu ſeyn, und wir glauben unſrer Beſtimmung dann am nächſten zu kommen, wenn wir uns am weiteſten von der Welt entfernen.

Ein aufgeklärter Verſtand würde uns über die wahre Beſtimmung moraliſcher Begriffe und Gefühle belehrt, würde uns in dem Wahne, mit dem Unſichtbaren in Verbindung zu kommen, die Täuſchung aufgedeckt, das Spiel einer regelloſen Einbildung enthüllt, die Gränzen des Erkennbaren angedeutet, uns in die Sphäre, in der wir allein unſre Kräfte auf eine würdige und nützliche Art verwenden können, eingewieſen, und dadurch unſern Willen in That verwandelt haben.

Es iſt gar nicht an dem, daſs das Gewiſſen alles das von ſelbſt leiſte, was wir von ihm erwarten. In ſeiner Vollſtändigkeit muſs es erſt erworben werden, und zwar vorzüglich durch Verſtandesaufklärung. Die natürliche Thätigkeit der Vernunft führt nur auf wenige ſehr einfache Grundſätze, die ſich auch in der

Sittenlehre aller Völker, deren einzelne Vorſchriften von einander abgehen, und ſich nicht ſelten ganz entgegengeſetzt ſind, wieder finden. Dieſe reichen aber nicht hin für unſer mannichfaches, verwickeltes, von ſo verſchiedenen Zwecken und Bedürfniſſen angefülltes Leben. Der Verſtand muſs hinzutreten, ihre Anwendung auf einzelne Fälle machen, und dadurch beſtimmte Regeln bilden. Alles hängt davon ab, daſs dieſer Verſtand ein erleuchteter und richtiger ſey. Das dunkle, weite, irrige, ſchwankende und ängſtliche Gewiſſen, ſind nichts anders als Erzeugniſſe eines ſchlecht unterrichteten, fehlerhaften Verſtandes.

Die menſchlichen Pflichten beziehen ſich nicht allein auf die nächſten Zwecke des Lebens. Es gibt in demſelben unzählbare natürliche und künſtliche Verhältniſſe, die eine eigenthümliche Anwendung der moraliſchen Geſetze verlangen — unzählbare, bedeutende und unbedeutende Lagen und Umſtände, die eine Veränderung in dieſer Anwendung nothwendig machen. Da iſt es denn nicht genug, die Vorſchriften eines pflichtmäſsigen Verhaltens im Allgemeinen zu kennen; denn daraus ergibt

ſich noch gar nichts für den gegenwärtigen Fall. Es muſs auch eine genaue Kenntniſs dieſer Verhältniſſe, Lagen und Umſtände, ihres Urſprunges, ihrer Tendenz, ihrer Bedeutung und ihrer Beziehung auf das ganze wirkſame Leben und die höchſte Beſtimmung des Menſchen hinzu kommen, um darnach zu entſcheiden, ob und in wie fern ſie in moraliſcher Hinſicht wichtig ſeyen, und wie die Pflicht über ſie verfüge; denn dies hängt eben ſo ſehr von ihrer eignen Natur als von den Grundſätzen der Vernunft ab. Und auch dieſe Kenntniſs wird noch nicht hinreichen, wenn ſich nicht mit ihr ein heller, denkender und geübter Geiſt verbindet, der ſie in ihren individuellen Erſcheinungen noch näher beſtimme, und nach den jedesmaligen Veränderungen modificire, welche ſo mannichfaltig ſind, daſs ſie ſich unmöglich vorher berechnen laſſen.

Daſs der groſse Haufe ſich nur aus den allgemeinen Angelegenheiten, die er als Menſch hat, und den Verhältniſſen, worin er als Menſch zum Menſchen und zur Gottheit ſteht, eine Gewiſſensſache macht, die beſondern Angelegenheiten und nähern Verhältniſſe aber, die

ihm sein individuelles Leben entgegen führt, gar nicht vor dieses Forum zieht, und dass er über die Pflichten, die daraus hervorgehen, so verkehrte Begriffe hägt, rührt von nichts anderm, als von Mangel an Aufklärung, von unvollständiger oder fehlerhafter Kenntniss entweder der allgemeinen Grundsätze, oder der Angelegenheiten und Verhältnisse, die nach ihnen beurtheilt werden müssen, oder von Trägheit des Geistes und Unfähigkeit, diese auf jene zurückzuführen, her.

Ein aufgeklärter Verstand bringt uns dahin, dass wir es nicht bloss beym Wollen bewenden lassen, sondern dass wir auch unsre Gesinnungen in Handlungen ausdrücken, und lehrt uns zugleich, was wir zu thun haben. So ist er nicht bloss, wie wir ihn schon oben zu betrachten Gelegenheit hatten, Vorbereitungs- sondern wirkliches Hülfsmittel der Veredlung.

Ein drittes Mittel, die moralische Gesinnung für das Leben thätig zu machen, ist Schärfung des Sinnes für das Geordnete und Uebereinstimmende. Dieser

Sinn iſt durch die ganze Natur des Menſchen verbreitet, das Prinzip der Geiſtigkeit in derſelben, das auch den thieriſchen Operationen einen höhern, menſchlichen Charakter mittheilt. Je mehr ſich der Menſch über die Gewalt der bloſsen Materie, über dasjenige, was allein durch ſinnlichen Reitz und den Einfluſs auf die gröbere, mechaniſche Lebensthätigkeit angenehm, nur in der Berührung genoſſen wird, hinaufringt; je mehr er ſeine intellectuellen Fähigkeiten, die überall auf nichts anders ausgehen, als das Mannichfaltige und Verſchiedenartige zu Einem zu machen, bildet: deſto ſtärker und zarter wird jener Sinn, deſto mehr wird es ihm Bedürfniſs, in allen Umgebungen, vorzüglich aber in den Erſcheinungen und Verhältniſſen ſeiner Kräfte, Harmonie zu finden. Geht dieſer Sinn auf die Producte der äuſsern Natur, in wie fern dieſe nothwendigen Geſetzen unterworfen iſt: ſo wird er durch ihre Zweckmäſsigkeit, durch das Zuſammentreffen ihrer einzelnen und an ſich verſchiedenen Wirkungen in Einem wichtigen Erfolge befriedigt, und entſteht das Gefühl der Ordnung. Geht er auf die Handlungen der Men-

ſchen, wie ſie ſich in den Erſcheinungen ausdrücken: ſo verlangt er für ſie; theils eine proportionirte Schicklichkeit zu dem, was dadurch erreicht werden ſoll, die ſich auch auf die kleinern Umſtände, die in die Erreichung keinen reellen Einfluſs haben, ausdehnen muſs, um nicht bloſs dem zu genügen, der den Erfolg wünſcht, ſondern auch dem, der den intendirten Erfolg, und die darauf verwandten Bemühungen, ohne ſelbſt dabey intereſſirt zu ſeyn, mit einander vergleicht, mithin Angemeſſenheit zu den jedesmaligen Umſtänden; theils eine innre, von der Rückſicht auf den Erfolg unabhängige Proportion der Theile, die dieſe leicht zu Einem Ganzen vereinigen laſſe, und er äuſsert ſich als Gefühl des Anſtändigen und Gefälligen. Iſt es die Natur in ihrer Freyheit, und ihre Nachahmung und Idealiſirung durch Phantaſie, die ihm, ohne irgend einen beſtimmten Zweck in Anſchlag zu bringen, bloſs durch ihre Beziehung auf die nothwendige Einrichtung des Verſtandes und der Vernunft beſchäftigt: ſo iſt es die Harmonie der Geſtalt, die Einheit des Umriſſes, die Verwandtſchaft,

Continuität und das ſanfte Ineinanderfließsen der einzelnen Stücke, oder die Veranlaſſung, die ein Gegenſtand der Vernunft gibt, ihre urſprüngliche Thätigkeit in der Erzeugung eines Höchſten und Abſoluten zu äuſsern, was ihn mit Wohlgefallen erfüllt, und er erſcheint als Geſchmack, als Gefühl des Schönen und Erhabenen. Iſt er auf den Gebrauch der Verſtandeskräfte, und die Harmonie derſelben zur Befriedigung der Vernunft, die auf vollendete Einſtimmung alles Gedachten dringt, gerichtet: ſo zeigt er ſich als Wahrheitsgefühl. Seine höchſte Würde und ſeine herrlichſte Bedeutung aber erlangt er da, wo die überſinnliche Kraft des Willens ſein Gegenſtand iſt, und dieſe in Beziehung auf die höchſte und umfaſſendſte Idee, die Idee der Menſchheit, als einer Vereinigung aller Vernünftigen unter Ein Intereſſe würdigt, und moraliſches Gefühl wird.

In den beyden letztern Fällen iſt er allein durch den höhern Charakter des Menſchen, durch die Vernunſt, in den übrigen durch Phantaſie, Urtheilskraft und Verſtand beſtimmt. Aber ſelbſt hier offenbart ſich in ihm die gei-

ſtige Natur des Menſchen und ſeine Beſtimmung zur Vernünftigkeit, wozu er die Anlage und den Umriſs enthält, nur in einen ſinnlichen Stoff eingedrückt, und durch denſelben mannichfaltig beſchränkt.

Es kann daher für die moraliſche Bildung des Lebens gar nicht gleichgültig ſeyn, wie dieſer Sinn für das Geordnete und Uebereinſtimmende, auch da, wo er ſich in der Beſchränkung durch das Sinnliche, als Gefühl des Zweckmäſsigen, Schicklichen, Gefälligen, Schönen und Erhabenen ankündigt, noch mehr aber, wo er als Wahrheitsgefühl näher an das Moraliſche gränzt, beſchaffen ſey, welchen Grad der Ausbildung er erreicht habe, und in wie fern er das Herz beherrſche. Wo er noch ganz roh und der Gewalt des Materiellen hingegeben iſt, wird auch der moraliſche Sinn durch den Widerſtand dieſer Gewalt aufgehalten, und wenn gleich ſein Einfluſs in die Geſinnung fortdauert, doch ſeine beſtimmende Kraft für das Leben vernichtet, die durch ein vorherrſchendes, die ganze Natur beſeelendes Bedürfniſs der Harmonie erhalten und geleitet werden muſs. Unkultivirte und bloſs an grö-

bern Sinnengenüſſen klebende Gemüther, können für die Tugend eine groſse Achtung hägen, ihren Willen kräftig auf ſie hin gerichtet haben; aber ſie wird ſelten eher in ihren Handlungen wirkſam werden, und in Erfüllung aller Pflichten übergehen, als bis ihr der Wunſch, in alle Angelegenheiten des Lebens Ordnung zu bringen, dieſen Uebergang vorbereitet hat. Auf der andern Seite dürfen die genannten Gefühle nur geläutert, der ſinnlichen Beſchränktheit entriſſen, darf das Geiſtige in ihnen nur mehr ausgebildet werden: und ſie werden ſich mit dem moraliſchen Gefühle verbinden, um die Stärke deſſelben durch die ihrige beträchtlich zu vermehren.

Wem es Bedürfniſs iſt, in allem, was ihn umgibt, Zweckmäſsigkeit, Ordnung und Harmonie zu finden, dem iſt es freylich darum allein noch nicht Bedürfniſs, ſein Leben der Uebereinſtimmung der Tugend zu unterwerfen; denn dieſe iſt höherer Art, und ihre Forderungen gründen ſich auf den entgegengeſetzten überſinnlichen Charakter des Menſchen. Aber er hat den Punct erreicht, in dem die beyden Naturen in einander flieſsen, auf

den ihn die Kunſt ſchon vor der ſelbſtthätigen Veredlung zu ſtellen ſtrebte; und das wird ihn mit der Tugend vorzüglich befreunden, daſs ſie einem ſo tief gefühlten Bedürfniſſe begegnet, die erhabenſte und vollkommenſte Einheit ſeinem Denken, Empfinden und Thun mittheilt. Er wird ſie als Licht, Wahrheit, Harmonie und Friede des Lebens freudig umfaſſen.

Endlich erfordert die tugendhafte Geſinnung, wenn ſie in beſtändige und treue Pflichterfüllung übergehen ſoll, auch noch eine ſolche herrſchende Stimmung der Seele, die uns zu allem Guten aufgelegt mache. Und dieſe iſt keine andre als heitre Ruhe und froher Muth.

Nichts macht uns ungeſchickter zu einer leichten moraliſchen Thätigkeit, die auch immer eine fröhliche iſt, als ein verſtimmtes, unruhiges, miſsvergnügtes Herz, oder, was man oft widerſinnig genug, als die einzig zweckmäſsige Dispoſition zu einem tugendhaften Leben empfohlen hat, ein trübſinniges,

finstres, melancholisches Wesen. Wenn die ausschweifende Freude sich an äussere Gegenstände verliert, und mit diesen einzig beschäftigt, die moralische Gesinnung schwächt, die Tüchtigkeit zum sittlichen Handeln vermindert: so verschliesst die düstre Schwermuth unser Denken und Empfinden in uns selbst, vertieft sich in müssiges und trauriges Grübeln, verschwendet an schwarze Grillen die Kräfte, die der Ausübung der Tugend geweiht sind, tödtet das Selbstvertrauen, ohne welches diese nie ausgeführt werden kann; so erhält Unzufriedenheit mit dem Leben allein die Gedanken des Kummers und die Empfindungen des Schmerzes in unsrer Seele rege, die als moralischer Kleinmuth, schon an sich der tugendhaften Gesinnung widerstreiten, und sie dabey so ganz mit ihren eigenthümlichen Betrachtungen ausfüllen, dass für die Forderungen und Arbeiten der Veredlung nichts übrig bleibt.

Ein fröhliches Herz, ein ungetrübter, sorgenfreyer Sinn, ein immer heitrer Blick in die Welt ist immer auch mit einer leichten Disposition zu einer gemässigten Thätigkeit verbunden. Sind nun dabey im Gemüthe viele

moralische Ideen, ist in ihm eine herrschende Richtung auf das Gute: so wird diese Thätigkeit davon noch mehr belebt und geleitet, ein ununterbrochenes Wirken im Dienste der Pflicht werden.

Dieses fröhliche Herz ist aber selten eine Mitgabe der Natur, und wo es dieses ist, gewöhnlich ein Kind des Leichtsinnes und der Gedankenlosigkeit, etwas, das weit entfernt, die Tugend zu begünstigen, nur darauf ausgeht, sich ihrer, so wie alles dessen, was nur einiger Massen mit Ernst und Anstrengung fordert, zu entschlagen. Um für die Tugend wirksam zu werden, muss es selbst etwas Moralisches, durch pflichtmässige Uebung Erworbenes seyn. Und es dahin zu bringen, dass man auch bey angebornen Anlagen zum Trübsinne, und unter den unglücklichsten Umständen, einen ruhigen, heitern Geist behalte, ist in der That so schwer nicht, als wir es uns bey unsrer gewöhnlichen Verdrossenheit, dem Missmuthe, den Verluste und fehlgeschlagene Hoffnungen so leicht in uns erwecken, und in melancholischen Stunden einzubilden geneigt sind.

Was dazu vorzüglich beytragen muſs, iſt Geſundheit des Körpers und des Geiſtes, Gleichgewicht und ruhige Bewegung unſrer phyſiſchen, intellectuellen und moraliſchen Lebenskräfte, harmoniſches Zuſammenwirken des Verſtandes und des Herzens, freundliche Eintracht in der Bildung und dem Gebrauche unſrer Fähigkeiten, eine heitre, reiche, lebhafte und doch auch weiſe beſchränkte Phantaſie, ein richtiger und heller Kopf, eine gemäſsigte Empfindſamkeit, Freyheit von Vorurtheilen, heftigen Leidenſchaften und ſtarken Aufwallungen der Affecten, die mehr als alles unſer Leben beunruhigen und verbittern, und auch da, wo ſie eben nicht trauriger Art ſind, durch die Verwirrung und Regelloſigkeit, die ſie anrichten, ſeinen Frieden zerſtören.

Nicht weniger wird zu einer beſtändigen Heiterkeit des Geiſtes die Kunſt weiſe genieſsen, und dasjenige entbehren zu können, wovon die meiſten ihre Glückſeligkeit abhängig machen, erfordert. Wer ſeine Genüſſe nicht zu mäſsigen, auf den Zweck der Erhohlung und Erfriſchung der Kräfte zu neuer Thätigkeit zu beſchränken, und ſie überall durch ei-

nen nüchternen Sinn, die Regeln der Klugheit und die Forderungen der Pflicht zu regieren versteht, wird vielleicht manchen frohen Augenblick, aber nichts weniger als ein frohes Leben haben. Er wird mit sich selbst zerfallen; bittre Reue und finstrer Ueberdruss, werden seine Freuden vergällen; unordentliche Begierden werden in seiner Seele erwachen; heftige Bewegungen die Einheit seines Innern, die allein die Mannichfaltigkeit des Aeussern freudig trägt und geniesst, auflösen, und der gute Genius, der das fröhliche Daseyn bewacht, wird auf immer von ihm weichen.

Es ist unmöglich, dass der zu einer dauerhaften Ruhe der Seele gelange, der diese von solchen Dingen abhängig macht oder erhält, die man jeden Augenblick verlieren kann, in Ansehung derer es so mancherley Beeinträchtigungen und unangenehme Verhältnisse gibt. Das Schicksal wird nicht aufhören, uns seine Launen und seine Härte erfahren zu lassen, seine feindlichen Anfälle zu erneuern, wo wir mit ihm im besten Vernehmen zu stehen glauben. Um gegen diese sicher zu seyn, muss man die veränderlichen Güter der Erde in ei-

nem gewiſſen Maſse gering ſchätzen, über bittre Verluſte, ſchmerzliche Beraubungen, zurückgewieſene Anſprüche, erlittene Kränkungen, fehlgeſchlagene Hoffnungen, ängſtliche Befürchtungen, und ſelbſt über die ſchmerzhaften Gefühle eines kranken Körpers wegdenken lernen. Wir müſſen uns überzeugen, daſs das, was uns dadurch genommen wird, nicht das ſey, woran unſer Friede hängt, worauf unſer Vertrauen ſich gründet, daſs es uns wohl flüchtig erfreuen, aber nie genügen konnte, daſs nur das unſre Sorge, Pflege und ungetheilte Liebe verdiene, was uns kein Schickſal zu nehmen im Stande iſt.

Wie aber dahin gelangen? Mit bloſsem Nachdenken iſt, bey den tief eingewurzelten Vorurtheilen und der groſsen Neigung der Menſchen zu dieſen Dingen, nicht viel ausgerichtet. Es gibt ein andres Mittel, das zuverläſsiger und kräftiger wirkt, und das iſt freywillige Entſagung, verbunden mit einer unermüdeten und ordnungsvollen Thätigkeit. Wer ſich im Entbehren geübt hat, dem wird es nicht ſchwer fallen, zu entbehren, wenn er muſs. Der Verluſt eines

Gutes,

Gutes, dessen Besitz uns nie aufgeblasen machte, dessen Genuss wir oft da verschmähten, wo wir ihn hätten haben können, kann uns nicht tief betrüben. Wer sein Leben mit grossen Zwecken anfüllt, seine Zeit und Kräfte unter wichtige Bestrebungen planmässig vertheilt, der kann nicht viel auf Dinge achten, die ihm nur Nebensache sind, den kann es nicht schmerzen, sich dessen beraubt zu sehen, ohne welches er sein Ziel sehr wohl zu erreichen vermag; der wird keinem unthätigen Schmerze nachhangen, da ihn immer dringende Beschäftigungen hinhalten, der hat in sich selbst eine Quelle der Zufriedenheit und des Frohsinnes, die nie erschöpft ist, und kann im Gefühle dessen, was er sich selbst ist, dem Schicksal seinen Lauf lassen, dasjenige seiner Veränderlichkeit Preis geben, was ihm immer nur als ein Fremdes erscheint, und sein eigenstes Leben gar nicht, oder nur entfernt berührt. Er schafft sich selbst Leben und Lebenszwecke, durch die Arbeiten, die er sich aufgibt, und vermittelst dieser Lebensgenüsse und Lebensfreuden.

Eine angreifende Krankheit kann unsre äussere Thätigkeit hemmen, aber die innere

bleibt in unſrer Gewalt. Auch unter den drückendſten Umſtänden, bey einem verengten Wirkungskreiſe, und bey gänzlicher Unfähigkeit, uns mit etwas anderm zu beſchäftigen, können wir auf uns ſelbſt wirken, durch die Kenntniſſe, die wir uns eingeſammelt, durch die Empfindungen, die wir in uns geweckt, durch die Tugenden, die wir uns zu eigen gemacht haben, uns zerſtreuen, und aus der Fülle eines reichen Geiſtes und eines edeln Herzens Troſt ſchöpfen.

Ja es gibt eine Lebensordnung, die in des Menſchen Macht ſteht, durch deren gewiſſenhafte Beobachtung er ſich das Bitterſte verſüſsen, ſich über das peinliche Gefühl eines zerrütteten Körpers erheben, die Macht des Geiſtes über die Materie verherrlichen, und auch der unglücklichſten Lage frohe Augenblicke, ja Stunden und Tage abgewinnen, es gibt eine Höhe im Leben, auf die ſich der Menſch hinſtellen, und über die Reihe ſeiner Schickſale mit dem ruhigen Blicke eines unbefangenen Zuſchauers hinſehen kann.

Weiſe Thätigkeit befördert auch noch dadurch den Frohſinn des Herzens, daſs ſie das

physische Leben unterstützt, die Gesundheit und harmonische Wirksamkeit der Kräfte erhält, angenehme Empfindungen des Wohlseyns über den ganzen Körper verbreitet, diejenige Erschlaffung verhütet, die so leicht in Missmuth, Leerheit des Herzens und Lebensüberdruss ausartet, und alles von uns entfernt, was eine schwermüthige Stimmung begünstigen könnte.

Es ist eine Kunst immer ein frohes Herz zu haben, aber eine solche, die sich in mehr als Einer Hinsicht selbst anpreist, und die sich der weise Mann vor allem wird angelegen seyn lassen, weil sie an sich Pflicht ist, und zu derjenigen Verfassung der Seele führt, in der man geneigt und geschickt ist, alle seine andern Pflichten zu erfüllen.

Zweyte Abtheilung.

Veredlung der Maximen.

Wir betrachteten bisher das Geſchäft der Veredlung in Beziehung auf die menſchliche Natur, in wie fern ſie aus Sinnlichkeit und Vernunſt beſteht, überhaupt, ohne noch auf eine beſondere Beſchaffenheit, die ihr aus der nähern Beſtimmung der Sinnlichkeit kommen möchte, Rückſicht zu nehmen. Es konnte daher bloſs von einer ſolchen Bearbeitung des Willens die Rede ſeyn, die in ihm das Prinzip der formalen Verkehrtheit vertilgte, die Richtung auf das Gute in ihn hinein brächte, und dieſe Richtung dahin verſtärkte, daſs ſie ſich gegen jeden Widerſtand behaupten, und überall in That verwandeln könne; dann noch von einer gewiſſen Beſtimmung der Kräfte

unsers sinnlichen Lebens, die das Letztere erleichtere.

Wäre der Wille bloss formal verkehrt; bestände Vernunftwidrigkeit allein darin, dass er nicht aus dem Gesetze, sondern aus der Sinnlichkeit seine Bestimmungsgründe hernähme, ohne darum in seinen Aeusserungen mit dem Gesetze im Streite zu liegen; wäre die Sinnlichkeit so beschaffen, dass sie entweder mit den Forderungen der Vernunft durchgängig übereinstimmte, und in sich schon Legalität enthielte, die nur durch eine selbstthätige Richtung des Willens in Moralität verwandelt werden dürfte, oder dass sie nur dann und wann Triebe, Reitzungen und Anlässe zu Versündigungen darböthe: so könnten wir es füglich bey dem bisher Vorgetragenen bewenden lassen; die Stärke der guten Gesinnung würde, verbunden mit einem regen, richtigen, zarten und lebhaften Gewissen, mit praktischer Aufklärung und einem feinen Gefühle für Ordnung und Einheit, wenn ein froher, rüstiger Muth hinzu träte, dem sattsam widerstehen, und sie überall besiegen. Der Mensch dürfte dann in den angegebenen Bemühungen

nur unabläſsig fortfahren, um ſeine Veredlung ganz und in jeder Hinſicht zu vollenden.

Aber zu der formalen Verkehrtheit des Willens kommt auch die materiale. Die Sinnlichkeit wirkt nicht bloſs im Allgemeinen als fortdauernde Tendenz zu verkehrten Triebfedern, und als verſchiedentlich, bald ſo, bald anders, modificirten Widerſtand. Sie wirkt in beſondern, tief eingewurzelten und bleibenden Richtungen. Durch ſie ſind in den Willen geſetzwidrige Neigungen und Maximen eingedrungen, die eine eigenthümliche Bearbeitung verlangen, wenn dieſer durchaus veredelt werden ſoll. Die gute Geſinnung erſcheint uns nicht mehr als etwas Einiges, und nur auf Eins ungetheilt Gerichtetes; ſie erſcheint uns im Kampfe gegen mancherley böſe Tendenzen, und zerfällt in mancherley einzelne Bemühungen, die darauf ausgehen, theils dieſe Tendenzen wegzuſchaffen oder zu verbeſſern, theils die entgegengeſetzten Forderungen der Vernunft zu begründen und auszuführen. Es kommt nun darauf an, daſs der gute Wille gute Maximen in ihn ſich aufnehme, und die vorhandenen ſchlechten verbeſſere.

Es gehört mit zu der ursprünglichen und nothwendigen Einrichtung der menschlichen Natur, daſs sie nicht allein durch individuelle Eindrücke bestimmt wird; wobey nie ein fester Charakter entstehen, nie Einheit in das Leben gebracht werden, und dieses Leben nie etwas anders seyn könnte, als der Grund, auf den Zufall und Willkühr mancherley unzusammenhängende Züge hinzeichnen, ohne daſs ein ordnendes Prinzip sie zu Einem Bilde verknüpft. Jeder Eindruck, der uns trifft, findet eine eigenthümliche Empfänglichkeit, durch die er so oder anders modificirt, mit mehrern andern zu Einem Ganzen verknüpft wird, und dann so wirkt, wie er diesem zufolge wirken kann. Er steht nicht bloſs in einem allgemeinen Verhältnisse zur menschlichen Natur, sondern auſser dem noch in einem besondern zu gewissen Dispositionen dieser Natur, die ihn in ihre Handlungsweise hineinzieht. Auch der flachste, grundloseste Mensch handelt nach Maximen, die ihm freylich nach dem gröſsern Grade seiner Flachheit und Grundlosigkeit, weniger selbst angehören, mehr in unbestimmten Umrissen bestehen, die durch die Einwirkung

fremder Dinge nicht bloſs ausgefüllt, ſondern auch erſt vollſtändig beſtimmt werden müſſen. Es iſt nicht möglich den Menſchen gründlich zu verbeſſern, ohne mit der Verbeſſerung dieſer Maximen zu beginnen. Zu einigen tugendhaften Handlungen mag der gute Wille und ein reges Gewiſſen ihn leiten; aber daſs er gleichförmig und immer tugendhaft handle, kann nicht anders erreicht werden als dadurch, daſs die bleibenden Beſtimmungsgründe ſeiner Handlungen tugendhaft werden.

Die Bemühungen, die ſich hierauf beziehen, können indeſs erſt in die zweyte Periode der Veredlung fallen; weil ein für das Gute ſtark intereſſirter Wille erfordert wird, der vorher ſchon begründet ſeyn muſs, um ſich zu ihnen zu entſchlieſsen.

Hiernach entſcheidet ſich von ſelbſt eine Frage, deren Beantwortung wohl aus keiner andern Urſache ſo lange ſtreitig geweſen iſt, als: weil man ſich über das Weſen der Veredlung, und ihr Verhältniſs zur menſchlichen Natur nicht hinreichend aufgeklärt hatte: ob man nähmlich in der Veredlung mit der Geſinnung anfangen, und von ihr zum Leben

übergehen; oder ob man erst seine einzelnen Neigungen verbessern, und darauf dann den tugendhaften Charakter gründen müsse? Beydes ist wahr, und darf nur näher bestimmt werden, um sich sehr gut mit einander zu vertragen. Der durchaus und in jeder Hinsicht vernunftmäſsige Charakter, ist das höchste Ziel des Menschen. Man kann aber nicht anders dazu gelangen, als dadurch, daſs man nach und nach den einzelnen Zügen desselben die Form des Gesetzes anbilde. Dies ist wieder nicht möglich, wenn nicht vorher schon ein für die Tugend ernstlich interessirter Wille da ist. Jene Frage wurde dadurch so verwickelt, daſs man diesen Willen, der in der Erscheinung der Anfang der Vernunftherrschaft — mit jenem Charakter, der in der Erscheinung die Vollendung derselben ist, verwechselte. Jener beruht aber bloſs auf der Anregung des höhern Prinzips, dieser ist durchgängige Vereinigung dieses Prinzips mit dem Leben.

Die Veredlung der Maximen ist ein sehr verwickeltes, anhaltendes und mühsames Geschäft. Es kommt hier vorzüglich darauf an, daſs das Gesetz der Vernunft in bestimmte

Vorschriften erschöpfend aufgelöst, diese Vorschriften, mit Rücksicht auf die eigenthümliche Beschaffenheit unsrer Natur, näher zergliedert, als eben so viele heilige Aufgaben an unser Leben fixirt, festgehalten, und standhaft befolgt werden. Wir müssen also vor allem uns selbst, unsre moralischen Zwecke und unsern Zustand richtig kennen, um dadurch zu erfahren, was wir an uns zu bilden haben, und wie dieses anzufangen sey; diese Erkenntniss muss lebendig praktische Selbstwürdigung werden, sich des moralischen Gefühles und des Willens bemächtigen, auf beyde die angemessenen Wirkungen äussern, sich in kräftige Vorsätze für unser künftiges Leben verwandeln, auf die wir dann fortdauernd allen Fleiss zu verwenden haben, sie durch alle Mittel, die uns dazu behülflich seyn können, zu unterhalten, zu beleben, und ihre Befolgung zur Fertigkeit bringen.

Die gegenwärtige Abtheilung zerfällt demnach in vier Abschnitte. Sie handelt erstens von der Selbsterkenntniss, zweytens von ihren Wirkungen auf das moralische Gefühl, drittens von ihren Folgen für den Willen, oder

den praktischen Lebensgrundsätzen, viertens von der Ausführung derselben.

I.

Selbsterkenntniss.

Es ist nicht möglich, seine Neigungen und Maximen zu veredeln, ohne mit der gegenwärtigen Beschaffenheit derselben, und dem, was darin fehlerhaft ist, was wir zu thun haben, um sie den Forderungen der Vernunft angemessen zu machen, und mit den Kräften und Hülfsmitteln, die uns dabey zu Gebothe stehen, bekannt zu seyn. Es ist vor allen Dingen nöthig, dass wir uns selbst in moralischer Hinsicht erforschen, und uns über unsern wirklichen Zustand, in Beziehung auf unsre höchste Aufgabe, zu unterrichten suchen. Dies führt zur praktischen Selbsterkenntniss, die daher folgende Fragen zu beantworten hat; erstens, was soll ich seyn, wie soll ich mich in allen Verhältnissen meines Lebens verhalten, welche Maximen sind mir durch die Vernunft aufgegeben? zweytens, was bin ich wirklich, welche Maximen liegen meinem gegenwärtigen Verhalten zum Grunde, in wie fern stimmen

diese mit jenen überein, was bringt sie damit in Widerspruch? drittens, was habe ich nun dem zufolge zu thun, um sie mit jenen einstimmig zu machen, um das zu werden, was ich seyn soll?

Das erste Stück einer gründlichen Selbsterkenntniss ist also Kenntniss unsrer Pflichten und unsrer moralischen Bestimmung. Diese muss der Kenntniss unsers sittlichen Zustandes nothwendig vorhergehen. Um zu wissen, was ich bin, muss ich erst wissen, was ich seyn soll. Um mich zu überzeugen, dass, und in wie fern mein Betragen der Vernunft widerstreite, muss ich die Forderungen der Vernunft kennen. Ich bin sehr vieles, was ich da, wo es allein auf meine moralische Bildung abgesehen ist, nicht zu beherzigen brauche. Ich habe unendlich viele Bestimmungen an mir, deren Kenntniss mir sehr interessant und nützlich seyn, deren Beobachtung und Erforschung mir eine sehr unterhaltende, und vielleicht auch moralisch-heilsame Beschäftigung geben kann, die mir aber da, wo ich den sittlichen Werth meiner Maximen kennen möchte, um sie darnach zu ver-

bessern, nicht allein gleichgültig sind, indem sie auf denselben gar keinen, oder doch nur einen sehr entfernten Einfluss haben, sondern mich auch zu sehr zerstreuen, und von meinem wahren Ziele ablenken würden, wenn ich sie alle beachten wollte. Die theoretische Selbsterkenntniss mag darauf ausgehen, zu erfahren, was überhaupt am Menschen ist; die praktische will nur erfahren, was an ihm zu verbessern ist. Wir müssen hier, ehe wir zu Beobachtungen schreiten, einen Gesichtspunct, aus welchem, und einen Zweck, in Beziehung auf welchen wir diese Beobachtungen anstellen, ausmitteln, mit uns darüber eins werden, worauf wir unsre Aufmerksamkeit zu richten haben, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, viel Vergebliches zu thun, und die geringe Ausbeute grosser und angestrengter Bemühungen doch nicht einmal recht benutzen zu können. Dieser Gesichtspunct und Zweck aber sind allein in der Kenntniss der moralischen Lebensregeln enthalten. Sie vergegenwärtigt uns die Momente, auf die wir bey der Selbsterforschung eigentlich zu sehen haben, und erleichtert uns diese dadurch, dass sie uns zu-

fällig auf manche Abweichungen andeutet, die wir sonst vielleicht gar nicht bemerkt, oder sehr mühsam hätten entdecken müssen.

Um uns von unsrer moralischen Beschaffenheit genau zu unterrichten, bedürfen wir eines sichern Maßstabes, an den wir jede gemachte Bemerkung gleich anlegen können, ihren sittlichen Gehalt zu prüfen. Einen solchen Maßstab aber gewährt uns nichts anders, als eine deutliche, vollständige und richtige Kenntniß unsrer Pflichten. Der Mangel hieran, ist ein vorzügliches Hinderniß einer richtigen Selbstwürdigung. Es bleibt uns da nichts, wornach wir unser Urtheil reguliren könnten, als eine Mischung von Vorurtheilen, dunkeln Gefühlen, einzelnen Gewissensregungen, und öffentlichen, ungeprüft, und ohne allen Zusammenhang angenommenen Meynungen, die oft aus einer ganz andern Quelle als aus der Vernunft geflossen sind. Wie kann darauf ein wahres Resultat gegründet werden? Wenn in dem allen auch manches Wahre ist: so wird dies doch bey der Regellosigkeit, worin es mit dem Unwahren durch einander liegt, in der Anwendung falsch werden müssen. Mö-

gen dann unſre Beobachtungen noch ſo fein, vielſeitig und unpartheyiſch ſeyn: ſo können ſie uns doch nicht richtig über uns ſelbſt denken lehren; ſo müſſen wir doch in der Beſtimmung des Werthes unſrer Handlungen manchen ſehr bedeutenden Fehler begehen, Irrthümer bey uns unterhalten, die viele verkehrte Maximen unverbeſſerlich machen.

Wo es nur darum zu thun iſt, daſs einzelne Pflichten vollbracht werden, da bedarf es keiner vorhergehenden Kenntniſs und Ueberlegung dieſer Pflichten. Iſt das Gewiſſen nur wachſam: ſo kann man ſich ihm unbeſorgt überlaſſen, es wird uns in jedem Falle ſchon ſagen, was wir zu verrichten, und was wir zu vermeiden haben, und uns jede Pflicht nach dem Grade ihrer Wichtigkeit andringen. Es ſind hier keine Vorkehrungen zu treffen, und es iſt genug, in dem Augenblicke des Handelns den Befehl der Vernunft zu wiſſen. Man kann es zu einer groſsen Fertigkeit in der Befolgung ihrer Vorſchriften gebracht haben, ohne auch nur zu ahnden, daſs ſie die moraliſchen Pflichten claſſificiren, und in ein Syſtem bringen laſſen. Aber die Bearbeitung

der Maximen wird nicht auf Ein Mal vollendet. Sie ist etwas, wobey man planmäſsig verfahren, ein gewiſſes Ziel unverrückt im Auge behalten, und nach und nach auf daſſelbe hinwirken muſs. Hier reicht das Gewiſſen nicht aus. Man muſs ſeine Pflichten im Zuſammenhange durchdacht haben, ſie nach allen Beziehungen, dem Grade ihrer Wichtigkeit, und ihrem Verhältniſſe zu einem höchſten Geſetze kennen. Man muſs wiſſen, welche Forderungen aus dieſem Geſetze an das Leben, nach ſeinen Hauptelementen und Situationen erwogen, ergehen, durch welches Betragen ihm ein Genüge geſchehe.

Dieſe Kenntniſs unſrer Pflichten muſs vor allen Dingen ſelbſtſtändig, rein, von allem Fremdartigen geſchieden, und einzig durch Vernunft beſtimmt ſeyn. Wo das nicht iſt, legt ſie der Selbſtwürdigung ſo wohl als der Lebensanordnung, einſeitige, irrige, oder wohl gar unmoraliſche Begriffe zum Grunde. Jene kann daher nicht anders als fehlerhaft, dieſe muſs nothwendig widerſinnig ausfallen. Es iſt deſswegen nöthig, daſs man ſich über ſeine moraliſche Natur hinlänglich aufkläre, ſie

bis

bis zu den ersten Anfängen, in denen sie sich über die sinnliche erhebt, verfolge, die daraus hervorgehenden höchsten Grundsätze nebst ihren Motiven erforsche, die wichtigsten Momente des Lebens darunter fasse, und dann zusehe, welche Forderungen für diese daraus entstehen. Wobey aber aller Einfluss vorgefasster Meynungen und der Neigung, etwas so oder anders zu finden, sorgfältig zu verhüten ist. Hierin liegt auch der Zweck moralischer Lehrbücher, die keinesweges die Vorschriften der Vernunft erst in den Menschen hineinbringen, oder das Gewissen ersetzen, sondern nur die Uebersicht der Lebenspflichten zur Selbstwürdigung und Bildung derjenigen Maximen, in denen die Veredlung vorzüglich ihr Werk hat, die durch eignes Nachdenken nur mit einem sehr grossen Aufwande zu erlangen steht, zu erleichtern. Ihrer hat man sich daher mit Vorsicht und weiser Prüfung zu bedienen.

Dadurch wird dann auch in die Kenntniss der Pflichten derjenige Zusammenhang gebracht, der nicht weniger erforderlich ist, wenn sie zur Veredlung der Maximen verwandt werden soll. Ohne diesen ist es nicht möglich,

die nöthigen Bemühungen im Ganzen zu überſehen, ihre verhältniſsmäſsige Wichtigkeit zu ermeſſen, diejenigen Puncte, auf die es vorzüglich ankommt, auszumitteln, und ſie einander ſo bey- und unterzuordnen, daſs ſich die eine durch die andre unterſtützt finde.

Dazu muſs endlich noch Vollſtändigkeit der Pflichtkenntniſs kommen, um ſie zu einem Lebenskanon zu erheben. Dieſe darf ſich aber nicht allein darin beweiſen, daſs keine weſentliche, von der Vernunft aufgegebene Pflicht übergangen, ſondern auch darin, daſs jede einzelne tief genug ins Leben hinein begleitet werde, um zu erfahren, was ſie für jede Situation deſſelben verlange. Bey einigen Pflichten, nähmlich denjenigen, die bloſs darüber entſcheiden, weſſen wir uns zu enthalten haben, hat das wenig Schwierigkeit. Sie ſind in ſich ſo durchaus beſtimmt und unabänderlich, daſs ihre Anwendung auf jeden Fall ſich von ſelbſt ergibt. Andre, die ſich auf dasjenige beziehen, was wir thun ſollen ſind an ſich unbeſtimmt, enthalten ſolche Maximen, die, wegen ihrer Allgemeinheit, im Einzelnen nicht befolgt werden können, wenn ſie nicht

vorher durch den gegenwärtigen Fall näher bestimmt werden. Hier ist es nun nöthig, daſs wir die bedeutendsten solcher Fälle vorher überschlagen, sie nach ihrer Beschaffenheit, den vorwaltenden Umständen und ihren gesammten Beziehungen erwägen, um dadurch auszumitteln, was in jedem derselben Pflicht sey. Es würde z. B. zu untersuchen seyn: wie ist die Maxime der Menschenliebe zu bestimmen, wenn sie mit einem nothwendigen Selbstzwecke, wie etwa im Handel, oder mit der Liebe zu den Meinigen in Collision kömmt? wie weit muſs meine Nachgiebigkeit gehen, wo meine Rechte gefährdet werden? u. s. w. Man würde die Entscheidung über solche Verhältnisse dem Augenblicke, wo sie eintreten überlassen können, wenn die Menschen weniger geneigt wären, dann allein auf ihren Vortheil zu achten, und ihre Pflicht, wo sie nur einiger Maſsen damit vereinbar ist, nach ihrem Interesse zu deuten. Unpartheyischer ist das Gemüth beym vorhergehenden Ueberdenken, wo man seine Maximen, noch ungewiſs, ob man selbst einmal in eine solche Lage kommen werde, mehr aus dem Standpuncte eines andern betrachtet.

Die einzelnen Fälle, durch welche die unbeſtimmten Pflichten näher zu beſtimmen ſind, ſind nicht für alle Menſchen dieſelben. Bey aller äuſsern Aehnlichkeit, leiden ſie doch durch die Verſchiedenheit der Subjecte mancherley Abänderungen. Es iſt nicht genug die Pflichten des Menſchen überhaupt zu kennen; man muſs ſie in Beziehung auf ſich kennen: denn man ſoll und kann ſie nicht als Menſch überhaupt, ſondern als dieſer beſtimmte Menſch, der ſich in dieſer Lage befindet, der zufolge der natürlichen Beſchaffenheit ſeines Verſtandes die Dinge ſo anſehen muſs, der ſo denkt, ſo empfindet, mit dieſen Kräften und Geſchicklichkeiten ausgerüſtet iſt, erfüllen. Dieſe letztern verdienen hier beſonders beherzigt zu werden. Was ich nicht zu leiſten vermag, kann auch nicht für mich Pflicht ſeyn. Wo ich ein eingeſchränkteres Vermögen beſitze, da treten, wenn ich auch nur verhältniſsmäſsig ſo viel thun will als ein andrer, noch mehr Rückſichten ein, die der andre nicht zu beachten hat. Mein Wirkungskreis nimmt vielleicht einen bedeutenden Theil der Kräfte in Anſpruch, über die der andre freye Diſpoſition

behält, und von mir kann deſswegen nicht daſſelbe gefordert werden. Die vollkommnen Pflichten bleiben, bey jedem Maſse von Fähigkeiten, dieſelben, überall gleich heilig und unverbrüchlich. Aber bey den unvollkommnen entſteht nothwendig die Frage: wozu bin ich hier im Stande? wie weit kann ich z. B. ohne wichtigere Zwecke zu verſäumen, meinen Verſtand aufklären? wie weit reicht meine Fähigkeit, der Menſchheit zu nützen, das Vermögen von meinen gerechten Forderungen nachzulaſſen? was kann ich durch meine Einſichten, durch die Eigenſchaften meines Körpers und meines Geiſtes, durch die Glücksgüter, die mir zu Theil geworden ſind, durch das Anſehen, das ich behaupte, durch den Stand, zu dem ich gehöre, durch den Wirkungskreis, der mir angewieſen iſt, durch die Menſchen, die mir zu Gebothe ſtehen, Gutes wirken? Ohne die Beantwortung dieſer Fragen, werden wir nie zu einer ſolchen Kenntniſs unſrer Pflichten und unſrer moraliſchen Beſtimmung gelangen, die der Prüfung und Anordnung des Lebens zum Grunde gelegt, und uns in der Veredlung unſrer Maximen ſicher leiten könnte. Alles

kommt aber darauf an, dafs sie unpartheyisch und gewissenhaft, die Frucht einer ruhigen, vielseitigen und rücksichtslosen Selbstschätzung sey.

Daran fehlt es indefs sehr oft. Der schwärmerische Enthusiasmus, der sich an alles wagt, zu allem die Fähigkeit zutraut, alles ausführbar, das beschränkteste Vermögen, die kleinste Kraft hinreichend findet, mit dem Feuer der Einbildungskraft überall durchzudringen meynt, ist eben so häufig nicht. Das jugendliche Feuer brennt aus, und die Erfahrung weist ihn unwillkührlich in die Schranken der Wirklichkeit zurück. Schwerer ist es, dem klügelnden Egoismus beyzukommen, der sich gern vieles anmafst, wo man nichts von ihm fordert, sich hoch erhebt, wo er Ansprüche macht, aber sich desto tiefer erniedrigt, alles klein, unbedeutend, enge beschränkt findet, wo er etwas leisten soll. Aus ihm entspringen die meisten Täuschungen, die den Menschen seine Pflicht verkennen lassen. Man glaubt nichts zu können, weil man nichts will, keine Kräfte zu haben, weil man sie nicht brauchen mag. Dem mufs mit Ernst entgegen gearbeitet werden.

Das zweyte Stück der Selbſterkenntniſs iſt Kenntniſs unſers moraliſchen Zuſtandes, unſrer wirklichen Fehlerhaftigkeit, nach ihrer Gröſse, Beſchaffenheit, ihren Quellen und Folgen, beſonders in wie fern ſie ſich tiefer in das Herz hineinzieht, und in verkehrten Neigungen und Maximen erſcheint. Darin muſs ſich die reine, zuſammenhangende und vollſtändige Pflichterkenntniſs zuerſt bey uns wirkſam zeigen, daſs ſie uns auf die Abweichungen und Widerſprüche in unſerm Leben aufmerkſam macht, und mit der Beſchämung darüber einen edeln und kräftigen Eifer, ſie zu verbeſſern, erweckt.

Hier iſt nun noch weit mehr, wie bey dem vorhergehenden Stücke, daran gelegen, daſs man ſich nicht ſelbſt täuſche. Ein Irrthum, der etwas für Pflicht hält, was es nicht iſt, oder ſich etwas erlaubt, was er ſich nach der Vernunft verſagen ſollte, kann eher unverſchuldet ſeyn, in einem Mangel an Denk- und Urtheilskraft, einem blendenden Scheine und in mehrern andern Umſtänden ſeinen Grund haben, oder doch dadurch zunächſt veranlaſst worden ſeyn. Aber an einer falſchen Mey-

nung von ſich ſelbſt, die entweder Fehler beſchönigt oder verdeckt, oder, welches freylich ſeltner iſt, ſich etwas als Fehler anrechnet, was nicht da iſt, oder nicht ſo genannt zu werden verdient, hat immer das Herz einigen Antheil. Es iſt Mangel an Wahrheit — ein Hauptgebrechen der menſchlichen Natur — an Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt, Trägheit, Weichlichkeit des Willens, die heilloſe Maxime, es mit ſich ſelbſt nicht ſo genau zu nehmen, was ſie begünſtigt und unterhält. Zu dem iſt es auch weit bedenklicher, in Betreff ſeines ſittlichen Zuſtandes zu irren, als von der Pflicht eine unrichtige Ueberzeugung zu haben. Im letztern Falle kann man ſich doch noch ſubjectiv in moraliſcher Hinſicht Genüge leiſten, mit ſich ſelbſt eins ſeyn, der Vernunft nach ſeiner Einſicht in ihre Forderungen folgen, welches das Vornehmſte beym tugendhaften Willen iſt; nur die Erſcheinung im Leben wird unvernünftig, geſetzwidrig ausfallen. Im erſtern bleibt man auch mit ſich ſelbſt im Widerſpruche, fährt fort, das zu ſeyn, und ſo zu handeln, was man nach eigner Ueberzeugung nicht ſeyn, wie man nach dem Gewiſſen nicht

handeln ſollte, und geräth, ſtatt ſich herauszuarbeiten, immer tiefer in die Verkehrtheit hinein.

So wichtig es aber iſt, ſich ſelbſt ohne allen Betrug und Verheimlichung, zu erkennen, wie man iſt: ſo groſs ſind auch die Schwierigkeiten, die dabey überwunden werden müſſen; ſo mannichfaltig die Blendwerke, die uns umgaukeln; ſo dicht das Gewebe, hinter welches ſich der innre Menſch zurückzieht; ſo ſinnreich die Ausflüchte, womit er ſich ſelbſt zu hintergehen ſucht. Daher es denn auch äuſserſt ſelten iſt, daſs jemand ganz um ſich ſelbſt weiſs, und die meiſten weit geſchickter das fremde Herz zu ergründen, als die Falten ihres eignen aus einander zu legen verſtehen.

Zuvörderſt iſt kein Menſch von allem Egoismus frey, und auch da, wo der Wille ſchon die kräftige Richtung auf das Gute eingeſchlagen hat, dauert er noch in dem Grade fort, daſs er uns verleitet beſſer von uns zu denken, als wir ſollten, oder eine vortheilhafte Meynung von uns unterhält, der es ſo ſchwer iſt beyzukommen, weil ſie ſich nie deutlich ausſpricht, immer nur im Hintergrunde der

Seele ihr Werk treibt, und von uns unbemerkt, an unsern Urtheilen künsteln hilft. Dieser Egoismus macht oft, daſs man einen Fehler, der doch offenbar genug ist, gar nicht beachtet, seine Aufmerksamkeit von denjenigen Erscheinungen abzieht, die uns auf ihn führen müſsten, oder, wenn man ihn sich nicht verbergen kann, ihn auf alle mögliche Weise zu verkleinern sucht, ihn weit verzeihlicher findet, ihn durch die Umstände, in denen man sich befunden habe, durch das Eigenthümliche, das er von unsrer Lage und unsern Verhältnissen annahm, entschuldigt, oder wohl gar meynt, er höre auf ein Fehler zu seyn, weil unser unfehlbares Ich ihn begangen hat. Er ist eine Art fortdauernder Verblendung, aus der man nie zur vernünftigen unpartheyischen Selbstbesinnung kommt, ein gefärbtes Glas, das uns alle Gegenstände anders zeigt.

Mit diesem verderblichen Einflusse der Selbstsucht vereinigt sich der täuschende Schein mancher Handlungen, der in keiner Rücksicht häufiger und verführerischer ist, als da, wo es auf die Beurtheilung ihres sittlichen Werthes ankommt. Die Regungen

des Eigennutzes, des Ehrgefühles und der Sympathie, ob sie gleich ursprünglich unter der Gewalt und Tendenz des Naturtriebes stehen, bringen, durch eine zufällige Richtung, die ihnen die Umstände gaben, Erscheinungen hervor, die nur der ruhige Blick, das scharfe, geübte Auge des Kenners von den Wirkungen des tugendhaften Willens unterscheidet, um ihnen in der Reihe seiner Selbstbeobachtungen diejenige Stelle anzuweisen, wo sie das gehörige Licht erhalten und wieder verbreiten können. Man muss tief in seine Handlungen eingehen, sie in ihre feinsten Bestandtheile zerlegen, bis auf ihren ersten Ursprung verfolgen, um zu erfahren, was in ihnen wirksam gewesen sey, und wie sie unter andern Umständen ausgefallen seyn würden, welchen Aufschluss sie über die wahre Beschaffenheit der Herzen geben. Wenn dies nun auch weniger schwer wäre, weniger complicirte Bemühungen erforderte: so würde sich schon desswegen nicht viel Geneigtheit dazu finden, weil wohl wenige sich so wahr und genau zu kennen wünschen; gleich als ob dem Herzen ein heimlicher Verdacht gegen sich selbst anklebte, den

es ſich nur nicht gerne geſtehen mag, und dafür lieber die entgegengeſetzte Meynung von ſeinem individuellen Werthe ſtandhaft behauptet.

Nicht weniger Nahrung zieht der Egoismus in der Selbſtbeurtheilung von dem Lobe andrer Menſchen. Wenn er ſich gegen ihren Tadel, durch den Verdacht ihrer neidiſchen, boshaften Geſinnungen, oder ihrer Unfähigkeit uns zu beurtheilen, oder der gewöhnlichen Neigung gegen andre recht ſtrenge zu ſeyn, um mit ſich ſelbſt deſto gelinder verfahren zu dürfen, waffnet, und ihn entweder ihrem Haſſe, oder ihrer Kurzſichtigkeit, oder ihrer Miſsgeſtimmtheit zuſchreibt: ſo iſt ſein Vertrauen auf ihren Beyfall unumſchränkt. Betrifft dieſer Beyfall ſolche Dinge, über die er ſich noch nicht geprüft hat: ſo nimmt er ihn ſtatt dieſer Prüfung an, und läſst die Sache, in der Meynung, daſs keiner den andern leicht zu ſeinem eignen Nachtheile zu günſtig beurtheilen, und noch weniger dieſes günſtige Urtheil, um ihm nicht Veranlaſſung zu geben, ſich über ihn zu erheben, werde laut werden laſſen, damit abgemacht ſeyn. Betrifft er et-

was, worüber er ſich ſchon unterſucht, und es ganz anders gefunden hat: ſo wird die eigne Entdeckung verdunkelt, der Einſeitigkeit, Aengſtlichkeit, oder der Uebereilung beſchuldigt, und, wo das nicht geſchieht, das Lob andrer in Gedanken ſo oft, und mit ſo viel Wohlgefallen wiederhohlt, daſs man ſich daran gewöhnt, und mit der Zeit das ſelbſt glaubt, wogegen man Anfangs noch wohl gegründete Einwendungen hätte machen können. Wird der fremde Beyfall durch den Schein unterſtützt: ſo gewinnt dieſer vollen Glauben, nichts erweckt mehr Miſstrauen dagegen, und man fühlt ſich gar nicht dazu berufen, noch nähere Unterſuchungen anzuſtellen. Stimmt er gar mit der Wahrheit einiger Maſsen überein: ſo iſt der Reitz, dieſe zu vergröſsern, ſich die geprieſenen Vorzüge in einem noch höhern Grade zuzuſchreiben, und noch andre hinzuzuthun, unwiderſtehlich. Was das unzeitige und übertriebene Lob ſo verführeriſch macht, iſt nicht allein die Verblendung, worin es uns hält, ſondern auch die Furcht, daſs, wenn wir ſelbſt ſchlechter von uns denken, auch andre leicht dahin gebracht werden, und

wir in ihrer Achtung zu tief ſinken möchten.

Hiermit iſt ein andres Hinderniſs der richtigen Selbſterkenntniſs, nählmlich der Schmerz der Selbſterniedrigung nahe verwandt. Sich ſchlecht, und ſchlechter noch zu finden, als man geglaubt hatte, iſt demüthigend und traurig. Jeder ſucht ſich daher dergleichen Entdeckungen zu erſparen. Dies ſchreckt nicht allein von der nähern Prüfung zurück, ſondern verhindert uns, wenn wir es ja noch wagen, ſie zu unternehmen, tief genug in uns ſelbſt hineinzugehen, und alles von allen Seiten und aus allen Geſichtspuncten zu erwägen. Wir ſind zufrieden, etwas zu unſerm Vortheile gefunden zu haben, und es liegt uns nichts mehr an, als darüber zu wachen, daſs uns das nicht wieder durch andre Erfahrungen verloren gehe. Wir blicken abſichtlich über manches weg, zu dem wir uns nichts Gutes verſehen, verfälſchen unſern Maſsſtab, oder ſuchen das, was nach ihm unterſucht werden ſollte, ihm durch allerley künſtliche Operationen gleich zu machen, nehmen weg und ſetzen zu, bis wir uns ſo finden, wie wir ſeyn ſollen.

Endlich liegen auch bedeutende Schwierigkeiten in der Natur des Geſchäftes ſelbſt. Es iſt nicht genug, daſs wir das Eine und Andre von uns wiſſen, oder nur die bedeutendſten Handlungen kennen, die unſer Leben mit der Vernunft entzweyen, und entwürdigen. Unſre Kenntniſs von uns ſelbſt ſoll vollſtändig ſeyn, ſich über unſer ganzes Thun und über alle Regungen unſers Herzens erſtrecken, ſo daſs uns an uns ſelbſt nichts ein Geheimniſs bleibe. Sie ſoll uns helfen, die innern Quellen des Böſen zu verſtopfen, die verborgnen Triebe, die nicht ſelten das meiſte an uns verrücken, zu verbeſſern, und überhaupt unſern ganzen innern Menſchen in ein moraliſches Gleichgewicht zu bringen. Sie ſoll uns lehren, wodurch wir am leichteſten zu leiten ſind, wo wir die meiſte Empfänglichkeit haben, was ſich uns am tiefſten eindrückt, was wir thun und meiden müſſen, um den gefährlichſten Verſuchungen zu entgehen. Sie ſoll uns in den Stand ſetzen, vorher zu wiſſen, wie wir uns in jedem Falle benehmen werden. Alles das iſt nicht möglich ohne die ſorgfältigſte Beobachtung, ohne einen eignen

Sinn, auch das Kleinſte, Verborgenſte, und dem Anſcheine nach Gleichgültigſte zu bemerken, ohne umfaſſenden Geiſt, der ſich mit vielem zugleich beſchäftigen, vieles zugleich überſehen, und ohne etwas davon fahren zu laſſen, treu aufbewahren kann, ohne ausgezeichnete Prüfungsgabe, ohne ein vorzügliches Unterſcheidungs- und Abſtractionsvermögen, und ohne eine Stärke und Beſonnenheit der Seele, die auch unter der gröſsten Menge des Stoffes nicht erliegt, von der gröſsten Mannichfaltigkeit deſſelben nicht verwirrt wird. Seltene Fähigkeiten, ein noch ſelteneres Zuſammentreffen derſelben, die jedoch zur höchſten Vollkommenheit der Selbſterkenntniſs nothwendig erforderlich ſind, in einem geringern Maſse aber, durch andre Eigenſchaften dahin erſetzt werden können, daſs ſie wenigſtens zur Veredlung der Maximen, bey einem ernſtlich guten Willen ausreichen.

Welches dieſe andre Eigenſchaften ſeyen, das haben wir jetzt zu unterſuchen. Unter ihnen ſteht der eben genannte ernſtlich gute Wille oben an. Er muſs uns geneigt machen, alles anzuwenden, was uns zu einer

richti-

richtigen Selbſterkenntniſs verhelfen kann. Ohne ihn wird die Beſchäftigung mit uns ſelbſt bloſs ſpeculativ, Sache der Neubegierde und der Eitelkeit bleiben, unaufhörlich von allerley Rückſichten irre geleitet werden, uns nur einzelne fehlerhafte und unzuſammenhängende Bruchſtücke liefern, nie angelegentlich behandelt, auf Einen Punct concentrirt, zu einem vollſtändigen, richtigen und geordneten Reſultate führen. Eben aus dieſem Mangel eines guten Willens rührt es her, daſs auch ſolche Menſchen, die ihr Selbſtſtudium mit noch ſo viel Eifer, Liebe und Nüchternheit des Geiſtes treiben, doch nie zu fruchtbaren Einſichten gelangen, und oft ihre bedeutendſten Fehler überſehen. Eine gründliche Selbſtkenntniſs kann daher nur denen angeſonnen werden, die in der Veredlung ihrer Geſinnung ſchon einiger Maſsen fortgerückt ſind. Sie liegt auf dem Wege dieſes Fortrückens, und es iſt eben ſo unmöglich, ohne ſie weiter zu kommen, als früher zu ihr zu gelangen.

Dieſer gute Wille muſs ſich zunächſt darin offenbaren, daſs man ſich alles Intereſſes dabey zu entäuſsern ſucht, alles von ſich ent-

fernt, was unser Urtheil auf diese oder jene Seite hin lenken könnte. Wir müssen uns in allen Rücksichten frey finden, eben so wenig etwas schon wissen wollen, als etwas zu finden wünschen. Ein jeder Mensch hat in dem Augenblicke, wo er anfängt über sich selbst ernstlich zu denken, schon mancherley vorgefaſste Meynungen von seiner moralischen Beschaffenheit. Wenn diese sich auch allein auf Selbstbeobachtung gründen: so ist doch nicht zu erwarten, daſs er da, wo das heilige Interesse der Tugend ihn noch nicht beherrschte, wo er den Eingebungen der Eitelkeit und Selbstsucht, so wie den Täuschungen eines falschen Scheines noch ganz bloſs gestellt war, schon richtig sollte beobachtet haben. Aber in den meisten Fällen haben noch viele andre Dinge dazu beygetragen, diese Meynungen zu verfälschen. Es ist daher schlechterdings nöthig, daſs man alles vergesse, was man glaubt schon über sich ausgemittelt zu haben, und sich so benehme, als ob man jetzt den ersten prüfenden Blick in sein Inneres werfe. Freylich möchten sich diese einseitigen Urtheile wohl nach und nach beyläufig berichtigen lassen, wenn sie es sich

nicht gewöhnlich anmaſsten, die nachherigen Erfahrungen zu leiten, für ihre Anordnung die Geſichtspuncte anzugeben, ihrer Erklärung zu Gründen zu dienen. Jede vorgefaſste Meynung von einer Sache zeigt uns dieſelbe in einer verkehrten Beleuchtung, miſcht das Angehänge der Einbildungskraft zu den Eindrücken der Sinne, und läſst auch aus dem, was noch etwa rein aufgefaſst war, fehlerhafte Schlüſſe ziehen.

Nicht weniger bedeutend iſt der Einfluſs des Herzens auf die Selbſtbeobachtung. Einem verſtimmten Gemüthe wird alles zu ſchwarz, einem leichten Sinne alles unbedeutend erſcheinen. Die Neigung, ſich beſſer zu finden als man iſt, iſt von Natur allen Menſchen gemein, und diejenigen, die ihr Sündenbekenntniſs überall im Munde führen, wollen damit im Grunde nichts anders als ein günſtigeres Urtheil von andern erſchleichen, um dadurch ihr waches Gewiſſen einzuſchläfern, das eigne Zeugniſs ihrer Verwerflichkeit, durch das Geſtändniſs, daſs es doch mit ihnen ſo ſchlimm nicht ſey, als ſie es machen, mildern. Der Egoismus iſt ein eben ſo ſchlauer als hart-

näckiger Feind, der uns auch da beyzukommen weiſs, wo wir von allen Seiten gegen ihn glauben gewaffnet zu ſeyn.

Wer zu einer gründlichen Selbſterkenntniſs gelangen will, muſs es dabey wagen können, die demüthigendſten Entdeckungen zu machen, und ſich vielleicht noch viel ſchlechter zu finden als er es geahndet hatte. Nie iſt unerbittliche Strenge gegen uns ſelbſt mehr Bedürfniſs, als da, wo wir uns ſelbſt erforſchen wollen. Oft iſt es uns ſo angenehm, gewiſſe gute Eigenſchaften an uns zu bemerken, daſs wir nicht allein bey ihnen ausſchlieſsend verweilen, und über alles andre wegdenken, ſondern auch mit einem ſtarken Scheine zufrieden, die daran haftenden Mängel überſehen, und es verſäumen, nach ihrer wahren Natur, ihren Quellen und feinern Beſtimmungen zu fragen. Oft iſt der Abſcheu gegen gewiſſe Fehler ſo groſs, daſs die Furcht ſie an uns zu entdecken, oder die Vorliebe für gewiſſe Neigungen ſo ſtark, daſs die entfernte Vermuthung uns ihrentwegen tadeln zu müſſen, alle Seiten und Züge des Herzens unſrer Aufmerkſamkeit entzieht, die uns auf ſolche unange-

nehme Beobachtungen bringen könnten. Nicht selten ist es auch die vorgefasste Maxime es in einigen Stücken nicht genau mit sich nehmen zu wollen, was uns die wahre Gestalt unsers innern Menschen verbirgt. Man muss sich durchaus isoliren, auf sich selbst beschränken, sich aus seiner empirischen Existenz und allen ihren Verhältnissen heraus versetzen, nichts als reinen Wahrheitssinn, ein richtiges moralisches Gefühl, gesunden Beobachtungsgeist, und einen natürlich guten Verstand zur Beobachtung mitbringen, wenn sie zur richtigen Selbstwürdigung führen soll, weder etwas wünschen, noch fürchten oder hassen, und den ernsten Willen haben, sich gerade so zu nehmen, wie man sich findet, und sich zu finden, wie man ist, gar nicht daran denken, dass uns eine Entdeckung beschämen oder erheben könne.

Um mit dem Streben nach einer richtigen Selbsterkenntniss zugleich das nöthige Gleichgewicht der Seele und Freyheit von allem Interesse zu erhalten, ist es sehr nützlich, sich den Werth und die Unentbehrlichkeit der Sache in mehr als einer Hinsicht oft zu vergegenwärtigen. Das Nach-

denken über ſich ſelbſt iſt für den, der mit ſeinem Herzen ſchon in etwa vertraut geworden iſt, und für das Geiſtige Sinn hat, eine eben ſo unterhaltende, als erhebende Beſchäftigung. Der Weiſe trägt immer ſein edelſtes Kleinod in ſich ſelbſt, findet an ſich ſelbſt die kräftigſte Stütze, wenn ihn alles verläſst, in ſich ſelbſt den kräftigſten Troſt, wenn die Welt ſeine Anſprüche unbefriedigt zurück weiſt, iſt in dem Maſse arm, als er ſeiner ſelbſt verluſtig wird, aus ſich ſelbſt heraustritt, ſich ſelbſt miſskennt, ſich von ſich ſelbſt entfremdet. Alles, was ihn ſich ſelbſt näher bringt, das Einkehren in ſich ſelbſt begünſtigt, ihn mit ſich ſelbſt befreundet, kann ihm nicht anders als erwünſcht ſeyn, wenn es ihm auch demüthigende Aufſchlüſſe über dieſes Selbſt gäbe. Ihm hat der Wachsthum in der Selbſterkenntniſs einen reinen unbedingten Werth.

Aber man muſs in der vernünftigen Schätzung der Dinge bis dahin vorgerückt ſeyn, wo man die wahre Haltung, das Prinzip und den Maſsſtab ihrer Güte in ſich ſelbſt findet, muſs es in der Bekanntſchaft mit ſich ſelbſt ſo weit gebracht haben, daſs das Durchforſchen

des Herzens in Unterhaltung mit demſelben übergeht, und man zu dieſer Unterhaltung immer hinlänglichen Stoff findet, wenn uns Selbſtbetrachtung und Selbſtkenntniſs an ſich intereſſiren ſollen. Unſer Inneres umſchlieſst vieles, was uns mit Rührung, Freude und Ehrfurcht erfüllt, und uns auch in der Erniedrigung noch Achtung gegen uns ſelbſt einflöſst; aber man muſs bey ſich heimiſch geworden ſeyn, um es zu bemerken. Die Stunden des tiefern Hineinſchauens in ſich ſelbſt ſind voll Genuſs und Würde; aber nur für den, der ſich auf jenen verſteht, und für dieſe Gefühl hat. Der gröſste Theil der Menſchen iſt gar nicht dazu geſtimmt, an der Beſchäftigung mit ſich ſelbſt viel Behagen zu haben. Er findet ſie trocken, langweilig und geiſtlos, und iſt gleich zerſtreut, wenn er es endlich einmal über ſich erlangt hat, ſich ſelbſt einer ernſtern Aufmerkſamkeit zu würdigen. Bey ihm muſs der äuſsere Werth der Sache das Intereſſe für dieſelbe rege machen. Er muſs ſich alſo oft daran erinnern, daſs ſein Selbſt ihm doch immer das Wichtigſte bleibe, daſs von da aller Friede und alles Heil des Lebens

ausgehe, daſs für ihn überall keine Würde ſey, wenn nicht in ihm ſelbſt kein reifes, fruchtbares Wiſſen, ſo lange er ſich ſelbſt unbekannt iſt, daſs ohne Selbſtkenntniſs alle ſeine Angelegenheiten in gränzenloſer Verwirrung liegen, daſs er ohne ſie weder ſein Glück, noch ſeine Bildung, noch ſeine Veredlung zu beſorgen vermöge, ewig ein Spiel des Zufalles bleibe, und wo er ja einmal ſelbſt handeln muſs, bey aller übrigen Einſicht und Geſchicklichkeit, nichts recht angreife und zweckmäſsig behandle, ſich weder in der Welt, noch in der Geſellſchaft orientiren, weder auf eine angenehme, noch auf eine nützliche Art thätig ſeyn könne, vorzüglich aber, daſs ihm Selbſterkenntniſs durchaus unentbehrlich ſey, ſeine höchſte Beſtimmung zu erreichen, und daſs ohne dieſe alles andre aufhöre Werth und Bedeutung zu haben.

Es iſt indeſs nicht genug, die Wichtigkeit der Selbſterkenntniſs überhaupt zu beherzigen. Es darf dabey nicht überſehen werden, wie viel auf ihre Wahrheit ankomme. Man muſs ſich daher überzeugen, daſs, ſo wie ſie ſich verdunkle, uns auch das Licht des Le-

bens ausgehe, daſs jede Täuſchung alles gefährde, was wir in dieſem zu beſorgen haben, daſs jeder Irrthum nicht weniger unſre Ruhe als unſern Zuſtand bedrohe, daſs niemand mehr darunter leide, als wir ſelbſt, daſs ſich verkennen eben ſo viel ſey als ſich zu Grunde richten, daſs man durch jedes Wegſehen, Vergröſsern oder Verfälſchen unredlich gegen ſich ſelbſt handle, daſs der Betrug nicht immer verborgen bleiben könne, und ſeine Entdeckung deſto ſchmerzhafter werde, je länger wir ihn verheimlicht haben, daſs man einmal nothwendig mit ſich aufs Reine kommen müſſe, und daſs dies je eher deſto leichter geſchehe, daſs man ſich durch nichts mehr Verdruſs, Beſchämung, Unzufriedenheit und Veranlaſſung zur bittern Reue zuziehe, durch nichts tiefer in ſeine Fehlerhaftigkeit verſinke, und ſich das Beſſerwerden erſchwere, als durch Irrthümer in Anſehung ſeiner ſelbſt, daſs die Beruhigung, die uns eine zu vortheilhafte Meynung gewährt, nur für Augenblicke ſüſs ſey, um uns nachher deſto unangenehmern Empfindungen Preis zu geben, daſs alles Heil nur in der Wahrheit liege, und ſie allein

ausdaure, und zuletzt den Sieg davon trage.

Dabey ist es von grossem Gewichte, sich die Selbsterkenntniss nicht bloss als eine wichtige Angelegenheit, die, so bedeutend sie auch seyn mag, doch immer in etwa von uns abhängig scheint, von deren Besorgung man sich doch zuweilen glaubt dispensiren zu können, ohne damit etwas anderm als seinem eignen Interesse entgegen zu handeln — sondern als heilige Pflicht vorzustellen, die unabänderlich und unerlasslich über unser Leben gebiethet, welcher uns schlechthin zu unterwerfen wir gehalten sind.

Alles, was die Tugend fördert, ist zugleich auch Pflicht. Bey der Selbsterkenntniss trifft der Umstand, dass ohne sie keine im Leben bewährte Tugend möglich ist, damit zusammen, dass durch sie ein wesentlicher, von der Vernunft aufgegebener Zweck der Menschheit ausgeführt wird, dass wir mit ihr etwas erweisen, was wir uns selbst schuldig sind, ohne Rücksicht auf einen da zu hoffenden Gewinn. Sich selbst nicht erkennen wollen, heisst die Menschheit in sich gering achten; sich selbst

täuschen, heisst sie herabsetzen, verhöhnen, sich an sich selbst freventlich versündigen. Ueberdem offenbart sich in dem Letztern ein Laster, in dem sich die menschliche Natur am tiefsten erniedrigt hat, das Laster der Unredlichkeit und Unwahrheit, das krumme, verzogene und verschobene Wesen, das von je her in der Welt so viel Unheil anrichtete. Wer gegen sich selbst nicht aufrichtig ist, sich selbst noch durch heimliche Tücke hintergehen kann: wie muss es um dessen Charakter stehen; was können von dem andre erwarten?

Aus diesem Gesichtspuncte der Pflichtwidrigkeit und Unwürde, betrachte man die vernachläſsigte oder falsche Schätzung seines Selbstwerthes: und es müſste alles sittliche Gefühl in der Seele erloschen seyn, wenn das nicht tiefen Abscheu erregte, und mit ihm eifriges Bestreben, richtiger über sich selbst zu denken. Um sich darin noch mehr zu bestärken, erhebe man sich in Gedanken zu dem allgegenwärtigen Herzenskündiger, der unsichtbar unser Leben bemerkt, Gesinnungen, Worte und Thaten, auch da, wo sie in das Dunkel der Verborgenheit gehüllt sind, auf gerechter Wage wägt,

den nichts täuſchen, blenden, noch bethören kann, der alles durchſchaut, vor dem alles verſchwindet, was in uns die falſche Meynung über unſern ſittlichen Zuſtand erzeugt, vor dem wir nicht anders erſcheinen, als wir uns in den Augenblicken der völligen Partheyloſigkeit, Ruhe, Gleichgeſtimmtheit und Entfremdung von allem Intereſſe, auſser der heiligen Gewalt der Wahrheit finden, bey dem alle Verheimlichungen und Beſchönigungen nichts ſind, und der überall im Lichte der Wahrheit richtet, dem wir durch nichts mehr verächtlich und verwerflich werden, als wenn wir uns eben ſo thörigt als ſtrafbar, in der heiligſten Angelegenheit, von den Blendwerken des Egoismus irre leiten laſſen, wo es in unſrer Macht ſtand, durch männlich weiſe Strenge alle Irrungen zu vermeiden. Dieſe Erinnerungen werden uns die Sammlung des Geiſtes, die Entfernung aller Zerſtreuung, den frommen Ernſt, der zur Beſchäftigung mit ſich ſelbſt erforderlich iſt, erleichtern, und uns in eine feierlich gerührte Stimmung verſetzen, die dieſe Beſchäftigung inniger, freyer und rückſichtsloſer macht.

Haben wir uns auf diefe Weife gehörig darauf vorbereitet uns unpartheyifch zu würdigen, und uns in die dazu erforderliche Verfaffung des Herzens gefetzt: fo müffen wir auf die richtige Anwendung des Verftandes bedacht feyn. Wir wollen nählmlich um uns felbft wiffen, um darnach die Gröfse und Befchaffenheit unfrer Fehlerhaftigkeit, im Allgemeinen fo wohl als im Einzelnen, zu beurtheilen, nicht blofs die Handlungen, die wir uns gegen die Pflicht haben zu Schulden kommen laffen, fondern auch die innern Bewegungen des Herzens, die uns dazu reitzten, die herrfchenden Neigungen, die uns zu dem meiften Böfen verleiteten, die Art, wie fie in uns wirken, und fich in Verbindung mit andern modificiren, und die Gefahr, die wir von ihnen zu beforgen haben, kennen zu lernen. Dazu können wir nicht anders gelangen, als dadurch, dafs wir uns fleifsig und forgfältig beobachten, und aus diefen Beobachtungen die Folgerungen ziehen, zu denen fie uns den Stoff darbiethen.

Beydes hat feine eignen Schwierigkeiten, die Beobachtungen dringen fich uns fo zahl-

reich, verschiedenartig und regellos auf, dass eben so viel dazu gehört, sie in eine gewisse Ordnung und unter die Gesichtspuncte zu bringen, aus denen sie am leichtesten zusammengefasst und übersehen werden können, als sich auch die kleinern Umstände, die auf die Entscheidung oft grossen Einfluss haben, nicht entgehen zu lassen. Manche erfordern so viel Feinheit und Scharfsinn des Geistes, zeigen sich uns von so verschiedenen Seiten und in so mannichfaltigen Verhältnissen, hangen mit so vielem andern zusammen, von dem sie bald geschieden werden, und mit dem sie bald in Verbindung bleiben müssen, dass eine eigne, sehr verwickelte Kunst dazu nöthig ist, ihre wahre Bedeutung zu erforschen, und alle einseitige Ansichten, Uebereilungen und Fehler zu vermeiden. Es wird daher nöthig seyn, das Wichtigste dieser Selbstbeobachtungskunst noch in einigen Regeln beyzubringen.

Zuvörderst entsteht hier die Frage, in welcher Ordnung man beobachten solle? Ich blicke in mein Inneres, und es zieht vor mir vorüber eine Reihe von Erscheinungen, die unter sich wohl in einigem Zusammenhange ste-

hen, so dass die eine von der andern herbeygeführt wird, aber doch nicht in einem solchen, durch den die Beobachtung erleichtert würde, durch den sie sich nach ihrer Gleichartigkeit unter gewisse Classen bringen liessen. Ich achte auf sie, wie sie eine nach der andern in mir entstehen und verschwinden. Aber dies geht so schnell, dass ich unmöglich alles bemerken kann; vieles entgeht mir, was ich für wichtig halte, die feinern Züge, unter denen mir vielleicht manche noch lehrreicher geworden wären, sind vollends ganz verloren. Will ich nun hinterher mich sammeln, das Ganze durchdenken, und mir ein allgemeines Resultat bilden: so finde ich mich ganz unberathen; ich weiss wieder nicht, wo ich anfangen soll. Manches ist mir schon wieder entfallen; und unter dem, was ich behalten habe, ist noch immer zu wenig Gleichartiges, als dass ich auch nur Eine zuverlässige Folgerung daraus herleiten könnte. Ich muss mich entschliessen meine Beobachtungen noch weiter fortzusetzen, ob mir da vielleicht manches wieder komme, was dem Gegenwärtigen ähnlich, über dieses einiges Licht verbreite. Aber

die Sache wird mir noch verwickelter, die Schwierigkeit, das alles zusammen zu fassen, grösser. Richte ich mein Augenmerk nur auf das Eine oder Andre, was ich aus vorhergehenden Beobachtungen herausgehoben habe: so bin ich nicht gewiss, ob dies auch das rechte sey, ob sich mir, indem ich hiermit beginne, nicht meine Natur ganz von der verkehrten Seite zeigen werde. Ich muss Einen Punct haben, von dem ich ausgehe, und aus dem ich mich orientire. Aber, wo ist dieser Punct? Manche Erscheinung meines Lebens ist mir wohl interessanter. Aber darf ich diesem Interesse auch trauen? Ist sie darum auch für mein Leben in moralischer Hinsicht wichtiger? So lange ich hiermit nicht auf dem Reinen bin, werden mich nur vergebliche Versuche beschäftigen; ich werde vielleicht auf manches Wahre treffen, aber es wird viel Falsches hinzu gemischt, und das Ganze gewiss fehlerhaft seyn.

Worauf es also hier eigentlich ankommt, ist: ein allgemeines und zuverlässiges Kennzeichen zu finden, wornach sich beurtheilen lasse, auf welche Handlungen und Bewegungen seines

Innern

Innern man zuerſt und vorzüglich zu achten habe, wenn man ſich nicht verwirren, und das Wichtige über dem Unwichtigen verſäumen will.

Ein ſolches Kennzeichen iſt nun ſchon im Allgemeinen durch den Canon der Pflichten, und das Verhältniſs ihrer Wichtigkeit und ihres Umfanges, ſo wie den Grad des Widerſtandes, den ſie von der Sinnlichkeit, nach den Geſetzen der menſchlichen Natur zu beſorgen haben, beſtimmt. Daher ergibt ſich die erſte Regel: beobachte dich zunächſt mit Hinſicht auf diejenigen Vorſchriften der Moral, die für den tugendhaften Charakter die unerlaſslichſten ſind, aus denen am beſten zu beurtheilen ſteht, ob der Menſch ſeine Pflichten achte, in denen ſich die reine Uneigennützigkeit am deutlichſten ausprägt, deren Einfluſs ſich am weiteſten erſtreckt, die für die mehreſten andern Tugenden den Sinn wecken und ihnen geneigt machen; dann auch mit Hinſicht auf diejenigen, die am meiſten übertreten werden, gegen die ſich der Naturtrieb faſt überall auflehnt, und in Anſehung welcher die meiſten und bedeutendſten Abweichungen zu vermuthen ſind,

und gehe zu den andern, ſo wie ſie näher an dieſe gränzen, oder weiter von ihnen entfernt liegen, über. Alſo bey jedem Wunſche, bey jeder mit Wohlgefallen unterhaltenen Empfindung, bey jedem geheimen oder offenbaren Streben, bey jeder That deines Lebens unterſuche, wie ſie ſich zu jenen Vorſchriften verhalten. Es wird dann nicht ſchwer ſeyn, die gleichgültigen bald auszukennen, und die Aufmerkſamkeit von ihnen abzulenken. Nur das Wichtige wird bemerkt — und von der Seite bemerkt werden, von welcher es wichtig iſt, und ſich leicht mit einem Gleichartigen zuſammen faſſen läſst. Iſt man nur erſt mit ſich ſelbſt darüber verſtanden, was man wiſſen will: ſo mag die Menge und Mannichfaltigkeit des Stoffes noch ſo groſs ſeyn, man wird doch bald inne werden, worauf man zu achten, und wo man das Verlangte zu ſuchen habe.

Aber dieſes Kennzeichen iſt doch noch zu allgemein, um die Beobachtung allein zu leiten, ohne ſie ſchon gleich Anfangs über ein zu weites Gebieth auszudehnen. Es lehrt uns überdem noch nicht, welche von den auf dieſe Weiſe gemachten Bemerkungen vor allem un-

ſre Beſchäftigung erfordern. Die auffallendſten Uebertretungen, die gewöhnlichſten Fehler ſind nicht immer die, die uns über unſer Herz die bedeutendſten Aufſchlüſſe geben. Aber aus denjenigen lernen wir uns am beſten kennen, die wir ſelbſt am häufigſten und liebſten begehen. Sie deuten unverkennbar auf das eigentliche Prinzip der Verkehrtheit hin, kommen in allen andern Verirrungen, durch die Umſtände modificirt, wieder zum Vorſcheine, oder tragen doch das meiſte bey, ſie zu beſtimmen. Auf jeden Fall aber läſst ſich aus ihnen am ſicherſten abnehmen, weſſen man ſich zu ſich ſelbſt zu verſehen habe. Jeder Menſch hat Eine oder einige Hauptneigungen, die ihn beherrſchen, Motive, die am kräftigſten auf ihn wirken, Handlungsweiſen, in die er am öfterſten verfällt, Gegenſtände, mit denen er ſich am angenehmſten und befriedigendſten beſchäftigt. Durch dieſe iſt der erſte Grundriſs des Charakters beſtimmt; alle andre Züge ſind nur feinere Schattirungen oder nähere Begränzungen, die ſich mehr oder weniger nach ihnen richten müſſen. Wen ſein Egoismus nicht ganz bethört oder geblendet

hat, weiſs auch recht wohl, welches Intereſſe bey ihm das ſtärkſte ſey; er weiſs es, ohne ſich abſichtlich beobachtet zu haben. Hierbey faſſe man ſich, hiervon gehe man aus, dies verfolge man in allen ſeinen Modificationen: ſo wird ſich bald volles Licht über unſer Inneres verbreiten; auch da, wo ſich ſeine Erſcheinungen noch ſo ordnungslos durch einander bewegen, werden wir uns ohne Mühe zurecht finden können. Sie flieſsen nun in Einem Puncte zuſammen, auf dem wir uns nur feſt halten, und von welchem aus wir uns nur in den natürlichen Richtungen erweitern dürfen, um uns ganz zu erfahren.

Von nun man muſs man ſeinem Leben, wie es ſich allmählig fortbildet, nachgehen, das Einzelne in Beziehung auf das Gefundene, Allgemeine gehörig erwägen, und nach moraliſchen Grundſätzen prüfen, und dem zufolge ſeine Fehlerhaftigkeit beſtimmen; wobey aber nicht zu vergeſſen iſt, daſs jede Neigung, nach der Verſchiedenheit der Subjecte, in denen ſie exiſtirt, und der Umſtände, die auf ſie wirken, ſo wie der Dinge, in denen ſie ihre Befriedigung ſucht, mannichfaltige Abänderungen er-

leide, die die richtige Selbſtwürdigung nicht überſehen darf.

Zuweilen muſs man auch ſeine Wünſche, Empfindungen und Handlungen ohne alle Rückſicht auf einen herrſchenden Charakterzug beobachten; theils, weil ſie nicht immer und in jeder Hinſicht davon abhangen, noch manche Nebenzüge da ſind, und manche Umgebungen auf das Herz wirken, welche zu überſehen Einſeitigkeit hervorbringt, und unvermeidlich in Irrthümer ſtürzt; theils, um ſie freyer nach allen ihren Eigenſchaften zu beurtheilen. Aber auch hierin werden wir uns merklich erleichtert ſehen, wenn wir uns erſt durch die Kenntniſs unſrer vorzüglichſten Eigenſchaften in uns ſelbſt haben zurecht finden gelernt. Manches iſt noch im Menſchen, was aus ſeinen herrſchenden Neigungen nicht erklärt werden kann, und doch auch nicht aus der Acht gelaſſen werden darf, wenn die Selbſtkenntniſs nicht unvollkommen und fehlerhaft ausfallen ſoll: denn auſser ihnen hat er noch andre, zwar von geringerer Stärke und jenen untergeordnet, aber doch nicht ohne allen Einfluſs in die Bildung ſeines Innern. Hat man ſich indeſs

erst über die erstern und ihre Aeusserungen recht verstanden, so werden sich uns die letztern nach und nach von selbst aufdringen, und es muss sich bald zeigen, ob etwas, das wir in uns vorgehen sehen, dahin gehöre, oder auf einen eigenthümlichen Grund im Herzen hindeute. Sorgfältig muss man sich daher vor dem Wahne hüten, als ob sich in dem, was wir oft und mit Liebe denken oder thun, unser Leben in allen seinen Entwickelungen darstelle, und nur ein verändertes Aeusseres hinzukommen müsse, um aus ihm alle Erscheinungen desselben zu erzeugen. Diese Entwickelungen sind unbegränzt. Eine ins Unendliche fortgesetzte Beobachtung würde uns immer neue Erscheinungen unsers Selbstes zeigen.

Haben wir die Anordnung unsrer Beobachtungen berichtigt, dann ist unsre zweyte Sorge, diese auf eine vernünftige Art anzustellen, und aus ihnen wahre und fruchtbare Folgerungen herzuleiten.

In dieser Hinsicht ist zuvörderst nöthig, dass wir mit unsern Beobachtungen nicht bloss beym A e u s s e r n und A l l g e m e i n e n stehen bleiben, sondern sie vorzüglich auf die

innerſten, geheimſten und beſonderſten Bewegungen unſers Herzens richten. Was ſich in Worten ausſpricht, in Thaten zu erkennen gibt, hat ſchon vieles von der reinen Eigenthümlichkeit unſers Innern verloren, ſich mit mancherley andern Rückſichten vermiſcht, die uns weniger angehören, oder als etwas Zufälliges und Veränderliches in das Urtheil über uns ſelbſt nicht einflieſsen dürfen. Die Begierde, die zu ihrem Gegenſtande hinſtrebt, iſt lange nicht ſo charakteriſtiſch mehr als die erſte Regung, der leiſe Wunſch im Herzen, die Spiele der Phantaſie und des Gefühles, in denen ſie ſich urſprünglich anſetzt. Die bedeutungsvollſten Geheimniſſe unſers Lebens bleiben im Gemüthe verſchloſſen. Wer nur auf das achtet, was zur Erſcheinung kommt, lernt wohl, wie er in vielen Fällen denkt und handelt, aber ihm bleibt unbekannt, wie ihm dieſes Denken und Handeln entſtehe, wie ſich in ihm das Weſen des Geiſtes offenbare, und wie ſich dieſes Weſen in andern Fällen geſtalten werde. Es iſt ein zartes Gewebe, aus dem ſich alles zuſammenſpinnt, was in uns wird, und aus uns

heraustritt; nur der kennt ſich ganz, der in dieſem Gewebe die einzelnen Fäden unterſcheidet. Dies iſt nicht möglich, wenn man ſich nicht ganz durchſchaut, mit ſich ſelbſt in der innigſten Befreundung lebt, alles, was in uns vorgeht, zum klaren Bewuſstſeyn bringt, ſtäts darauf merkt, wie jeder Gedanke, jede Empfindung ſich entfalte, welche andre Gedanken und Empfindungen ſich am nächſten an ſie anlegen, wozu die Phantaſie am leichteſten abſchweife, wie Luſt und Schmerz in uns entſtehen, unterhalten werden, und allmählig in Sehnſucht, Verlangen, Wunſch, Begierde und Wollen übergehen, welche Beſchäftigung unſer Inneres am meiſten hinhalte, welche Situationen uns die angenehmſten ſeyen, und am öfterſten wiederkehren, wie das Fremde ſich in uns abſpiegele, von uns empfange oder bey uns verliere, worauf wir dann, wenn wir uns ſelbſt vorzüglich angehören, am erſten verfallen.

Weit mehr, als wir denken, iſt in dem, was im Hintergrunde unſrer Seele vorgeht, Gutes und Böſes. Es iſt der Same aller unſrer Verkehrtheiten und Tugenden, und daſs

mancher nicht aufgeht, liegt nicht an der Beſchaffenheit des Bodens, ſondern an ungünſtigen Umſtänden, die ſeine Entwickelung hinderten. So lange wir uns noch nicht in uns zurecht gefunden haben, würde es uns freylich zu ſehr zerſtreuen, wenn wir auf das alles merken wollten. Aber ſind wir erſt dahin gelangt, dann darf uns auch nichts mehr gleichgültig ſeyn. Wir werden mit unſern Fehlern erſt dann recht bekannt, wenn wir ſie bis an ihre erſte Quelle verfolgen.

Eine zweyte Regel der Beobachtungskunſt iſt die: *man beobachte ſich vorzüglich da, oder lege doch das meiſte Gewicht auf das, was man da beobachtet hat, wo der Menſch gewöhnlich am wahrſten und kunſtloſeſten handelt, ſich am meiſten in ſeiner natürlichen Geſtalt, ohne alle Verſtellung zu zeigen pflegt.* Wo unſer Intereſſe für eine Sache geſpannt iſt, oder wir von Menſchen beobachtet werden, und überhaupt wo irgend etwas uns einengt, uns die Unbefangenheit und Freyheit des Geiſtes nimmt, uns nöthigt etwas anders zu thun, als wir

uns selbst überlassen gethan haben würden, erscheinen wir nicht mehr wie wir sind. Auch in solchen Verhältnissen dürfen wir uns nicht ganz aus der Acht lassen; eines Theils um zu erfahren, welches denn diejenigen Dinge seyen, die uns einengen und unsrer Freyheit berauben, bey welchen Veranlassungen wir uns selbst am meisten verlassen, in wie fern das Urtheil andrer Menschen oder das Interesse für diese oder jene Sache, die Berücksichtigung dieses oder jenes Umstandes auf uns wirke — wodurch die Grundstriche unsers Charakters, so wie seine Härte oder Weichheit, seine Selbstständigkeit oder Passivität und unsre Hauptleidenschaften bestimmt werden; — andern Theils um zu wissen, welchen Einfluss diese Dinge auf die übrigen Eigenschaften und Triebe unsers Herzens äussern — woraus der Grad ihrer Stärke und ihre Beschaffenheit erhellet. — Aber das wahre Wesen und die reinen Wirkungen einzelner Neigungen, werden doch nur da zuverläsig erkannt, wo keine andre ihnen im Wege steht, wo nichts in oder ausser uns ist, was uns nöthigte sie einzuschränken oder zu verheimlichen. Wenn

wir z. B. einmal wissen, dass die Furcht vor dem Urtheile, oder dem daraus hervorgehenden Missfallen der Menschen an uns, oder Nachgiebigkeit gegen den herrschenden Ton stark genug ist, manche Ansprüche herabzustimmen, manche Begierde zu mässigen, und uns von manchem zurück zu halten, was wir sonst wohl thun möchten: so müssen wir uns in eine solche Lage zu setzen suchen, wo das alles nicht auf uns wirken kann, wo niemand uns bemerkt, wo die gemeine Sitte ihre Bedeutung verliert, wo der Beyfall und Tadel der Menschen uns nicht erreicht, und dann zusehen, wie weit jene Ansprüche gehen, wozu uns jene Begierden vermögen, wie weit uns unsre eigenthümliche Handlungsweise führen werde.

Selbst der Lauf unsrer innern Bewegungen wird gehemmt, wo wir uns genöthigt sehen, unsern Gedanken und Gefühlen entgegen zu handeln. Vieles zwingt uns in der Welt, besser zu scheinen als wir sind; wer sich immer nur unter ihrem Einfluss betrachtet, kommt bald dahin, diesen Schein für die wahre Gestalt seines Herzens zu halten. Oft verleitet

uns Gefälligkeit gegen andre zu Handlungen, zu denen uns ihre natürlichen Bewegungsgründe nie vermocht hätten, und doch wird, wenn dies oft geschieht, und wir nie davon abstrahiren, die Meynung entstehen, als ob wir ursprünglich dazu geneigt wären. Wir verfolgen ein gewisses Ziel, welches ohne Verläugnung andrer Wünsche, oder ohne Beschränkung derselben auf einen gewissen Grad, der vielleicht mit der Tugend zusammentrifft, nicht zu erreichen steht. Wir gewöhnen uns an diese Verläugnung oder Beschränkung im Aeussern, während jene Wünsche in den Tiefen unsers Herzens, uns selbst unbewusst, in ihrer ersten Heftigkeit fortdauern, und nur dann hervortreten, wenn wir das Ziel vergessen, oder das Interesse desselben zufällig geschwächt wird. Wie natürlich ist da die Selbsttäuschung! Man muss sich ganz in sich selbst zurückziehen, alles von sich entfernen, was uns eine einseitige Richtung geben, oder unsre innern Bewegungen in ein fremdes Gleise leiten kann, wenn man sich richtig beobachten will.

Im Innern des Menschen steht, wie in seinem Aeussern, alles in einem genauen Zu-

ſammenhange. Das Eine bewirkt oder modificirt das Andre, und empfängt wieder von ihm oder von einem noch Andern mancherley Beſtimmungen. Keine Erſcheinung exiſtirt für ſich, kann aus ſich ſelbſt ganz erkannt, und noch weniger erklärt werden. Nicht allein die zunächſt vorhergehende, ſondern auch die Dispoſition, die ſich durch ähnliche im Gemüthe erzeugt hat, muſs mit beachtet werden, wenn ſie in ihr volles Licht treten, und über die wahre Beſchaffenheit unſers Herzens richtige Aufſchlüſſe geben ſoll. So bald wir ſie bloſs an ſich betrachten, wird ſie uns zu falſchen und ungegründeten Bemerkungen verleiten, ſchiefe Anſichten, und ſolche Bruchſtücke geben, die ſich gar nicht zu einem Ganzen vereinigen laſſen.

Es iſt daher eine dritte Regel der Selbſtbeobachtung, daſs man jeden Gedanken, jede Empfindung, und jede Neigung oder Begierde in ihrem Verhältniſſe erwägen müſſe. Man darf ſich nicht damit begnügen, etwas in ſich ſo oder anders zu finden, man muſs auch wiſſen, wie es entſtanden, ſo oder anders geworden ſey, dieſe

oder jene Richtung genommen habe, was ihm zunächst vorher ging, welche Empfänglichkeit dafür in der Seele lag, und woher diese entsprungen war, wie viel davon dem Gegenstande, der zu der vorhandenen Aeusserung reitzte, wie viel den Umständen, der Angewöhnung, der gegenwärtigen Gemüthsstimmung, und wie viel der reinen Entwickelung ursprünglicher Anlagen angehöre. Man muss auf die bestimmenden, veranlassenden und abändernden Gründe achten, und sie gehörig von einander unterscheiden, nicht weniger auf die nächsten Folgen, die nicht allein über das, was jetzt in Wirksamkeit ist, mancherley Aufklärungen geben, sondern auch künftige Beobachtungen erleichtern können. So wird man alles recht würdigen, jede einzelne Erscheinung in ihrer Beziehung auf das ganze Leben betrachten; der innere Blick wird sich schärfen, zu fernern Beobachtungen geschickter werden, und sich bald unwillkührlich dahin richten, wohin ihn jetzt angestrengte Aufmerksamkeit lenken muss. Die Selbstbeobachtung wird endlich Studium der Herzensgeschichte, und der innere Mensch offenbart sich ihr nach seinen gesammten Entwickelungen.

Zu wiſſen, was man iſt, kann nur dann nützlich ſeyn, wenn man auch zugleich weiſs, wie man es geworden iſt. Die Art, wie ein Fehler bey uns nach und nach entſtand, muſs die Mittel beſtimmen, durch die wir ihn wegzuſchaffen im Stande ſind. Die Kenntniſs deſſen, was ihn zunächſt veranlaſste, muſs uns darüber belehren, was wir zu meiden haben, um nicht wieder in ihn zu verfallen. Nur eine ſolche Bekanntſchaft mit uns ſelbſt genügt unſern moraliſchen Bedürfniſſen, die ſich nicht allein auf die Beobachtung unſrer Lebenserſcheinungen, ſondern auch des Verhältniſſes derſelben zu unſrer Natur, und zu unſern vorhergehenden Zuſtänden gründet.

Dazu iſt aber erforderlich, daſs wir uns viertens vorzüglich in den Augenblicken, wo etwas in uns vorgeht, beobachten, oder uns doch in denſelben unſrer ganzen Lage, und der Beſtimmungsgründe unſrer Handlungen ſuchen bewuſst zu werden. Eben das iſt ein Haupthinderniſs der Selbſterkenntniſs, daſs es ſo ſchwer hält, ſich auf alles zu beſinnen, was man während der Zeit, da

man über sich zuletzt nachdachte, wenn dieses auch nur ein kleiner Abschnitt wäre, gethan, gedacht, gefühlt, und gewünscht hat, zu besinnen. Das Leben treibt uns vom Einen zum Andern, führt immer neue Zwecke herbey, die unsre ganze Aufmerksamkeit fordern. Kein Moment, der uns nicht etwase Bmerkenswerthes nahe brächte, in dem uns nicht mancherley und oft sehr heterogene Dinge durch den Sinn gingen. Das meiste bezieht sich auf das Sichtbare, und prägt sich durch seinen Einfluss in unsre sinnlichen Angelegenheiten, dem Gedächtnisse tief ein; doch auch dies schon selten weiter als sich jener Einfluss erstreckt; was daran weniger auffällt, wird entweder gar nicht beachtet, oder bald wieder vergessen. Die tägliche Beschäftigung mit solchen Dingen, das unaufhörliche Sinnen über neuen Massregeln ruft sie uns immer wieder ins Andenken zurück, frischt sie wieder auf, wenn sie anfangen in der Seele zu erlöschen. Ganz anders ist es mit den eigentlichen Gegenständen der Selbstbeobachtung, die oft nur in moralischer Rücksicht wichtig sind, ein viel schwächeres Interesse haben, sich auf das Unsichtbare

bezie-

beziehen, uns selten anders vorkommen, als wenn wir sie uns selbst vergegenwärtigen, dagegen durch jene oft verdunkelt werden, ohne dass wir genöthigt wären uns anders damit zu beschäftigen, und sie dadurch wieder in Erinnerung zu bringen, als wenn wir uns selbst dazu entschliessen. Hier wird so manches schon gleich Anfangs übersehen, und was davon zufällig bemerkt wurde, verliert sich oft von selbst, und wird noch öfter von neuen Gegenständen, die uns näher liegen, verdrängt. Wie viel ist es wohl, auf das wir uns in den Stunden der ernsten Geistessammlung, bey aller angewandten Mühe, besinnen können. Scheint es uns nicht oft, als ob lange nichts mit uns vorgegangen sey, was einer moralischen Beurtheilung fähig wäre? Und doch vergeht gewiss kein Augenblick, in dem wir nicht etwas innerlich oder äusserlich begehen, worüber wir uns richten müssten, wenn wir unser sittliches Interesse angelegentlich besorgen wollten. Von den feinern Zügen und den eigenthümlichen Bestimmungen, die ein Gedanke oder eine That von der Situation, in der wir jenen dachten und diese verübten, annahm, ist fast alles dahin.

Dem ist nicht anders vorzubeugen, als dadurch, daſs man sich immer im Handeln selbst beobachte, daſs man sich stäts seiner ganz bewuſst bleibe, von allem gleich die strengste Rechenschaft ablege, nie anders als mit besonnener Reflexion auf sich selbst und auf die Umstände etwas thue, nie aus sich heraus sehe oder strebe, ohne auch zugleich in sich hinein zu sehen, nie etwas in sein Leben eintreten lasse, ohne darum zu wissen, und ohne den festen Entschluſs, dieses so fort zu seiner Belehrung anzuwenden, oder es doch bis zur ersten gelegenen Stunde aufzubewahren. So ganz wie wir uns da fassen können, können wir es nie wieder, auch die vollkommenste Erinnerung wird etwas weglassen, zusetzen, verwischen, oder entstellen.

Aber diese genaue Beobachtung unsrer selbst in dem Augenblicke des Handelns, reicht doch nicht aus, uns über uns selbst vollständig zu belehren. In den meisten Fällen ist da unser Gemüth von zu vielen andern Dingen eingenommen, mit seinem nächsten Zwecke zu sehr beschäftigt, wird zu schnell vom Einen ab, und zum Andern hingezogen, alles geht zu

geſchwind und in zu bunter Miſchung bey ihm vorüber, als daſs es jeden Umſtand bemerken könnte. Es iſt dabey immer auf eine Art intereſſirt, die das unpartheyiſche Urtheil unmöglich macht. Mancherley abwechſelnde Leidenſchaften ziehen es bald auf dieſe, bald auf jene Seite hin. Noch weniger iſt man im Stande das Gefundene auf der Stelle zu verarbeiten, mit einander zu vergleichen, zu verbinden und zu ſcheiden, alles in ſeine Ordnung zu bringen, und Folgerungen daraus herzuleiten. Hierzu iſt nicht allein mehr Ruhe, als wir da, wo wir im Handeln begriffen ſind, beſitzen, ſondern auch eine gröſsere Menge gleichartiger Erfahrungen erforderlich, als wir in einer ſo kurzen Zeit machen können. Wollten wir es bey jenen Beobachtungen bewenden laſſen: ſo müſsten wir uns entweder aller Reſultate begeben, und uns an einzelnen Beobachtungen, die aber zu nichts zu gebrauchen ſind, genügen laſſen: oder dieſe Reſultate würden ganz einſeitig ausfallen, durch neue Erfahrungen unaufhörlich des Irrthumes überwieſen, bald wieder verworfen werden, um andern Platz zu machen, die nicht weniger Feſtigkeit haben.

Deſswegen iſt es fünftens nöthig, daſs man ſich ein eignes Geſchäft daraus mache, ſeine Erfahrungen von Zeit zu Zeit zu wiederhohlen, zu überdenken und in Ordnung zu bringen, mit ſich ſelbſt gleichſam abzurechnen; welches aber nicht zu lange aufgeſchoben werden darf, damit ſich der Stoff nicht zu ſehr anhäufe, und durch ſeine Menge und Mannichfaltigkeit dem Verſtande überlegen werde, und dabey noch manches Wichtige in Vergeſſenheit komme. Wie oft dieſes geſchehen müſſe, hat ein jeder bey ſich ſelbſt auszumitteln; theils nach dem gröſsern oder geringern Reichthum deſſen, was er in ſich erlebt, welcher von der Fülle und Thätigkeit ſeines Geiſtes abhängt; theils nach ſeiner Fähigkeit, viel zu behalten, zuſammen zu faſſen und zu überſehen; theils nach der Neuheit, Wichtigkeit und Feinheit ſeiner Beobachtungen; theils endlich nach ſeiner Aufgelegtheit zu dieſem Geſchäfte: denn auf dieſe kommt vorzüglich viel an. Die ruhigſten und heiterſten Stunden ſind am meiſten dazu geeignet, nicht allein uns zum Nachdenken über unſer vergangenes

Leben einzuladen, ſondern uns auch dabey unverdroſſen und unpartheyiſch zu erhalten, uns mit geſchärftem Blicke und geprüftem Geiſte alles erwägen zu laſſen. In ſolchen Stunden alſo ſammle man ſich, rufe das Vergangene zurück, laſſe es von Neuem, mit ſo viel Klarheit und Leben, als nur immer möglich iſt, vor der Seele vorübergehen. Man verſetze ſich dabey in Gedanken in die ehemaligen Situationen, vergegenwärtige ſich alles, was, und wie es auf uns wirkte, ſuche ſich das, was uns damals unbeſtimmt oder dunkel blieb, deutlich zu machen, das Verſteckte hervorzuheben, die Lücken auszufüllen, und alle Zuſätze der Einbildungskraft, ſo wie allen Einfluſs des Intereſſes ſorgfältig zu entfernen; wobey uns das trefflich zu Statten kommt, daſs wir es mit einem Vergangenen zu thun haben, woran ſich nichts mehr ändern läſst, das jetzt zu uns allein in dem Verhältniſſe der Betrachtung, nicht auch des Wirkens auf daſſelbe ſteht. Hierauf richte man dann den Verſtand, ſondre zuvörderſt alles davon ab, was uns in der Rückſicht, worin wir uns zu prüfen haben gleichgültig ſeyn kann, halte aber feſt an allem, was

mit irgend einem Fehler oder einer Lieblingsneigung in Verbindung steht; diese Verbindung suche man zu ergründen, und sehe dann zu, wie sich jener Fehler oder jene Neigung hierin gestalte, was sich hier Neues davon zeige, vergesse aber dabey nicht, auch darauf zu achten, ob, und wie weit andre Neigungen mit hineinspielen, oder darin vielleicht ganz ihr Werk haben. Diejenigen Erscheinungen aber, die sich unter keine der bisher bekannten Züge unsers Charakters bringen lassen, fasse man zusammen, erforsche die Puncte, in denen sie auf einander treffen, und betrachte diese als ganz neue Bereicherungen der Selbsterkenntniss.

In dieser Hinsicht ist es sehr zu empfehlen, alles, was man Merkwürdiges denkt, empfindet, wünscht und vernimmt, die Gefühle, die diese oder jene Lage in uns weckte, die Gedankenreihe, die sie erzeugte, so wie die Entschliessungen, die sie veranlasste, am Schlusse jedes Tages, oder, wenn man fürchtet etwas wieder zu vergessen, auf der Stelle schriftlich aufzuzeichnen. Ohne ein solches Tagebuch über sich selbst zu halten,

ist es fast nicht möglich in der Veredlung des Lebens bedeutende Fortschritte zu machen. Wir gewöhnen uns, sorgfältiger und angestrengter zu beobachten, wenn wir wissen, daſs wir bald einen bestimmten Gebrauch davon zu machen haben. Unser Auge wird schärfer, unsre Aufmerksamkeit reger, wenn wir uns oft mühsam auf etwas besinnen muſsten. Bey der nächsten Gelegenheit, wird sich das Gemüth von selbst auf diese Dinge richten. Indem wir uns selbst oft vernehmen, wird es uns immer mehr Bedürfniſs, um uns zu seyn, werden wir uns eine liebere Gesellschaft, mit uns vertrauter, bey uns heimischer. Es wird uns leichter, auf all unser Sinnen und Thun zu denken, und das Beobachtungswerthe gleich auszukennen, indem sich nach und nach unwillkührlich die Merkmale desselben in unserm Geiste sammeln, und die Fertigkeit sie anzuwenden sich bildet, ohne daſs wir selbst recht wissen, wie. Wir bekommen dadurch im Ganzen eine ernsthafte, überlegsame Stimmung, die der Beobachtung vorzüglich günstig ist. Durch das Wiederhohlen unsrer Herzensgeschichte, beym Aufzeichnen derselben, prägt

ſich nicht allein alles tiefer ein; wir können auch das Mangelhafte beſſer ergänzen, und alles in den gehörigen Zuſammenhang bringen, wenn wir täglich Reviſion darüber halten. Nicht ſelten geht uns, ohne daſs wir es eigentlich darauf anlegten, indem wir bloſs damit beſchäftigt waren, uns an das Vergangene zu erinnern, ein unerwartetes Licht über das Ganze oder einzelne Erſcheinungen unſers Lebens auf, das wir durch abſichtliche Bemühungen nie — oder nie ſo helle hätten hervorbringen können. Die Beobachtungen werden vollſtändiger, indem man ſich nie aus den Augen läſst, ſich nie fremd wird. Endlich iſt noch das der vorzüglichſte Nutzen ſolcher Tagebücher, daſs man durch ſie, ſo oft man es verlangt, ſein Leben in ſeinen einzelnen Zügen, ohne ſich erſt mühſam darauf beſinnen zu dürfen, vor ſich hinſtellen kann; daſs man ein Bild ſeiner moraliſchen Exiſtenz hat, das ſie nach allen ihren Beſtimmungen vergegenwärtigt, in dem das Vergangene nie erliſcht, das uns längſt vergeſſene Erſcheinungen unſrer frühern Jahre, in denen wir uns jetzt kaum noch erkennen, wieder nahe bringt; daſs uns

oft das bloſse Blättern in denſelben zur Unterhaltung die belehrendſten Aufſchlüſſe über uns ſelbſt gibt, und wir mit uns bekannt werden, ohne eigentlich darauf auszugehen, und angelegentlich über uns nachzudenken. Doch darf dies Letztere nicht verſäumt werden, und wird es um ſo weniger, da es ſich durch das Tagebuch in einem ſo hohen Grade unterſtützt findet, daſs es nunmehro ein angenehmes und frohes Geſchäft wird. Wir haben alle dazu erforderlichen Materialien vor uns. Es kommt nur darauf an ſie zu benutzen.

Sechſtens müſſen wir, um vor allen Täuſchungen ſicher zu ſeyn, nicht verſäumen, dieſelbe Erſcheinung zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Verhältniſſen zu beobachten. Dadurch wird uns erſt recht helle, wie viel davon uns ſelbſt, und wie viel den Umſtänden angehöre, wie dieſe Umſtände auf uns wirken, jeden einzelnen Zug unſers Lebens modificiren, wie wir ſie zu vermeiden, herbeyzuziehen, zu beſchränken, zu verändern, und mit andern in Verbindung zu bringen haben, daſs ſie für uns wohlthätig werden.

Bey allem Ernste, aller Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit, womit man die Erscheinungen seines Innern betrachtet, ist es doch nicht möglich, sie ganz rein, und von allem Fremdartigen geschieden aufzufassen. Unsre Erfahrungen modificiren sich immer nach unsrer veränderlichen, subjectiven Art zu sehen, und nach den wechselnden Umgebungen des Gegenstandes. Wir nehmen weg und setzen zu, je nachdem wir gestimmt sind. Nie ist das letzte Bild so ganz aus unserm Auge verschwunden, daſs sich nicht noch einige Farben und Züge desselben dem neuen mittheilen sollten. In der Phantasie sind immer mehrere lebendig, die sich entweder mit diesem vermischen, oder einzelne Bestandtheile zu sehr hervorheben, andre zu sehr verdunkeln. Das Interesse, etwas so oder anders zu finden, hört nie ganz auf, erhält bald vom Egoismus, bald von einzelnen sinnlichen Zwecken Nahrung, und verfälscht oft unsre Ansicht, ohne daſs wir es selbst wissen. Eine innere Erscheinung ist anders, wenn ihr eine andre vorher geht, oder sie begleitet, anders, wenn wir leicht darüber wegsehen, anders, wenn wir einen scharfen

Blick auf ſie richten, anders, wenn der Eindruck, der ſie veranlaſste, ſchwach, anders, wenn er ſtark iſt, anders, wenn er von ſeiner natürlichen Urſache allein, anders, wenn er zugleich von einer damit verbundenen herrührte. Hieraus folgt, daſs die Einmalige Beobachtung uns nie das Wahre zeigen könne, alles nur von Einer Seite und nach Einer Beziehung vorführe. Nur dadurch, daſs wir oft, und in verſchiedenen Lagen und Stimmungen, daſſelbe erwägen, können wir das Subjective vom Objectiven ſcheiden. Das Gleichartige, ſtäts Widerkehrende iſt gewiſs ein Weſentliches, und gehört der Sache ſelbſt an; das Veränderliche aber ein Zufälliges, in dem unſre jedesmalige Gemüthsverfaſſung ihr Werk hat. Es iſt aber nicht ſchwer, aus dem Verſchiedenen ein Mittleres hervorzuſuchen, dem ſich alles in gleichem Grade nähert, welches dann gleichfalls als das Wahre und im Gegenſtande ſelbſt Gegründete angeſehen werden kann. Bey mehrern von einander abweichenden Beobachtungen wird man überdem auf ſich ſelbſt aufmerkſam, der Urſache dieſer Abweichung nachzuſpüren, die ſich uns dann nicht ſelten in un-

ſern unnatürlichen Zuſtande leicht entdecken und heben läſst. Nicht anders iſt es mit den äuſsern Verhältniſſen, die die Erſcheinungen unſers Innern verändern. Betrachtet man dieſe nur von allen Seiten und aus allen Geſichtspuncten: ſo werden ſich jene bald davon ablöſen, und das, was ihnen weſentlich zukommt, wird klar hervorgehen, und mit ihm zugleich die Mannichfaltigkeit der möglichen Beſtimmungen, die es von auſsen her erlangen kann.

Man bleibe daher nicht dabey ſtehen, etwas ſo gefunden zu haben, ſondern ſehe ſorgfältig zu, ob man es nicht zu einer andern Zeit anders finde, in wie fern dieſes der Fall ſey, und wo der Grund davon liegen möge.

Ueberhaupt muſs man ſich vor übereilten Schlüſſen ſorgfältig hüten. Schlüſſe ſind aber übereilt, ſo wohl, wenn die Thatſachen, worauf ſie gegründet werden, noch nicht hinlänglich berichtigt, nach allen Beziehungen erwogen worden, als auch, wenn ſie noch nicht in dem erforderlichen Maſse vorhanden ſind, um daraus allgemeine Regeln herzuleiten, wenn es den Vorderſätzen an hin-

länglicher Bestätigung fehlt, wenn für gewisse Erscheinungen Ursachen angenommen werden, zu denen diese noch nicht berechtigen, wenn man Handlungen aus gewissen Neigungen erklärt, die eben so gut aus andern erklärt werden könnten, und in zufälligen Beschaffenheiten eigenthümliche Prinzipien erkennt. Man darf sich daher nicht eher von einem Fehler frey sprechen, als bis man alle Arten, wie sich derselbe wohl äufsert, alle Gestalten, in die er sich kleidet, erforscht, und keine derselben bey sich gefunden hat. Man darf nicht schon desswegen glauben eine Leidenschaft in sich zu nähren, weil man etwas entdeckt, was wohl sonst eine Wirkung derselben zu seyn pflegt; denn dies kann auch wohl aus etwas anderm entsprungen seyn. Nur mehrere unzweydeutige Kennzeichen können uns vor Uebereilung bewahren.

Auf der andern Seite darf man aber auch die Materialien sich nicht zu sehr anhäufen lassen; weil man sonst zuletzt darin verkennet, nicht weifs, wo man mit dem Ueberdenken derselben anfangen soll, unentschlossen bald hier bald dorthin greift,

beginnt und wieder aufgibt, und nie zu einer befriedigenden Entscheidung gelangt. So bald der gesammelte Vorrath nur irgend dazu hinreicht, ein allgemeines Resultat zu bilden, darf man dies nicht länger aufschieben. Sollte es auch nicht ganz richtig seyn, und noch mancherley näherer Bestimmungen und Veränderungen bedürfen; wenn es nur nicht durchaus falsch ist; so lassen sich die nöthigen Verbesserungen, bey fortgesetzter unpartheyischer Beobachtung, leicht anbringen. Nur muss man von diesem Resultate nicht so eingenommen werden, und ein solches Vertrauen auf seine Vollkommenheit setzen, dass man dadurch gehindert würde, sich ferner zu untersuchen, auf neue Erfahrungen Rücksicht zu nehmen, und diese unbefangen zu beurtheilen, oder verführt, sie einseitig anzusehen, und nur das darin zu bemerken, was die vorgefasste Meynung begünstigt. Ist nur dafür gehörig gesorgt: so wird ein solches Resultat unsre künftigen Bemühungen sichrer leiten, das Zwecklose entfernen, uns auf die Hauptsache aufmerksam halten, und zur Berichtigung des Falschen, das nun mehr auf einfache Puncte concentrirt ist, behülflich seyn.

Aufser der Selbſtbeobachtung gibt es noch drey andre Mittel, die uns die Kenntniſs unſers Herzens, und vorzüglich ſeines ſittlichen Zuſtandes ſehr erleichtern, und auch jene, wenn ſie ſich mit ihr verbinden, trefflich unterſtützen. Sie ſind: das Leſen ſolcher Schriften, die ſich mit dem Menſchen beſchäftigen, die Beobachtung andrer, und die weiſe Benutzung ihrer Urtheile über uns.

Zu den Schriften, von deren Lectüre ſich reicher Gewinn für praktiſche Selbſterkenntniſs erwarten läſst, gehören nicht bloſs diejenigen, die die menſchliche Natur, ihre Kräfte, Anlagen, Verhältniſſe, mannichfaltige Aeuſserungen und Verirrungen ganz eigentlich zum Gegenſtande haben, ſondern auch diejenigen, die bey einem ganz andern Zwecke ſolche Dinge berühren, die ſich auf das menſchliche Herz und Leben beziehen, Empfindungen und Beſtrebungen, Tugenden und Thorheiten, nebſt der natürlichen Entwickelung von beyden darſtellen, oder in denen ſich auch nur der Charakter ihres Verfaſſers unzweydeutig ausprägt — überhaupt alle äſthetiſchen und moraliſchen

Schriften, die mit Einsicht und Menschenkenntniss geschrieben sind, und die Erscheinungen des eignen oder fremden Lebens treu und wahr bezeichnen. Vorzüglich lehrreich aber sind in dieser Hinsicht mit psychologischem Beobachtungsgeiste und Scharfsinne abgefasste Biographien und Charakterschilderungen, wenn sie auch mit Beobachtungsgeist, Scharfsinn und beständiger Anwendung gelesen werden.

Alle diese Schriften tragen dazu bey, unsre Kenntniss von der menschlichen Natur, welche, beschränkt und näher bestimmt, auch unsre Natur ist, zu erweitern; sie bringen uns die allgemeinen Einsichten bey, die zur Erforschung der speciellen vorausgesetzt werden müssen, und diese reguliren, und machen uns auf diejenigen Puncte aufmerksam, die wir vor allen andern zu beobachten haben. Sie erhöhen das Interesse der Beschäftigung mit dem innern Leben, das schon so schwer in seiner natürlichen Stärke zu erhalten ist. Sie nöthigen uns, in uns selbst hineinzusehen, entweder durch Probleme, die nur da ihre Auflösung finden, oder durch Bemerkungen, die nur dann verstanden

ſtanden werden können, wenn wir die Erſcheinung, die ſie betreffen, in unſerm Innern ſelbſt entſtehen laſſen. Sie üben unſern Verſtand, und vermehren die Fähigkeit unſre Zuſtände und Handlungen zu beobachten, und zu beurtheilen. Sie enthalten Züge, in denen wir uns ſelbſt ohne Mühe wieder kennen, und die wir entweder bey uns überſehen, oder doch nicht ſo ſcharf und beſtimmt aufgefaſst hätten, wenn wir nicht durch ſie darauf wären geleitet worden. Sie zeigen uns von andern, die wir für unbedeutend hielten, durch die Verbindung mit dem ganzen Leben, worin ſie dieſelben bringen, und durch die Darſtellung ihrer Folgen, an die wir, uns ſelbſt überlaſſen, nicht gedacht hätten, die Wichtigkeit, die ſie auch für uns erlangen können. Sie erinnern uns an manches aus unſerm eignen Leben, deſſen Andenken ſchon halb erloſchen war, und das wir doch nicht vergeſſen durften, wenn wir ein fehlerfreyes Urtheil über uns fällen wollten. Sie geben uns über manches unerwartete Aufſchlüſſe, auf die wir lange vergebens hätten ſinnen können, zeigen uns manches in einem neuen Lichte, in dem ſich nach

und nach noch viele andre dunkle Seiten unſers Gemüthes aufklären.

Man muſs aber ſchon einen gewiſſen pſychologiſchen Sinn, und den ernſtlichen Wunſch, ſich über ſich ſelbſt zu belehren, zur Lectüre dieſer Schriften mitbringen, wenn man aus ihr den bemerkten Nutzen ziehen will. Ueber keinen Gegenſtand ſind wohl ſo viele Paradoxieen geſagt, ſo viele einſeitige Urtheile, ſo viele offenbare Irrthümer verbreitet worden, als über das menſchliche Herz. Dieſe ſind um ſo verführeriſcher, je reitzender das Gewand, in das ſie ſich kleiden, je blendender der Witz iſt, der aus ihnen hervor ſchimmert, und je ſcheinbarer ſie mit manchen Erfahrungen zuſammen ſtimmen. Auch unſre beſten Schriftſteller haben ſich dergleichen zu Schulden kommen laſſen. Wer hiergegen nicht ſorgfältig auf ſeiner Huth iſt, wird dadurch leicht verleitet, ſich ſelbſt mit zu verkennen, und unrichtig zu beurtheilen. Man nehme daher nichts an, und noch weniger mache man von etwas, ohne es geprüft, und ohne unterſucht zu haben, wie weit dies thunlich ſey, auf ſich ſelbſt Anwendung. Uebrigens achte man auf

alles, was die Falten unſers Herzens aus einander legt, oder uns über uns ſelbſt Aufſchluſs geben, uns mit unſern Fehlern bekannter machen kann, laſſe ſich nichts entgehen, worin man ſich ſelbſt wieder findet, oder, wodurch man ſich weiter zu beobachten, und weiter über ſich zu denken, veranlaſst wird.

Ein gleicher Nutzen läſst ſich von der Beobachtung andrer Menſchen erwarten; wobey freylich auf der einen Seite die Unbequemlichkeit eintritt, daſs jeder, ſo viel als möglich, zu verhüten ſucht, daſs er nicht errathen werde, beſonders ſeine Thorheiten und Schwächen der Beobachtung andrer entzieht, und ſich nur ſehr ſelten zeigt, wie er wirklich iſt. Dagegen haben wir auf der andern den Vortheil, daſs wir hier alles im Leben, mithin beſtimmter und vollſtändiger vor uns ſehen, als in Büchern, daſs uns alles mehr in ſeinen individuellen Beziehungen erſcheint, daſs wir nur Irrthümer vermeiden, nicht ſchon vorhandene beſtreiten dürfen, daſs keine geſchmückten Worte uns irre leiten, und wir alles leichter nach der Wahrheit betrachten können.

In ihren Hauptfehlern ſind ſich die Menſchen ſo ziemlich gleich, weil ſie alle dieſelbe Natur haben, alle dem Egoismus und den daraus hervorgehenden Trieben mehr oder weniger unterworfen ſind. Nur daſs ſich dieſe verſchiedentlich vermiſchen, bey dem einen dieſer, bey dem andern ein andrer vorherrſcht, und auſserdem die nähern Beſtimmungen, die aus ihrer eigenthümlichen Lage und Beſchaffenheit entſpringen, noch manche Abweichungen hinzufügen. Jede Erweiterung unſrer Menſchenkenntniſs, iſt daher auch Gewinn für unſre Selbſtkenntniſs. Es iſt nicht möglich, andre lange zu beobachten, ohne zuweilen unſern Blick unwillkührlich in uns ſelbſt zu kehren. Eitelkeit läſst uns oft einen Fehler bey uns ſelbſt überſehen; aber indem wir ihn an andern entdecken, können wir es uns nicht verhehlen, daſs auch wir damit behaftet ſind. Oft glauben wir ſo gar uns davon frey ſprechen zu können; aber indem wir die Art bemerken, wie er ſich bey jenen äuſsert, finden wir mit Erſtaunen, daſs nur Selbſttäuſchung ihn uns verborgen hatte. Nicht ſelten iſt auch eine ſolche Entdeckung eine Aufforderung

ernſtlicher über uns ſelbſt nachzudenken. Selbſt dasjenige, worin andre von uns abweichen, kann uns ſehr lehrreich werden, die Eigenheit der fremden Verirrung uns über die unſrige aufklären, über die Natur der Leidenſchaft, die ſich auf ſo verſchiedene Weiſe offenbart, und über das, was wir etwa von ihr zu befürchten haben möchten, unterrichten.

Das fremde Leben iſt der Spiegel des eignen; die Züge, die wir nicht unmittelbar in dieſem ſehen können, müſſen wir in jenem erkennen. Wir bemerken an ihm Eigenſchaften, die, wenn wir ſie mit den unſrigen zuſammen nehmen, uns über die Quelle der letztern, nach der wir lange vergebens geſucht hatten, nicht mehr zweifelhaft laſſen. Das Eine erklärt ſich aus dem andern: denn beydes iſt ein Menſchliches. Das Herz des andern iſt eben ſo oft der Commentar zu dem unſrigen, als dieſes den Schlüſſel und die Ergänzungsſtücke zu jenem liefert. Je mehr wir in der Beobachtung andrer Fertigkeit erlangen; deſto gröſser wird unſre Geſchicklichkeit, uns ſelbſt zu erforſchen, und die innern Regungen unſers Gemüthes bis auf die feinſten Schattirungen zu bemerken.

Man lasse es sich daher angelegen seyn, um mit sich selbst bekannter zu werden, auch auf die Denkungsart und das Betragen andrer zu achten. Man entferne dabey jedes Interesse, das uns verleiten könnte, sie besser oder schlechter zu finden, als sie wirklich sind, man vergesse so viel als möglich, dafs sie uns werth oder verhafst sind, dafs wir neben ihnen in einem vortheilhaften oder nachtheiligen Lichte erscheinen können. Man merke blofs darauf, wie sich ihr Herz zu erkennen gebe; welche Fehler sie mit uns gemein haben, und welche ihnen eigenthümlich seyen; wie weit die erstern mit den unsrigen übereinstimmen, und uns über die Ursachen und Folgen derselben belehren; wie die letztern sich in ihrer individuellen Beschaffenheit gründen; und was daraus zu schliefsen sey, dafs sie sich bey uns nicht finden; und überhaupt, welche Aufschlüsse uns ihre Art zu denken, zu empfinden, zu wünschen und zu handeln, über unsre Denk- Empfindungs- und Handlungsweise ertheile. Je unpartheyischer, sorgfältiger und scharfsinniger wir dabey zu Werke gehen; je weiser wir das Aeufsere benutzen, um darin das Innere zu er-

kennen; je mehr wir darüber wachen, daſs uns nicht entgehe, was bey einer richtigen Beurtheilung in Anſchlag gebracht werden muſs: deſto wichtigere Vortheile, wird die Selbſtwürdigung daraus ziehen.

Endlich drittens dürfen wir nicht verſäumen, von den Urtheilen andrer über uns einen vernünftigen Gebrauch zu machen. Sie ſehen in manchen Stücken weit heller, kennen manche unſrer Fehler beſſer, und urtheilen darüber wahrer und rückſichtsloſer als wir ſelbſt, da wir ſo oft von Selbſtliebe und Eigendünkel geblendet werden. Der Zufall macht ſie auf manches aufmerkſam, was uns entgangen war. Wir überſehen manche fehlerhafte Angewöhnung, weil ſie ſich gerade dann zu äuſsern pflegt, wenn unſer Gemüth befangen, unſer Streben auf ein Ziel gerichtet iſt, das unſer ganzes Herz einnimmt, alle unſre Kräfte beſchäftigt; oder, weil ſie uns zu ſehr zur Natur geworden, mit andern Erſcheinungen unſers Lebens zu ſehr zuſammen gewachſen iſt, als daſs ſie uns auffallen könnte. Andre, bey denen das alles nicht iſt, bemerken ſie im erſten Augenblicke. Es wäre

thörigte Einbildung, unverantwortliche Vernachläſsigung unſrer ſelbſt, gränzenloſer Egoismus, wenn wir jede ſchlimme Aeuſserung über unſern Charakter und unſer Betragen, der Abneigung gegen uns, des Neides, der Verkleinerungsſucht oder der Täuſchung beſchuldigen, und ungeprüft abweiſen wollten.

Freylich dürfen wir nicht alles, was andre von uns glauben, unbedingt annehmen. Sie beurtheilen uns vielleicht öfter verkehrt als richtig; denn ſie ſind nicht im Stande, alles in Erwägung zu ziehen, was dabey berückſichtigt werden muſs. Sie können nicht in unſer Inneres ſehen, wiſſen nichts von den Gedanken und Empſindungen, die einer Handlung vorhergingen, von den Gründen, die ſie beſtimmten, von den Umſtänden, die dazu mitwirkten. Oft haben ſie nicht einmal die Handlung ſelbſt recht bemerkt. Oft liegt auch die Schuld an ihrem Willen; ſie ſind für uns eingenommen, haben für alles, was wir thun, ein gutes Vorurtheil, oder ſie fürchten uns, wollen ſich uns gefällig machen — und beurtheilen uns zu günſtig; oder wir ſind ihnen zuwider, ſtehen ihnen im Wege, haben ſie be-

leidigt, ihnen Veranlaſſung gegeben, ſchlecht von uns zu denken, ſie ſind verkehrt geſtimmt — und beurtheilen uns zu ſtrenge, bürden uns Fehler auf, die wir nicht haben, oder rechnen uns die wirklichen zu hoch an. In beyden Fällen iſt es gleich bedenklich, ihnen unbedingten Glauben beyzumeſſen, wie denn überhaupt jede Selbſtverkennung zum Selbſtbetruge, und dadurch zur Verſchlimmerung führt. Halten wir uns, durch die Meynung andrer irre geleitet, für ſchlechter als wir ſind: ſo werden wir nicht allein an vergeblicher Arbeit unſre Kräfte verſchwenden, indem wir Fehler wegzuſchaffen ſuchen, mit denen wir nicht behaftet ſind: ſondern wir werden auch in Kleinmuth und Miſstrauen gegen uns ſelbſt verſinken, und zu allem Guten untüchtig werden. Leihen wir der Schmeicheley unſer Ohr, und billigen das Lob, das andre uns beylegen, ohne vorher die leeren Zuſätze davon abgeſondert zu haben: ſo wird uns das nicht bloſs eine übertriebene Meynung von uns ſelbſt, die ſich mit der fortſchreitenden Beſsrung nicht wohl verträgt, einflöſsen; ſondern uns auch gegen wirkliche Fehler ver-

blenden, oder wohl gar dahin bringen sie für Tugenden zu halten, und so der Verkehrtheit, statt sie zu zerstören, Nahrung geben.

In keiner Angelegenheit soll man sich blindlings nach dem Urtheile andrer richten — denn es bleibt immer ein menschliches, und daher dem Irrthume unterworfenes; am wenigsten aber in der Ueberzeugung, die wir von unserm moralischen Werthe hägen. Diese entspricht nur dann ihrer Bestimmung, und kann nur dann für unsre Veredlung wirksam werden, wenn sie schlechthin frey, von eigner Einsicht gebilligt, im eignen Nachdenken bewährt gefunden worden ist. Aber veranlassen soll uns das Urtheil andrer, uns genauer zu prüfen, uns Misstrauen einflösen gegen unsre bisherige Meynung, uns wecken aus dem Schlafe der Selbstbethörung, uns auf das aufmerksam machen, was wir bisher nicht geachtet hatten, und erst dann, und in so weit unser eignes bestimmen, wenn, und in wie weit wir es wahr gefunden haben.

Ist man mit den beyden bis jetzt erörterten Fragen: was soll ich seyn; wie mich in

allen Verhältniſſen meines Lebens betragen? und was bin ich wirklich, wie iſt mein moraliſcher Zuſtand beſchaffen? aufs Reine gekommen: ſo entſteht nun die dritte, in deren Beantwortung ſich die praktiſche Selbſterkenntniſs vollendet, nähmlich, was ſoll nun aus mir werden? wie habe ich mich nun für meine Beſtimmung zu bearbeiten? Dieſe Frage zerfällt in zwey andre: erſtens, worauf habe ich hinzuwirken, welche ſollen in Zukunft meine Maximen ſeyn, was iſt an mir zu verbeſſern? zweytens, welche Hinderniſſe ſtehen mir dabey im Wege, wie habe ich mich in Anſehung ihrer zu benehmen, welche Bemühungen muſs ich anwenden, was meiden und thun, um mir dieſe, ſo viel als möglich, zu erleichtern?

Die Beantwortung der erſtern Frage iſt leicht, und ergibt ſich ſchon aus der Beantwortung der vorhergehenden. Was ich als Menſch zu thun habe, iſt beſtimmt durch die allgemeine, was ich als dieſer Menſch in dieſer Lage, mit dieſen Kräften und in dieſem

Verhältniſſe zu andern zu thun habe, durch die vollſtändige und ſpecielle Kenntniſs meiner Pflichten. Es kommt nur darauf an, zu erfahren, wie mir dieſe Pflichten in Beziehung auf meine gegenwärtige moraliſche Beſchaffenheit erſcheinen, wie meine Beſtimmung durch meinen Zuſtand modificirt werde, welche Wichtigkeit für mich dieſe oder jene Vorſchrift erhalte, wie ich ſie zu erweitern oder zu beſchränken, und auf welche Fälle ich ſie vorzüglich anzuwenden habe, weil ich dieſe Fehler oder zu ſolchen Dingen Neigung bey mir fand, die mich leicht zu dieſen Fehlern verleiten könnten.

Die praktiſche Selbſterkenntniſs hat keinen andern Zweck, als den, mich meine Aufgabe in jeder Hinſicht verſtehen zu lehren. Dieſe hängt zunächſt von der Vernunft, als der höchſten Geſetzgeberin, dann von meinen natürlichen Anlagen, und von dem Standpuncte, den ich in der Welt einnehme, endlich von meinem Herzen und Leben, den Eigenſchaften meines Empfindungs - und Begehrungsvermögens, ſo wie meines Willens ab. Ich erforſche die letztern allein um jenes Zweckes willen.

Iſt es mir aber damit gelungen, habe ich mich nur richtig gefaſst: ſo weiſs ich auch meine ganze Aufgabe, nach allen ihren individuellen Forderungen. Ich darf nur die Reſultate meines Nachdenkens über meine geſammten Lebensregeln, und über meine ſubjective Fehlerhaftigkeit mit einander vergleichen, um beſtimmt und vollſtändig zu erkennen, worauf ich zu meiner Veredlung hinzuwirken habe.

Die zweyte Frage: wodurch ich mir nähmlich dieſes Hinwirken erleichtern, und die Hinderniſſe deſſelben am beſten entfernen könne, fordert neue Beobachtungen, vorzüglich über unſre eigenthümliche Empfindungsweiſe: denn von dieſer hängt es ab, wie etwas uns afficiren, welche Zuſtände der Luſt oder des Schmerzes es hervorbringen, in wie fern es gewiſſe Entſchlieſsungen unterſtützen, oder ihnen entgegen arbeiten werde, in wie fern gewiſſe Beſtrebungen uns natürlich ſeyen oder nicht. In Anſehung ihrer haben wir alſo zu unterſuchen, wie ſtark ihr Einfluſs auf den Willen ſey, was in ihr angenehme oder unangenehme Eindrücke hervorbringe, und in welchem Verhältniſſe dieſe Eindrücke zu unſern

Pflichten und herrschenden Fehlern stehen, welche Folgen sie für dieselben gewöhnlich nach sich ziehen, wo wir ihre Lebhaftigkeit einschränken, ihre Empfänglichkeit anders stimmen, das Widrige in ein Erfreuliches verwandeln, und vor welchen Situationen wir uns sorgfältig hüten müssen, weil sie mit einem zu mächtigen Reitze zum Bösen verbunden sind. Nicht weniger Aufmerksamkeit fordert die Einbildungskraft, um zu erfahren, mit welchem Grade der Stärke sie uns abwesende Dinge vergegenwärtige, was sie zu jedem hinzu thue, wie und in wie fern sie ihre Gabe, etwas zu verschönern oder zu verdunkeln, beweise, welche Ideenreihen ihr am geläufigsten seyen, welche Empfindungen sie am öftersten mit einander paare. Daraus ergibt sich, theils in wie fern wir darin Abänderungen zu treffen haben; theils von welcher Seite wir uns etwas vorstellen müssen, um Zuneigung oder Abscheu zu erwecken; theils endlich, wie sie zu zügeln sey, daſs sie unsre kräftigsten Entschlieſsungen nicht überwältige.

Wer sich nur einiger Maſsen bey seinem Denken und Empfinden beobachtet, wird bald

dahin kommen, daſs er wenigſtens ſo viel von ſich wiſſe, als dazu nöthig iſt, mit den bedeutendſten Gefahren und Beförderungsmitteln ſeiner guten Entſchlieſsungen bekannt zu werden, obgleich die Bemühung, es durch fortgeſetzte Beobachtungen hierin immer weiter zu bringen, nie aufhören darf.

II.

Wirkungen der praktiſchen Selbſterkenntniſs auf das Gefühl.

Jeder Gedanke weckt ein ihm angemeſſenes Gefühl: denn er iſt eine Wirkung der geiſtigen Lebensthätigkeit, und ſteht zu derſelben in einem merkbaren Verhältniſſe, worin er ſie entweder hemmt oder befördert. Noch viel mehr muſs dieſes der Fall ſeyn, wenn er ein ſolcher iſt, der uns ſelbſt zum Gegenſtande hat, und uns unſern Zuſtand entweder als etwas Vollkommnes oder Unvollkommnes darſtellt. Wir finden uns durch ihn entweder geehrt oder erniedrigt, erfreut oder betrübt, zu Hoffnungen oder Befürchtungen geſtimmt. Die praktiſche Selbſterkenntniſs hat ein durchaus moraliſches Intereſſe; ſie entſcheidet zu-

nächst über Werth und Unwürde, erwägt jeden Gedanken und jede Regung des Herzens, um daraus ihre Einstimmung oder ihren Widerspruch mit dem Gesetze der Vernunft zu erfahren. So lange sie daher bloss praktisch ist, wird sie auch nur auf das moralische Gefühl wirken. Dieses äussert sich aber entweder als Selbstachtung oder als Selbstverachtung, je nachdem man sich gut oder schlecht findet, sich moralische Vorzüge oder Mängel zuschreiben muss.

Vorausgesetzt, was im Vorhergehenden näher ausgemittelt wurde, dass die Selbstwürdigung in die zweyte Periode der moralischen Bildung falle, wo die gute Gesinnung nicht allein schon da, sondern auch befestigt ist, und sich in den Handlungen einiger Massen wirksam bewiesen hat, wird die Beobachtung unsers Herzens und Lebens uns eben so wenig bloss zum Tadel als zur reinen Billigung Veranlassung geben; wir werden uns eben so wenig absolut verachten als in jeder Hinsicht achten können, sondern uns vielmehr bald durch Vernunft und Pflicht, bald durch Sinnlichkeit und Naturtrieb bestimmt finden, und

es

es wird entſtehen ein gemiſchtes Gefühl des Werthes und des Unwerthes. Da aber, ſo lange die beſondern Neigungen und Maximen nicht abſichtlich bearbeitet ſind, die Sinnlichkeit noch immer ihr, auf früheres Daſeyn und gröſsere Stärke ihrer Antriebe gegründetes, Recht behauptet, das Gute nur in der Geſinnung und in einzelnen Handlungen, das Böſe aber in den Beſtimmungsgründen der Handlungen herrſcht: ſo wird man doch weit mehr der Vernunft Widerſprechendes als mit ihr Zuſammenſtimmendes entdecken, und ſich vorzüglich wegen der innern Prinzipien ſeines Thuns und Laſſens verdammen müſſen. In jenem gemiſchten Gefühle wird alſo der Tadel beträchtlich hervorſtechen, es wird im Ganzen noch immer erniedrigend bleiben, obgleich uns nicht ohne Troſt und Aufrichtung laſſen. Ein ſolches Gefühl iſt es, welches wir, wenn es in eine eigne und dauerhafte Stimmung der Seele übergeht, moraliſche Demuth nennen.

Die Demuth iſt demnach die nächſte Wirkung der Selbſterkenntniſs auf das Gefühl. Sie iſt niederbeugend und beſchämend durch die Erinnerung an unſern unvollkommnen Zu-

ſtand; auf der andern Seite aber auch wieder erhebend, indem wir nicht allein neben dem Schlechten auch manches Gute an uns inne werden, daſs uns vor gänzlicher Selbſtverachtung ſchützt, ſondern auch das Schmerzhafte der Selbſterniedrigung uns dafür Bürge wird, daſs es noch beſſer mit uns werden könne, wenn wir nur ernſtlich wollen — und uns mehr wahres und feſtes Vertrauen zu uns ſelbſt einflöſst, als eine auf Selbſttäuſchung gegründete leere Einbildung von unſerm moraliſchen Werthe.

Die moraliſche Demuth ſtellt ſich, bey gehöriger Lebhaftigkeit des moraliſchen Gefühls, nach einer richtigen Selbſtwürdigung unvermeidlich ein. Es bedarf dann keiner beſondern Bemühungen mehr, ſie zu erwecken. Man kann ihr unter dieſen Umſtänden gar nicht entgehen. Daſs es ſo viele Menſchen gibt, die ſie nie in ihrem Leben erfahren, rührt entweder daher, daſs ſie ſich nicht ſorgfältig und unbefangen genug beobachten, ſich ganz vernachläſsigen oder für beſſer halten als ſie ſind — oder die Thätigkeit der Vernunft iſt zu ſchwach, um das Gefühl zu rühren, oder

dieses zu stumpf, um von ihr gerührt zu werden. Man kann sich ihr aber auch zudem widersetzen, und sich ihrer zu entschlagen suchen; entweder dadurch, daſs man sich über seinen moralischen Zustand wegsetzt, das Resultat seiner Selbstbeobachtungen zu verdunkeln, in Zerstreuungen und anderweitigen Beschäftigungen zu vergessen sucht, wie es mit dem Herzen gestellt ist; oder durch allerley Beschönigungen und Entschuldigungen, indem man sich überredet, es sey doch mit diesem oder jenem Fehler so schlimm nicht, der Reitz dazu sey auch so groſs gewesen, man dürfe nicht alles so genau nehmen u. s. w.

Dies kann selbst da der Fall seyn, wo man es Anfangs mit seiner Selbsterforschung ernstlich genug gemeynt hatte. Manche Menschen fühlen das Beschämende in der Demuth zu lebhaft, das Erhebende darin zu schwach, als daſs sie sich dieses Gefühles, das ihnen ihr ganzes Leben verbittert, ohne etwas daran zu verbessern, nicht aus aller Macht erwehren sollten. Ihre Kleinheit und Unwürde beugt sie so tief, ist ihnen in einer so abschreckenden Gestalt gegenwärtig, daſs aller Muth und

alles Vertrauen zu sich selbst, und damit zugleich alle Zufriedenheit verloren geht. Dies rührt oft von einer gewissen Aengstlichkeit des Charakters, oft von einer schwermüthigen Stimmung der Seele, die alles von der dunkeln Seite ansieht, oft von moralischer Engherzigkeit, oft auch von einer verkehrten Richtung der Selbstwürdigung und des moralischen Gefühles her. Das letztere ist nähmlich bey vielen Menschen so geeignet, dass es ihnen immer nur die Obergewalt der Vernunft, nie die Würde, die sie ihrem Leben ertheilt, nie die damit verbundene Freyheit, ihren Befehlen zu folgen, zeigt. Vorzüglich ist dies da der Fall, wo sich die moralischen Begriffe ganz in religiöse Ueberzeugungen verloren haben, so dass man im Menschen nur die sinnliche, fehlerhafte Natur, das Moralische, Uebersinnliche allein im höchsten Wesen findet. Nicht selten gestattet man auch dem Schicksale zu vielen Einfluss in die Selbstwürdigung. Sehr unglückliche Menschen, denen es an Seelenstärke fehlt, sind der Gefahr ausgesetzt, mit dem Vertrauen auf ihr Glück auch das Vertrauen auf ihren Werth einzubüssen, und sich

in jeder Hinſicht für nichts zu halten. Unter ſolchen Umſtänden iſt es leicht begreiflich, daſs man nichts unverſucht laſſen werde, ſich Gefühlen zu entreiſsen, die nicht anders als höchſt peinigend ſeyn können.

Dem muſs man dadurch entgegen zu arbeiten ſuchen, daſs man neben dem Gefühl ſeiner Schwäche und Unwürdigkeit das Bewuſstſeyn ſeiner Vorzüge und der mannichfaltigen Anlagen zum Guten, die die menſchliche Natur überhaupt verherrlichen, bewahrt, und ſelbſt darin einen Beweis ſeiner ſittlichen Fähigkeit betrachtet, daſs man im Stande war ſeine Unvollkommenheit mit Miſsfallen zu bemerken, und ſich deſswegen ſelbſt Vorwürfe zu machen. Denn die Demuth ſelbſt darf nicht unterdrückt werden, wenn mit ihr nicht das ganze Geſchäft der Veredlung aufhören ſoll. Sie iſt nicht allein eine äuſserſt wohlthätige, ſondern auch zum fernern Fortgange im Guten ganz unentbehrliche Stimmung der Seele, ein Zuſtand, der zwiſchen der Selbſterkenntniſs und Selbſtverbeſſerung in der Mitte liegt, durch welchen hindurch man allein von jener zu dieſer gelangen kann. Sie erhält im gleichen

Maſse den Abſcheu gegen das Böſe und die Achtung gegen das Gute wirkſam, indem ſie uns jenes als Niedrigkeit, dieſes als Gröſse, und uns als ſolche Weſen darſtellt, die in jene verſunken, durch ſie tief entehrt, aber nicht ganz entwürdigt, noch von dieſer etwas an ſich haben, und zugleich das Vermögen, ſich ganz zu ihr hinauf zu ringen. Wo ſie uns begleitet, da finden wir uns nicht allein kräftig aufgemuntert zur unermüdeten Selbſtbildung, ſondern auch geſtärkt gegen allen Sündenreitz. Je mehr, und je tiefer gebeugt ich empfinde, daſs ich nicht bin, was ich ſeyn ſoll: deſto ernſtlicher werde ich ſtreben, etwas Beſſeres zu werden, deſto ſorgfältiger mich hüten, nicht noch weiter zurück zu kommen.

Es gibt eine falſche Demuth, die ſich die Selbſtverkleinerung zum Verdienſte anrechnet, das Geſtändniſs ihrer Fehlerhaftigkeit überall im Munde führt, ſich, ohne ſich ſelbſt zu kennen, verdammt, ſich alles Böſe anſchuldigt, ohne ſich eines einzigen beſtimmt überführt zu haben. Es iſt aber nicht ſchwer einzuſehen, daſs ſie entweder bloſs erheuchelt ſey, oder ſich ein heimlicher Stolz hinter ſie ver-

berge, daſs ſie entweder andre — weil denn doch einmal die Meynung, als ob Selbſterniedrigung das Maximum aller Tugend ſey, faſt allgemein im Schwange geht — oder gar ſich ſelbſt täuſchen, und den Mangel wahrer Tugend, durch eine willkührliche, unmoraliſche Selbſtverläugnung erſetzen will.

Demuth kann nie ein Verdienſt ſeyn, denn ſie iſt von der richtigen Selbſterkenntniſs unzertrennlich. Nur der Entſchluſs, ſich unpartheyiſch, ſtrenge und gewiſſenhaft zu prüfen, iſt verdienſtlich. Das iſt es aber gerade, woran es bey der genannten angeblichen Demuth fehlt. Verläugnen muſs ſich der Menſch, wo es die Pflicht fordert. Aber ſich da herabzuſetzen, wo kein moraliſcher Zweck es verlangt, iſt die höchſte Verkehrtheit, mehr als alles der tugendhaften Denkungsart entgegen, indem es mit dem Gefühle unſrer Menſchenwürde zugleich die Fähigkeit zum Guten vertilgt, iſt Verrath an der menſchlichen Natur und Läſterung der Gottheit.

Moraliſche Demuth erniedrigt ſich auch nicht vor andern. Unſer ſittlicher Werth iſt etwas, das uns allein intereſſiren, und in

Anſehung deſſen es uns am wenigſten zu Statten kommen kann, wenn andre eine zu ungünſtige Meynung davon haben. Wenn es Unredlichkeit und Egoismus verräth, mehr ſcheinen zu wollen als man iſt, Fehler abſichtlich zu überdecken, und ſich mit dem bloſsen Scheine gewiſſer Tugenden groſs zu machen: ſo iſt es Niederträchtigkeit, abſolute Unwürde, ſeine ſittliche Gebrechlichkeit öffentlich zur Schau zu ſtellen, ſeine Mängel wohl gar, in den Klagen die man darüber führt, zu vergröſsern, als ob es gar keine Schande mache, mit ihnen behaftet zu ſeyn, oder als ob dieſe Schande dadurch, daſs man ſie kund werden läſst, ehrenvoll würde, als ob jemand damit gedient ſeyn könne, daſs man ſich für ſchlechter ausgibt als die Schlechteſten.

Die Demuth iſt in jeder Hinſicht eigne Angelegenheit, und hat nur in ſo fern Werth, als ſie uns beſſert. Sie hütet ſich vor jeder Vergleichung mit andern, die zu nichts nützen, aber mancherley Verirrungen und Nachtheile herbey führen kann. Sie richtet ſich ſelbſt, und bewahrt dieſes Geheimniſs in ih-

rem Herzen, läſst es nur vor ſich ſelbſt und vor Gott laut werden, weil beydes ihren Zweck befördert, und vermeidet es eben ſo ſehr, es vor der Welt ängſtlich zu verheimlichen, wo es nur durch Verſtellung verheimlicht werden könnte, als es ohne Veranlaſſung kund zu thun. Die Achtung andrer iſt ein zu wirkſames Mittel, uns vor Fehlern zu bewahren, und zu rühmlichen Handlungen zu ermuntern, als daſs es Pflicht ſeyn könnte, ſich dieſer Achtung ſelbſt zu berauben.

Noch unſittlicher iſt diejenige Art der Demuth, die, um die mühſamen Uebungen der Tugend mit einigem Scheine von ſich abweiſen zu dürfen, überall ihr Unvermögen und ihre Gebrechlichkeit vorſchützt, um nicht groſs ſeyn zu dürfen, ſich recht klein macht, und lieber alle Würde aufgibt, ſich ſogar die Fähigkeit, Würde zu erlangen, abſpricht, als die Bemühungen anwendet, die dazu erfordert werden. Sie iſt grobe Laſterhaftigkeit, die ſich ſelbſt gegen alle Befehle und Vorwürfe des Gewiſſens abhärtet, um ihrer nur auf eine gemächliche Art los zu werden, und bey ihr iſt an keine Beſſerung zu denken.

Eine dritte Art der unmoralischen Demuth entspringt aus falschen Religionsbegriffen, aus dem abergläubischen Wahne, als ob Gott, wie eitle Menschen, dadurch geehrt werde, daſs man sich sclavisch vor ihm beugt, auf allen Werth und alle Ansprüche Verzicht leistet, als ob es ihm gefalle, daſs man immerfort vor ihm klagt und winselt über eigne Verkehrtheit, ohne an ihre Verbesserung zu denken. Freylich ist die gröſste menschliche Vollkommenheit noch unendlich tief unter der göttlichen Heiligkeit und Majestät, und es ist für die moralische Bildung des Gemüthes sehr heilsam, das Gefühl dieses Abstandes in sich lebendig zu halten, und oft zu erneuern. Aber nie kann uns unsre physische Mangelhaftigkeit zum Vorwurfe gereichen; denn dieser müſste den Urheber unsrer Natur selbst treffen; und was die moralische anlangt, so ist es damit freylich traurig genug gestellt, aber alle Vorzüge können wir uns doch unmöglich absprechen, und noch weniger die Anlagen, ins Unendliche noch immer mehrere zu erlangen. Auf keine Weise kann es dem höchsten Wesen gefallen, daſs wir uns unsrer Fehlerhaftig-

keit gleichſam vor ihm rühmen, durch das Geſtändniſs derſelben ſeine Gunſt erſchleichen wollen; am wenigſten, wenn dieſes Geſtändniſs nicht auf Ueberzeugung gegründet wäre, wenn wir damit etwas ausſprächen, deſſen wir uns gar nicht, oder anders bewuſst ſind. Nur ein entſchloſſener, rüſtiger, muthvoller Wille erwirbt uns ſeinen Beyfall.

Alle dieſe Arten der falſchen Demuth unterſcheiden ſich dadurch, daſs ſie nicht moraliſchen Urſprunges — nicht die Frucht einer ruhigen Selbſtwürdigung und eines lebendigen ſittlichen Gefühles, ſondern Wirkungen einer ſelbſtſüchtigen, durchaus verkehrten Gemüthsart ſind; daher ſie denn auch alles beym Alten laſſen, unmoraliſche Neigungen, ſtatt ſie auszurotten, unterſtützen und verſtärken, den Menſchen verdroſſen, träge und muthlos machen, und nichts zu ſeiner Veredlung beytragen.

Die Demuth iſt, wie jede Wahrnehmung eines Unvollkommnen, ſchmerzhaft. Nur iſt ihr Schmerz durchaus moraliſch, die Empfindung eines Entbehrens — nicht des Ge-

nuſſes, ſondern der Würde, und kann daher auch mit dem phyſiſchen in weiter nichts verglichen werden als darin, daſs er eben ſo die vernünftige Lebensthätigkeit hemmt, wie dieſer die ſinnliche. Sie iſt ein paſſiver Zuſtand, und kann als ſolcher nicht lange fortdauern. Daher veranlaſst ſie zur Reflexion über die Urſache dieſer Mangelhaftigkeit, ob dieſelbe in einem Aeuſsern oder Innern zu ſuchen, vermeidlich oder unvermeidlich geweſen ſey. Da tritt dann bald klar und überzeugend der Gedanke ins Bewuſstſeyn, daſs wir nicht nothwendig ſo ſchlecht ſeyn muſsten, daſs zwar äuſsere Umſtände unſre fehlerhaften Neigungen nährten, begünſtigten, und ihre Regelloſigkeit beförderten, daſs es aber in unſerer Gewalt ſtand, eines Theils uns dieſem Einfluſſe zu widerſetzen, andern Theils uns von unſern Neigungen unabhängig zu beſtimmen, daſs wir in jedem Augenblicke anders und beſſer hätten handeln können, und daſs wir mithin von allem ſelbſt die Schuld tragen. Damit modificirt ſich auch das Gefühl, indem ſich der Verdruſs von der Unvollkommenheit abzieht, und auf uns ſelbſt als die Urheber derſelben wirft.

Es gewinnt dadurch eine ganz andre Geſtalt; auf der einen Seite wird die Unvollkommenheit leichter verſchmerzt, die zugleich mit der Ueberzeugung gepaart geht, daſs man ſie ſich ſelbſt zugezogen habe, und in Zukunft im Stande ſeyn werde, über ſie wegzukommen; auf der andern drückt das Bewuſstſeyn der eignen Schuld ſchwerer. Was daraus folgt, iſt, daſs die Stimmung mehr activ wird, und das Widrige in derſelben nicht ſo ſehr auf der Sache als auf der Perſon ruht, die ſich dabey beſſer zu benehmen weiſs. Aus der Demuth entſteht die Reue.

Moraliſche Reue iſt Unwille über uns ſelbſt, über den verſchuldeten Mangel an Würde. Abſcheu gegen das Verkehrte, nicht bloſs in wie fern es erniedrigt; ſondern vorzüglich, weil man ſich darin ſelbſt verdammen muſs, weil man durch eigne Schuld nicht iſt, was man ſeyn ſollte und könnte. So bitter es auch ſeyn mag, ſich den Vorwurf, daſs man ſich ſelbſt des Höchſten beraubt habe, machen zu müſſen: ſo hat doch die Empfindung der Reue etwas ſehr Erhabenes. Hat ſich der Affect erſt dahin gelegt, daſs wir im Stande ſind über

ihn zu reflectiren: so finden wir uns von einem Doppelten zur Bewunderung hingerissen; einmal von dem Bewusstseyn der bey aller Kleinheit unbeeinträchtigten Freyheit, das uns dadurch entsteht; dann auch von der Stärke der Seele, die sich selbst ihre Unwürde beyzumessen, und darüber zu tadeln wagt. Unsre eigne Gebrechlichkeit verherrlicht die Grösse und Kraft der menschlichen Natur; und wenn jene das Vertrauen zu uns selbst schwächt, so gibt uns diese überschwänglichen Glauben an die Menschheit, die in uns wohnt, und uns nie ganz versinken läst.

Es läst sich für die wahre Reue kein bestimmtes Mass des Schmerzes, als sicheres Kennzeichen derselben, angeben; denn eigentlicher Schmerz gehört gar nicht zu ihr. Sie ist um so vollkommner, je mehr sie gegen die Verschuldung als That, nicht als Erfolg gerichtet ist. Und darüber, dass man etwas verkehrt gemacht hat, kann man wohl unwillig werden, aber nie eigentlichen Schmerz fühlen. Selbst der moralische Schmerz der Demuth ist kein Affect, und soll dabey in der Reue ganz aufhören; sie soll vom Verluste abstrahi-

ren, und allein auf das Verlieren achten. Ueberall, wo ſich mit der Reue Schmerz vermiſcht, iſt ſie auch keine rein moraliſche Wirkung, rührt dies von dem Einfluſſe der Sinnlichkeit her, iſt es der Gedanke der Strafwürdigkeit, die man ſich dadurch zugezogen, der Verachtung andrer, der man ſich bloſs geſtellt, und überhaupt der phyſiſchen Unbequemlichkeiten, die als Folge davon anzuſehen ſind, oder des Unfriedens, worin man deſswegen mit ſich ſelbſt lebt, was ſie ganz oder zum Theil beſtimmt. Hierauf kann keine reine Tugend gegründet werden. Es bleibt alles bey einem feinern Egoismus. Auch verlöſcht ein ſolcher Schmerz gewöhnlich, ſo bald die Befürchtung oder wirkliche Erfahrung, die ihn erweckte, vorüber iſt. Nie aber wird er dauerhaft wirkſam. Wenn auch in ihm etwas Moraliſches war: ſo wird dies doch bald vom Sinnlichen ganz verſchlungen.

Hiervon unterſchieden iſt eine gewiſſe Rührung und Traurigkeit, die ſich nicht ſelten mit der Reue verbindet, und oft als weſentliches Erforderniſs derſelben angeſehen wird. Dieſe kommt aber vom Tempera-

mente und von der Reitzbarkeit des Gefühlsvermögens, und könnte, wenn sie auch wirklich zur Reue nothwendig gehörte, doch nicht allen in gleichem Grade angesonnen werden. Aber auch das ist nicht der Fall. Zur Reue kann nichts weiter nothwendig gehören, als was in der moralischen Natur bestimmt ist, und ihren Zweck, die Besserung befördert. Beydes geht jener Traurigkeit ab. Sie bleibt immer eine sanftere Bewegung der Sinnlichkeit, und ist lange nicht so kräftig, gute Vorsätze zu erwecken als jene edle moralische Unzufriedenheit über sich selbst. Im Gegentheile ist sie der Besserung sehr hinderlich: denn sie erfüllt das Gemüth mit melancholischem Trübsinn, der zu allem Guten untüchtig macht. Sie erschöpft sich in unthätigen Klagen, versinkt in schwärmerische Träume, geht darauf aus, sich das Uebel, statt ihm abzuhelfen, recht groſs, wohl gar als unverbesserlich vorzustellen, verleitet zu dem Wahne, der die Reue, als eine Art von Selbstbestrafung, Abbüſsung und Genugthuung ansieht, als etwas, das an sich selbst schon Werth habe, und wodurch man sich mit dem übertretenen Gesetze eben so

gut

gut als durch Befolgung desselben aussöhnen könne. Sie mischt, wenn ja dabey noch gute Vorsätze entstehen, in diese etwas Unlauteres, eine gewisse schmelzende Empfindsamkeit, die ihre Ausführung fehlerhaft und unkräftig macht. So heilsam es ist, einen gewissen Unwillen über sich selbst zu unterhalten, um sich dadurch gegen neue Vergehungen zu schützen: so schädlich ist es, dem Temperamente einigen Einfluss auf diesen Unwillen zu gestatten, dass er zur Traurigkeit werde; welches immer den Fortgang im Guten aufhält. Am widersinnigsten aber ist es, gar für die Reue Thränen zu verlangen. Diese sind nicht allein eine, von der Gewalt der Seele unabhängige, bloss organische Wirkung, sondern auch etwas Schwaches, Weibisches. Die Reue aber soll stark und männlich seyn.

Zur wahren Reue muss ein veredelter Wille mitwirken. Ohne ihn wird das moralische Gefühl nicht lebhaft, das sittliche Interesse nicht stark genug seyn, dass das Bewusstseyn dem letztern entgegen gehandelt zu haben, Verdruss über sich selbst werde. Man wird sich die schlechte That wohl verwerfen,

darüber Unruhe fühlen, sie sich selbst zurechnen, aber nie bis dahin kommen, daſs man sich darüber Vorwürfe macht, und wegen seiner Unwürde gleichsam gegen sich selbst entrüstet wird. Man muſs seine Gedanken von allem Zufälligen abziehen, auſser der moralischen, jede andre Rücksicht vergessen, die unsittliche Handlung, abgesehen von denjenigen Bestimmungen, die sie uns sonst noch unangenehm machen könnten, betrachten, um die Empfindung der Reue unvermischt zu haben, alles von ihr abzusondern, was darin nicht rein moralischen Ursprunges ist, und darum ihre moralische Wirkungen mehr aufhält, als befördert. Man muſs sonst weder etwas Nachtheiliges davon empfinden noch befürchten, und, wo sich uns etwas der Art unwillkührlich aufdringt, davon wegsehen können. Dies ist eben so nothwendig als schwer, und nur ein kräftiger Wille kann uns über Erinnerungen erheben, die für unser sinnliches Interesse sehr bedeutend sind.

Die Reue muſs unterhalten werden, wenn sie vor künftigen Verirrungen bewahren und bessern soll. Der Gedanke an vergangene Feh-

ler, ihre Häſslichkeit und unſre Schuld darf nie ganz verſchwinden, oder wir gerathen in Gefahr, dieſe Fehler von neuem zu begehen. Was ſoll uns aber beſtimmen, uns abſichtlich an Dinge zu erinnern, die eben ſo beunruhigend, als beſchämend für uns ſind, die man ſo gerne vergeſſen möchte: wenn es nicht ein weiſer und ſtarker Ernſt für die Tugend thut?

So überflüſsig, ja ſo ſchädlich alle Beängſtigungen und ſchmerzhaften Empfindungen zur wahren Reue ſind: ſo nothwendig und heilſam iſt ſie ſelbſt zur Veredlung des Lebens. Ohne ſie bleibt die Demuth ganz unwirkſam, wird das, was in ihr erhebend iſt, von dem Erniedrigenden ganz verſchlungen, wird ſie bloſses Gefühl der Kleinheit und der Unwürde, macht verzagt und ſchwermüthig, und nimmt uns alles, woran wir uns wieder aufrichten und Zutrauen zu uns ſelbſt faſſen könnten, wir gewöhnen uns unſre Verkehrtheit als ein Schickſal, das durch uns nicht zu vermeiden ſtand, zu betrachten, und es eben dieſem Schickſale zu überlaſſen, ob es uns noch einmal davon befreyen werde. In der Reue werden wir unſrer Freyheit inne. Wir wiſſen,

dafs wir es selbst anders hätten machen können, wenn wir ernstlich gewollt hätten. Wir kennen kein Schicksal mehr, als ein solches, das wir uns selbst zugezogen haben. Es ist für uns keine Nothwendigkeit, der wir uns nicht selbst unterwarfen, keine Knechtschaft, unter die wir uns nicht selbst verkauften, und der wir uns nicht jeden Augenblick entreifsen können.

Mit dem Unwillen über uns selbst ist auch immer der lebhafte Wunsch verknüpft, dafs wir uns nicht so möchten benommen haben. Daran wird die Reinheit und Stärke der Reue erprobt. Gründet sich nähmlich dieser Wunsch allein auf das Unedle, Unvernünftige, Pflichtwidrige, moralisch Schändliche der That, sind wir uns bewufst, dafs wir alles, was uns theuer ist, hingeben könnten, um damit das Vergangene ungeschehen zu machen, und äufsert sich die Aufrichtigkeit dieser Gesinnung bey der ersten Gelegenheit, die sich uns darbeut, etwas an dem gestifteten Unheile mit eigner grofser Aufopferung zu verbessern: dann können wir vertrauen, dafs unsre Reue wahr und ernstlich sey, dafs sie für unsre moralische

Bildung reiche Früchte bringen werde. Könnte man die moralischen Büfsungen mit Recht als Mittel ansehen, das Böse, dessen man sich schuldig gemacht hat, wegzuschaffen: so würden sie die zuverläfsigsten Kennzeichen wahrer Reue seyn. Aber es gibt Veranlassungen genug, unsern ernstlichen Abscheu gegen eine verkehrte Handlungsweise auf der Stelle an den Tag zu legen. Man darf sich nur ansinnen, den dadurch erlangten Vortheil sogleich hinzugeben, oder sich dem Ungemach, dem man dadurch entgehen wollte, blofs zu stellen.

Wahre Reue ist auf jeden Fall schon der Ansatz befsrer Maximen. Die verschiedenen moralischen Zustände, durch die der Mensch zur Vollkommenheit gelangt, greifen fest in einander. Ein jeder hat schon etwas vom nächstfolgenden an sich, so wie er mit dem vorhergehenden durch etwas enge verbunden ist. Die Selbsterkenntnifs ist auch schon einiger Mafsen Demuth; so wie in dieser der Same der Reue liegt; und das Thätige der Reue darf nur belebt werden, um in neue Vorsätze überzugehen. Sie kann daher auch niemand erlassen werden: denn sie stellt sich

nach der Demuth unvermeidlich und unwillkührlich ein. Man darf nur das jedem Menschen beywohnende Gefühl der Freyheit anregen, um sie hervorzubringen. Nur dafür hat man zu sorgen, daſs die Reflexion nicht zu lange unthätig beym Vergangenen verweile, sondern sich bald zu einem kräftigen Eifer für die Zukunft umstimme. Das Erwägen dessen, was geschehen ist, hat an sich keinen Werth, alles hängt davon ab, daſs es den Gedanken an das, was jetzt geschehen soll, lebendiger mache.

Der Glaube an ein höchstes Wesen, kann in der Reue nicht ganz unwirksam bleiben. Er hängt mit allen unsern moralischen Angelegenheiten zusammen, hat in alle einen natürlichen Einfluſs, und für alle ist es wichtig, diesen Einfluſs nicht zu vernachläſsigen. Mit der Moralität soll auch Religiosität in uns gebildet werden, jene soll sich in dieser vollenden. Unsre Reue wird eine religiöse, wenn wir neben der absoluten Unwürde unsrer Verkehrtheit zugleich auf ihre Folgen in einer moralischen Weltordnung merken, wenn wir bedenken, daſs wir durch eine böse Hand-

lung nicht blofs das Gefetz der Pflicht in unfrer Vernunft, fondern auch das Gefetz des höchften, abfolut heiligen Willens übertreten, uns nicht blofs mit uns felbft überworfen, fondern uns auch aus der Befreundung mit Gott, in der wir allein unfer wahres Intereffe beforgt finden, verloren, uns ihm mifsfällig gemacht, und an unfrer Beftimmung eingebüfst haben, dafs unfre Unwürde auch Unvollkommenheit und Unfeligkeit fey, etwas, das zwifchen uns und Gott in der Mitte fteht, und jede Annäherung und gegenfeitige Mittheilung verhindere. Hieraus entfpringt nicht allein ein lebhafterer Abfcheu gegen das Böfe, fondern wir werden auch dahin gebracht, uns vor Gott fchuldig zu geben, wodurch unfre Verwerflichkeit einleuchtender, und der Eifer, uns ihr zu entreifsen, kräftiger wird.

III.

Praktifche Lebensgrundfätze, oder Folgen der Selbfterkenntnifs für den Willen.

Die Selbfterkenntnifs foll nicht blofs auf das Gefühl wirken, fondern auch für den Willen Folgen haben. Darauf bezog fich die

dritte Frage, was soll nun aus mir werden? Er soll sich der Grundsätze, die aus der Beantwortung derselben hervorgehen, so bemächtigen, wie er sich in der ersten Veredlungs-Periode des moralischen Gesetzes bemächtigte, sie zu bleibenden Maximen des Lebens machen. Dies ist es, worauf alles ankommt, was die Gefühle der Demuth und Reue nur vorbereiten, wozu sie die thätige Kraft anregen sollten.

Diese Gefühle enthalten schon in sich kräftige Antriebe zur Befolgung der ihnen entsprechenden Grundsätze, und wirken, auch sich selbst überlassen, viel Gutes. Aber sie dürfen doch sich selbst nicht überlassen bleiben: denn sie sind veränderlich, unwillkührlich und unzuverläſsig, nicht immer gleich lebhaft, und werden oft von stärkern Eindrücken überwältigt. Ueberdem soll auch in der Veredlung alles Werk freyer Selbstthätigkeit seyn. Der Wille muſs daher hinzutreten, jene Gefühle und Grundsätze beleben, und sich in den letztern die Maximen der Tugend aneignen.

Diese Aneignung ist für die einzelnen Bestimmungen und Züge des Charakters das,

was die erste Richtung auf das Gute für die edle Gesinnung im Ganzen ist. Sie ist wie diese auf ein mannichfaltiges Leben anzuwenden, kann nur nach und nach ausgeführt, und muss in der Erscheinung immerfort gestärkt und unterstützt werden, dass sie in Fertigkeit übergehe. Sie zeigt sich daher Anfangs auch als eine gewisse Richtung des Willens, aber nicht mehr auf das Allgemeine, das Gesetz, die Gottheit, sondern auf individuelle Grundsätze und Maximen, die dadurch zu Vorsätzen und Entschliessungen werden.

So wie nun der Fortgang des ganzen Veredlungsgeschäftes von der Stärke und Beschaffenheit jener ersten Richtung abhängt: so hängt insbesondre die Veredlung der einzelnen Neigungen von der Art ab, wie diese Vorsätze zuerst gefasst werden. Sind sie nicht gehörig entwickelt, oder nicht stark genug: so wird es nie zu einer dauerhaften Ausführung kommen; sie werden vergessen, übertreten, durch den fortdauernden Reitz der Sinnlichkeit ganz unkräftig gemacht, und verschwinden zuletzt ganz aus der Seele.

Es gibt mancherley Mittel, wodurch wir gute Vorsätze bey uns befestigen, und uns die Ausführung derselben erleichtern können, aber diese müssen uns schon in einem hohen Grade heilig seyn, um uns zum Gebrauche derselben zu vermögen. Nicht gehaltene Vorsätze sind die traurigsten, aber sehr gewöhnliche Erfahrungen im menschlichen Leben. Wenn man den Ursachen davon nachspürt: so wird man zwar immer finden, daſs man sich übereilt hatte, nicht besonnen genug war, daſs ein heftiger Affect uns hinriſs, Zerstreuung uns hinderte, an die Entschlieſsung zu denken, oder eine Leidenschaft uns blendete; aber man wird sich doch auch nicht verbergen können, daſs uns das alles nicht dahin hätte bringen können, wenn jene Vorsätze gleich Anfangs ernstlicher gewesen wären, uns angelegentlicher beschäftigt, oder, wir ihnen mehr Gewicht, und eine solche Einrichtung gegeben hätten, wodurch sie sich uns tiefer eingeprägt, und unserm Leben inniger mitgetheilt haben würden.

Gewöhnlich wird nichts flüchtiger behandelt als gute Vorsätze, selten macht man es sich selbst recht deutlich, was man damit will.

Man denkt ſie kaum im Allgemeinen, und eilt darüber weg, indem man ſich überredet, das werde ſich alles zu ſeiner Zeit wohl geben, oder man wolle es nächſtens wieder vornehmen. Sie haben in einer doppelten Hinſicht etwas Peinliches; einmal, weil ſie uns an unſre Gebrechlichkeit erinnern, mit demüthigenden und reuevollen Empfindungen gepaart gehen, die niemand gerne lange unterhält; dann auch, weil ihrer Ausführung bedeutende Hinderniſſe entgegen ſtehen, und ſie die Bekämpfung ſolcher Neigungen fordern, denen man ſehr ungerne entſagt. Dazu iſt in der Beſchäftigung mit ihnen zu wenig Sinnliches, als daſs ſie uns lange auf eine angenehme Art hinhalten könnte. Das alles, meynt man, werde anders ſeyn, wenn ſich einmal eine Gelegenheit zeigt, ſie in Erfüllung zu bringen; bis dahin wird denn auch alles aufgeſchoben. Man verſäumt es ſogar, ſich dieſelben nur gehörig einzuprägen, noch mehr aber ſie ſich zu einer heiligen Angelegenheit zu machen. Oft hat nicht einmal der Wille daran Antheil. Man täuſcht ſich, indem man etwas für einen Vorſatz hält, was doch nicht mehr iſt, als eine

fromme Aufwallung des Herzens, oder der Gedanke, daſs wir ſo wohl handeln könnten und müſsten, auch dazu geneigt ſeyn würden, wenn es nur nicht jetzt noch ſo ſchwer wäre. Wie iſt es möglich, daſs ſolche Vorſätze unter den mancherley Zerſtreuungen und Beſchäftigungen des Lebens fortdauern, ſich gegen die ſtarken Antriebe der Sinnlichkeit behaupten, und uns zur rechten Zeit wieder erinnerlich werden; da oft auch diejenigen fruchtlos ſind, mit denen wir es wirklich ernſtlich meynten, die gleich Anfangs mit feurigem Enthuſiasmus genährt wurden, und in Anſehung derer wir uns ſtark genug fühlten, ihnen alles aufzuopfern.

Das Erſte, was dazu erfordert wird, wenn wir uns von unſern Vorſätzen einen glücklichen Erfolg verſprechen wollen, iſt, daſs ſich in ihnen ein reiner, kräftiger Wille offenbare, daſs wir uns bewuſst ſeyen, ſie frey und ſelbſtthätig gefaſst zu haben. Ohne das verdienen ſie kaum Vorſätze genannt zu werden. Es gibt gewiſſe geheime Regungen des moraliſchen Gefühles, die ein von uns unbemerktes Spiel innerer Kräfte und beſonders

der Phantasie veranlassen, das sich zuletzt in den Gedanken auflöst, dass wir das Eine oder Andre in unserm Leben verbessern wollen. Sie gehen gewöhnlich ohne Wirkung vorüber, und wir beklagen uns über die Schwäche, die ihrem Vorsatze nicht treu war. Aber, wenn wir uns näher untersuchen wollten, würden wir finden, dass wir uns eigentlich gar nichts vorgenommen hatten, dass jener Gedanke ohne unser Zuthun entstanden war. Wo keine eigne Thätigkeit ist, ist auch kein Vorsatz; in diesem muss schon die ganze Fülle der Geisteskraft enthalten seyn, die wir auf die Verbesserung unsrer Maximen verwenden.

Oft bringt uns die Erfahrung einer Unannehmlichkeit, die wir uns durch ein verkehrtes Benehmen zugezogen haben, auf den Entschluss, unsre Handlungsweise zu ändern. In diesem Entschlusse verhalten wir uns nun wohl nicht ganz leidend; aber die daran erwiesene Thätigkeit ist nicht rein und selbstständig, keine Frucht eines veredelten Willens; er kommt nicht aus dem Herzen, es ist uns nur um den Vortheil zu thun. So wie dieser verschwindet, oder die Vorstellung desselben

schwächer und dunkler wird, oder sein Werth für uns sich vermindert, nimmt auch nach und nach die Stärke unsrer Entschliessung ab. Einem bedeutendern Vortheile muss sie ganz und gar weichen. Oft wecken moralisch - religiöse Rührungen solche Vorsätze, die ihnen entsprechen. Aber auch hier herrscht das Gefühl vor, der Wille wendet entweder gar keine, oder zu geringe Kraft daran; darum liegen sie auch ausser seiner Gewalt; sie verschwinden mit der Wärme des Gefühles, ohne dass er im Stande ist, sie festzuhalten. Es ist nicht genug, dass wir uns an unsern Vorsätzen thätig beweisen; diese Thätigkeit muss rein und frey seyn, durchaus uns selbst angehören; wir müssen fühlen, dass nicht etwas anders, sondern wir selbst uns bestimmt haben, und dass uns nichts dazu vermochte als die Würde der Tugend, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer solchen Handlungsweise. Es ist nicht genug, dass wir zu ihnen mitgewirkt, wir müssen sie schlechthin bewirkt haben. Nur da können wir uns versichert halten, dass es uns mit unserm Vornehmen ein wahrer Ernst sey, wo wir uns in demselben der freyen

Anstrengung unsers Willens bewufst sind, wo eine weise Ueberdenkung unsers Lebens, daraus entsprungene Demuth und Reue uns zur Besinnung geweckt, und diese Besinnung uns dahin gebracht hat, die bessern Grundsätze zu herrschenden Prinzipien in unsern Willen aufzunehmen. So entsteht das kräftige Wollen, mit welchem innerlich auch zugleich die That verbunden ist.

In Ansehung des Aeufsern aber ist damit noch nichts weiter erzeugt, als Reife des Vorsatzes. Es kommt nun darauf an, diesem diejenigen Eigenschaften zu ertheilen, die ihn zur Ausführung im Leben geschickt machen.

Dazu gehört nun zuvörderst, dafs sich die Seele fest und ungetheilt auf ihn richte, das Bewufstseyn desselben erhöhe, ihn eine Zeitlang mit sich herumtrage, und sich entweder allein mit ihm beschäftige, oder ihn doch bey ihren andern Beschäftigungen nie so weit aus dem Auge verliere, dafs sie seiner nicht gleich wieder inne werden könne. So nur kann er sich ihr recht einprägen, und ein wirksames Prinzip in ihr werden. Bey allem Ernste, womit er gefafst wurde, bleibt er

ihr doch zu fremd, von ihren andern Zwecken zu ſcharf geſchieden und zu rein geiſtig, um ſich durch ſich ſelbſt zu erhalten, und immer ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, wenn man ihm nicht gleich Anfangs zu Hülfe kommt, ihn ſich oft und ſtark vorhält, ſich an ihn gewöhnt, das Denken deſſelben zur Fertigkeit bringt, und ihm ſo die Kraft eines natürlichen Antriebes gibt. Eben daher, weil dies ſo ſelten geſchieht, rührt es, daſs ſo mancher Vorſatz fruchtlos bleibt, ſich ſelten der Erinnerung darſtellt, und bald wieder vergeſſen wird. Er kann ſich nicht feſthalten, weil er keine Grundlage hat. Man hat ſich nicht immer in der Gewalt, zu denken, woran man will. Aber beym erſten Entſtehen eines Gedankens, können wir, durch längeres Verweilen und öftere Wiederhohlung deſſelben, ihn in uns vorherrſchend machen, daſs er ſich nachher unwillkührlich aufdringt, und uns überall zu Gebothe ſteht, wo wir ſeiner bedürfen. Es iſt freylich ſchwer, ſich eine Zeit lang immer mit derſelben Sache zu beſchäftigen, die noch dazu ſo leicht ermüdet, ſo wenig Intereſſantes hat, bey der es gar nichts Neues

gibt,

gibt, und von der uns die Eindrücke der Sinne ſo wohl als die Bilder der Phantaſie, die uns in einer ſo groſsen Menge und Mannichfaltigkeit zuſtrömen, beſtändig abziehen, aber ohne das iſt es doch nicht möglich, weder in der Aufklärung des Verſtandes, noch in der Bildung des Herzens bedeutende Fortſchritte zu machen.

So tief wir uns indeſs unſre Vorſätze mögen eingeprägt haben: ſo werden ſie doch unwirkſam bleiben, ſo lange es ihnen an der gehörigen Deutlichkeit und Beſtimmtheit fehlt. Wir müſſen uns deſſen, was wir uns eigentlich damit vornehmen, genau und ausführlich bewuſst ſeyn. Nicht genug zu wiſſen, daſs wir tugendhafte Menſchen werden, alle unſre Pflichten treu erfüllen, nichts Böſes wieder denken und thun wollen — auch nicht genug jene Pflichten und dieſes Böſe überhaupt zu kennen. Jeder einzelne Vorſatz muſs beſonders erwogen, nach allen ſeine Forderungen und Beziehungen entwickelt, nach allen Lagen und Verhältniſſen, in denen von uns eine Anwendung deſſelben möglich iſt, betrachtet, und in ſo viele be-

ſondre Vorſätze, die ſich in ihm vereinigen, zergliedert werden. Wir müſſen uns nicht bloſs entſchlieſsen, dieſe oder jene Tugend zu üben, ſondern ſie auf dieſe Art, mit dieſen Kräften, in dieſer Situation zu üben. Wir müſſen uns gleich Anfangs unterrichten, wie unſre Grundſätze nach dem Leben zu beſchränken, zu erweitern, oder nur bloſs zu modificiren ſind, ſo daſs wir für jede Lage, in die wir kommen mögen, ſchon vorher, wie wir uns darin benehmen wollen, ausgemittelt haben.

In der Allgemeinheit, worin ihn der Verſtand gewöhnlich denkt, und nothwendig denken muſs, um ihn nach ſeinem Geiſte und ſeiner Tendenz zu faſſen, läſst ſich kein einziger Vorſatz ausführen. Es ſind immer individuelle Fälle, in denen er ſeine Anwendung ſindet, und alles kommt darauf an, die Beziehung ſolcher Fälle auf ihn recht zu würdigen; und dieſe iſt oft ſo verſteckt, oder ſo ſchwer auszumitteln, daſs ſie im Augenblicke des Handelns entweder ganz überſehen, oder doch unrichtig beſtimmt wird. Bey einer vorkommenden Gelegenheit, von einem Vorſatze Ge-

brauch zu machen, ist man selten ruhig und unbefangen genug, zu untersuchen, wie dieser Gebrauch beschaffen seyn müsse, oft aber geneigt, ihn zu Gunsten der Sinnlichkeit zu deuten; wenn dem nicht schon durch vorherige Untersuchung vorgebeugt, wenn man nicht schon mit sich darüber einig geworden ist, was man zu thun und zu lassen habe. Daher ereignet es sich so oft, dass man Vorsätze übertritt, ohne recht zu wissen, dass ihnen damit zuwider gehandelt werde. Wer sich, z. B., nur im Allgemeinen vornimmt, nie wieder in einer Art des Genusses unmäfsig zu seyn, oder sich von einem Affecte fortreifsen zu lassen, dem wird beydes oft begegnen, weil er sich nicht darauf besinnt, dass diese Handlung dahin gehöre, dass in ihr Ausschweifung oder Leidenschaftlichkeit sey. Nur da ist er im Stande, seinen Vorsatz zu halten, wo er zugleich die Art des Genusses, oder den besondern Affect und das Mass, das darin, nach den Vorschriften der Weisheit, beobachtet werden muss, deutlich gedacht, und mit in ihn hinein gezogen hat.

Das Allgemeine ist an sich unwirksam. In ihm spricht allein der Verstand; der Verstand aber realisirt nichts. Nur da, wo es sich im Einzelnen darstellt, an einem Individuellen offenbart, dringt es ins Leben, regt es das Gefühl und mit ihm die thätige Kraft an, etwas Wirkliches hervorzubringen. Was man sich im Allgemeinen vornimmt, nimmt man sich nur obenhin vor, und führt es gewiss nie aus. Es hat auch gar nicht den Anschein, als ob es damit aufs Ausführen abgesehen sey, als ob es je aus dem Gedanken heraus treten solle. Wird es aber ein Besonderes: so fällt es zugleich in das Gebieth der Phantasie, die es mit ihren Farben schmückt, und ihm mannichfaltiges Interesse ertheilt. Man wird daher immer finden, dass man diejenigen Vorsätze, die sich auf einzelne Handlungen bezogen, treuer gehalten habe, als diejenigen, die eine ganze Handlungsweise umfassten.

Ohne vorher mit der Tendenz eines praktischen Grundsatzes bekannt zu seyn, sich über seinen Entschluss gehörig verstanden zu haben, und sein Verhältniss zur Tugend überhaupt zu kennen, laufen wir immer Gefahr, in seiner

Anwendung Miſsgriffe zu thun, und ihn entweder zu weit auszudehnen, mithin ſich viel Ueberflüſsiges und Unnützes aufzubürden, — welches dann bald muthlos macht, und ihn als eine zu ſchwere Laſt anſehen lehrt, der man ſich aus allen Kräften zu entledigen ſtrebt — oder ihn zu enge zu beſchränken, ſich manches zu erlauben, was man ſich nicht erlauben ſollte — wobey man verleitet wird, ſich mit der Zeit immer mehr nachzulaſſen, und zuletzt den ganzen Vorſatz zu brechen.

Je deutlicher wir uns etwas denken; je beſſer wir einſehen, daſs, und warum etwas im Allgemeinen ſo ſey, und was daraus für das Einzelne folge; je heller und beſtimmter wir dieſes in jenem erblicken: deſto fähiger ſind wir, darnach zu handeln. Dunkle, halb entwickelte Begriffe, können wohl ſtarke Empfindungen, vorübergehende lebhafte Rührungen, aber keine dauerhaften Beſtrebungen erwecken; dieſe ſind nur eine Frucht aufgeklärter Einſichten. Das deutlich Gedachte theilt ſich dem Herzen inniger mit, drückt ſich tiefer ein, und verbreitet ſich in gleichförmiger Bewegung über das ganze Leben. Was

wir nach allen ſeinen Beziehungen kennen, intereſſirt uns deſswegen auch mehr, wir behalten es beſſer, und können uns leichter wieder daran erinnern. Heiliger, unvergeſslicher iſt uns der Vorſatz, kräftiger dringt er ſich uns überall an, deſſen wir uns gleich Anfangs nach allen ſeinen Beſtimmungen vollſtändig bewufst waren, der immer in voller Klarheit vor der Seele ſtand.

Drittens, wird auch dadurch die Dauer und Wirkſamkeit eines Vorſatzes ſehr befördert, daſs man ſich die Wichtigkeit deſſelben recht lebhaft vergegenwärtigt. Wir müſſen ihn für etwas halten, das mit unſern höchſten Angelegenheiten in genauer Verbindung ſteht, von dem die Würde und der Friede unſers Lebens abhängt, wenn wir ihn treu bewahren, und gewiſſenhaft vollbringen wollen. Fehlt es uns an dieſer Ueberzeugung: ſo werden wir ihn nie gegen den Leichtſinn, der immer den ſtärkſten und ſinnlichſten Eindrücken folgt, retten können. Haben wir andre Zwecke, die uns mehr gelten: ſo wird er dieſen unvermeidlich aufgeopfert werden. Mag dann unſre Einſicht noch

ſo deutlich ſeyn: wir handeln ihr doch entgegen. Das wird ihn dann nach und nach ſchwächen, und endlich ganz vertilgen. Es kommt uns nie in den Sinn, uns abſichtlich an ihn zu erinnern, um ihm dadurch neues Leben zu geben. Alles, was uns begegnet, oder was wir ſelbſt denken und thun, hilft ihn entkräften.

Jedem ernſtlich gefaſsten Vorſatze klebt ſchon an ſich ein Gefühl ſeiner Wichtigkeit an. Ohne das würde er nicht entſtanden ſeyn. Wer ſich vornimmt, nach irgend einem Grundſatze zu handeln, muſs vorher überzeugt ſeyn, daſs dies für ihn nothwendig ſey. Aber jenes Gefühl und dieſe Ueberzeugung ſind nicht hinreichend, uns immer dabey zu erhalten, und jeder Verſuchung zur Untreue zu widerſtehen. Beyde müſſen aufgeklärt und erweitert werden.

Da iſt denn nicht genug, im Allgemeinen einzuſehen, daſs die Tugend vernunftmäſsig ſey, dem höchſten Weſen angenehm mache, und zu unſrer Beſtimmung führe, daſs man ſich ſeiner beſſern Denkungsart nicht verſichern könne, ohne ſie in der ſtandhaften Ausführung guter Vorſätze erprobt zu haben, daſs ſich in ihrer Erfüllung allein der wahre und bleibende

Werth des Menschen offenbare, daſs ſich der Tugendhafte nie gröſser und glücklicher fühle, als wo er ſeiner Pflicht theure Opfer bringt, und gegen die ſtärkſten Anreitzungen der Sünde ſeine Würde behauptet, daſs ihn nichts tiefer ſchmerze und mehr demüthige, als das Bewuſstſeyn, ſeinen Vorſatz nicht gehalten zu haben, daſs jede Uebertretung unvollkommner mache, und unvermeidlich in der moraliſchen Bildung zurückſetze. Man muſs dies von jedem einzelnen Vorſatze insbeſondre einſehen, ſo wie man ſich jeden insbeſondre deutlich machen muſs. Iſt es, z. B., eine Leidenſchaft, die man unterdrücken, oder eine verkehrte Gewohnheit, die man ablegen will: ſo denke man bey ſich ſelbſt nach, warum man ſich dies vornehme, welchen Einfluſs man davon auf ſeinen Charakter und auf ſein Leben erwarte, warum es gefährlich ſey ſich davon länger beherrſchen zu laſſen, und wie viel darauf ankomme, daſs man das nun unverbrüchlich halte. Man ſammle ſich, und gehe mit ſich zu Rathe. „Ich habe bisher dieſen Fehler an „mir gehabt, er hat mir oft groſse Unruhe ge„bracht, mich in manche Verlegenheit geſtürzt,

„mir ſo viele bittre Stunden verurſacht, ſo „viel an meinem Herzen verdorben, mich in „meinen irrdiſchen, noch mehr aber in mei- „nen moraliſchen Angelegenheiten zurück ge- „ſetzt. Ich habe damit Unrecht gethan; ich „habe meiner beſſern Ueberzeugung, meinen „heiligſten Gefühlen entgegen gehandelt, eh- „würdige Pflichten übertreten, ich bin ein un- „würdiger Menſch geworden, ich muſs mich „ſelbſt verachten. Er hat noch manche andre „Fehler nach ſich gezogen. — Nein, ich „kann, ich will das nicht mehr thun. Dieſer „Vorſatz ſoll mir theuer ſeyn, wie mein Le- „ben. Eher will ich alles hingeben, eher Ar- „muth, Spott und Verachtung dulden, als ihn „übertreten. Nie will ich des Tages, nie der „Stunde vergeſſen, da ich ihn faſste. Ich will „mir darin auch nicht das Geringſte nachſehen. „Wie ſchmerzlich würde ich das bereuen, „wie unerträglich mir ſelbſt werden. Habe „ich ihn einmal gebrochen: ſo werde ich es „gewiſs mehr thun, und vielleicht bin ich „dann ohne Rettung verloren. Vielleicht „ſpricht dann der innere Freund nicht ſo laut „und ernſt, wie er jetzt ſpricht. Gleichgülti-

„ger werde ich gewiſs gegen ſeine Erinnerun-„gen ſeyn, und das wird immer mehr bey „mir einreiſsen. Ich werde verwildern, tiefer „ſinken, als ich geſunken war, ehe ich dieſen „Vorſatz faſste, denn mein moraliſches Gefühl „wird ſtumpfer. Die Leidenſchaft wird mich „überwältigen, und mich phyſiſch und mora-„liſch zu Grunde richten.“

Gewiſs wird ein Vorſätz, mit dieſen Erinnerungen und Ueberlegungen gepaart, nicht ſo leicht vergeſſen, oder übertreten werden.

Viertens, muſs man ſich das Faſſen eines neuen Vorſatzes recht feierlich machen. Dadurch verhütet man am beſten, daſs er uns je gleichgültig werde, und bringt ſich ſelbſt, in Abſicht auf ihn, in eine ſolche Verfaſſung, daſs man eine gewiſſe Ehrfurcht vor ihm behält, daſs man ſich vor ihm ſcheut, etwas zu thun, was ihm entgegen iſt. Was dauerhaft auf den Menſchen wirken ſoll, darf ihm nicht gemein werden, es muſs ihm als etwas erſcheinen, das höher iſt als er, das er mit ſeinen Gedanken und Empfindungen nicht ganz erreichen kann. Es muſs in ihm etwas enthalten ſeyn, was er nicht ganz be-

greift, was der Schleier eines heiligen Geheimnisses bedeckt, das aber doch sein moralisches Gefühl anregt, von dem er etwas Vortreffliches ahndet, was seine Einbildungskraft mit dunkeln, aber erhabenen Ideen beschäftigt. Mag ihm eine Sache noch so grofse Wichtigkeit haben, mag er von ihr sein Bestes erwarten: so bald es ihm gelingt, sie zu sich hinabzuziehen, und sich ganz gleichzustellen, oder sie in jeder Hinsicht zu verdeutlichen, ist zu besorgen, dafs er sie versäumen, oder sie wenigstens da zurück setzen werde, wo ein stärkeres Interesse sein Herz bewegt.

Hierauf ruht die Gewalt des Feierlichen und Geheimnifsvollen in der Religion, wenn es nur nicht in ein Schwärmerisches, Unvernünftiges und Geschmackwidriges ausartet. Dies mufs auch bey unsern Vorsätzen angewandt werden. Freylich darf in ihnen nichts Ueberschwängliches, Idealisches, Unbegreifliches seyn, nichts, was sich nicht vollkommen deutlich machen liefse. Aber mit der Stimmung, worin wir sie fassen, läfst sich manches verbinden, es lassen sich manche Gedanken und Gefühle an sie knüpfen, wodurch

ſie, ohne an Klarheit zu verlieren, feierlich werden.

In dieſer Hinſicht bereite man ſich auf die Stunde vor, wo man ſich einen neuen Vorſatz vergegenwärtigen und einprägen will. Man wähle dazu eine ſolche, wo der Geiſt ruhig, unbefangen und fähig iſt, ſich mit einer heiligen Angelegenheit zu beſchäftigen. Man ſtimme ſich zu einem weiſen Ernſte, und entferne alle gemeine Gedanken, alle Erinnerungen, die uns ins Irrdiſche hineinziehen, entſchlage ſich alles Kleinen und Unwürdigen. Man erfülle ſeine Seele mit groſsen Ideen, und trete ſo aus ſeiner gewöhnlichen Exiſtenz heraus, um gleichſam in einer höhern Welt zu leben. Man erhebe ſich zu denjenigen Beziehungen, und dem Theile ſeiner Beſtimmung, die über dieſe Erde hinausgehen. Dann, von allem Gemeinen geſchieden, dem Ueberſinnlichen ganz hingegeben, ſpreche man zu ſich ſelbſt: „ſo war ich, und ſo will ich ſeyn; ich „gelobe es mir ſelbſt — ich gelobe es der „Menſchheit — ich gelobe es dem Allgegen„wärtigen, der mich hier allein umgibt, der „mein Herz kennt, der Zeuge meines Ver-

„ſprechens iſt und mich einſt darnach richten „wird; ich darf, ich kann nicht wieder zu- „rücktreten, denn ich gehöre mir ſelbſt nicht „mehr an; ich darf, ich kann nicht mehr dem „Reitze der Sinne folgen, oder ich müſste ei- „nen Vertrag brechen, den ich mit der Gei- „ſterwelt geſchloſſen habe.“

Nichts trägt mehr dazu bey, uns unſre Vorſätze ehrwürdig zu machen, als daſs wir uns Gott dabey vergegenwärtigen, und ſie in ein ernſtliches Gebet zu ihm einkleiden, das erhebt unſern Sinn, erweitert unſer Herz, verſtärkt mit unſerm Eifer auch unſern Muth und das Vertrauen, daſs es uns gelingen werde, ſie auszuführen. Bey jeder Veranlaſſung, ihnen entgegen zu handeln, tritt dann zwiſchen uns und die Sünde allmächtig der Gedanke: Gott ſieht es, dem du heilig gelobteſt, das nicht zu thun, du zerreiſseſt, vielleicht auf ewig, das ſchöne Band, das dich einſt in der feyerlichen Stunde des Verſprechens an ihn knüpfte.

Wir erinnern uns einer Sache um ſo viel leichter, mit je mehreren andern ſie zuſammenhängt, und je genauer ſie mit dieſen verbunden iſt. Wir brauchen nur Eine von dieſen

zu sehen, oder an sie zu denken, um dadurch ohne Mühe auf jene geführt zu werden. Wenn wir uns auf etwas besinnen: so thun wir damit nichts anders, als daſs wir die zunächst angränzenden Ideen wieder anregen, die uns dann auch bald die gesuchte darstellen. Die Art, wie die eine Vorstellung die andre wieder erweckt, ist nun freylich durch die Gesetze der Einbildungskraft bestimmt; aber wir können sie doch in das dazu erforderliche Verhältniſs bringen. Es gibt wohl keinen Gedanken, der nicht mit einem andern in eine solche Verbindung gesetzt werden könnte, vermittelst dessen die Phantasie von diesem zu jenem überginge, wenn es auch nur die wäre, daſs sie sich einander ausschlieſsen und widersprechen, oder daſs sie einmal zu gleicher Zeit in der Seele existirt haben, oder daſs man Gegenstände, die sich auf sie beziehen, einmal an demselben Orte beysammen fand. Auf diese Weise kann man nun auch seine Vorsätze in seine Gewalt bekommen, wenn man sie mit vielen, und besonders solchen Gegenständen verknüpft, die uns täglich in die Augen fallen. Jeder

Blick auf diese, wird auch jene wieder ins Leben rufen. In dieser Hinsicht darf man nur lange bey ihnen verweilen: und wir denken gewiss mit ihnen zugleich noch viel andres, das uns, wenn wir es einst wieder sehen, an sie wieder erinnert. Man darf sich nur ihres Ursprunges, der veranlassenden und begleitenden Ideen bewusst werden, zwischen ihnen und den nothwendigsten Zwecken unsers Lebens Vergleichungen anstellen, um sie mit diesen Ideen und Zwecken jedes Mal in sich wieder zu finden. Je leichter und ungezwungener der Uebergang ist, desto lebhafter wird die Erinnerung seyn.

Sind diese zugesellten Ideen gar angenehmer Art: so wird dadurch neben der Leichtigkeit der Erinnerung noch das Interesse des Vorsatzes vermehrt. Der traurigste Gedanke verwandelt sich in einen fröhlichen, der gleichgültigste wird wichtig, dadurch, dass man heitre Phantasiebilder um ihn herum legt, sich gewöhnt, ihn in einer schönen Umgebung zu denken. Ein kräftiges, sinnreiches, darstellendes, vielbedeutendes Wort, ist hierin oft von grosser Wirkung. Ein ehrwürdiger Nahme

macht uns nicht ſelten die Sache ehrwürdig; ſo wie ein erniedrigender uns dieſe gering ſchätzen läſst. Eine gefällige Verſinnlichung, eine edle Bezeichnung, eine ſchöne oder rührende Beſchreibung thut noch mehr. Wie nun die Tugend überhaupt gewinnt, wenn man ſie unter lieblichen Bildern, wie etwa der Klarheit, der Harmonie, des Friedens und des Lebens denkt: ſo läſst ſich jeder einzelne Vorſatz unter beſondern Beziehungen vorſtellen, die ihm das Herz gewinnen, die uns die Beſchäftigung mit ihm, ſo wie ſeine Ausführung erfreulich machen. Das Meiſte von dem, was wir in der Welt lieben, lieben wir weniger um ſeiner ſelbſt, als um der dunkeln, aber angenehmen, Nebenvorſtellungen und Empfindungen willen, die die Einbildungskraft darin gemiſcht hat.

Auf gleiche Weiſe kann man auf der andern Seite den lebhaften Gedanken an das Laſter, der ſo leicht zur That wird, dadurch entfernen, und den Abſcheu gegen daſſelbe verſtärken, daſs man ſich daſſelbe nie anders, als in einer widrigen Situation, unter einem verhaſsten Nahmen und unter ſolchen Beziehungen,

die

die unangenehme Gefühle erwecken, vorstellt. Wir gewöhnen uns, es selbst als ein Unwürdiges, Erniedrigendes und Verächtliches zu denken und zu behandeln. Fast eben so oft wird das Laster um des glänzenden Scheines willen, den es um sich her zu verbreiten weiss, geschätzt, als: weil man sich von ihm selbst Genuss versprechen kann.

Man kann es wirklich durch Uebung dahin bringen, die Tugend immer von einer schönen und ehrwürdigen, und die entgegengesetzten Maximen von einer hässlichen und schlechten Seite anzusehen. Beydes wird der Befolgung guter Vorsätze in gleichem Masse zuträglich seyn.

Sechstens ist es sehr nützlich, sich bey jedem Vorsatze, den man fasst, das Bild eines edeln Menschen, der sich durch die ihm entsprechenden Tugenden auszeichnete, zu vergegenwärtigen, und dieses mit ihm im Andenken zu behalten. Dadurch wird uns der Vorsatz anschaulicher; wir sehen ihn nicht allein in einem sinnlichen Leben realisirt, sondern erblicken auch zugleich sein Verhältniss

zu den übrigen Bestimmungen und Bedürfnissen dieses Lebens. Es wird uns leichter, ihn nach allen seinen Beziehungen deutlich zu machen, und ihn dem Gedächtniss einzuprägen. In ihm spricht nicht mehr allein die Vernunft, sondern auch die Erfahrung, und vereinigt sich die Würde der erstern mit der Klarheit der letztern, das Idealische mit dem Wirklichen. Wir bemerken hier nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Art seiner Ausführung, und die edlere Gestalt, die unser Daseyn dadurch gewinnt. Wir können uns besser an das sinnlich Dargestellte, als an das bloss Gedachte erinnern. Jenes hängt mit mehr andern, und besonders individuellen Gedanken und Empfindungen zusammen, die uns, wenn sie zufällig bey uns angeregt werden, unwillkührlich darauf zurückführen. Das Andenken an einen geliebten oder verehrten Menschen drückt sich tiefer ein, und kommt öfter und lebendiger wieder zum Vorscheine, als das Andenken an eine Entschliessung, die wir einmal gefasst haben. Unsre Vorsätze werden auch stärker, wenn sie stäts im Bilde solcher Menschen vor unsre Seele treten. Zu ihrem natürlichen, rein

vernünftigen Interesse, gesellt sich das Interesse, das wir an jenen nehmen. Haben sie sich überdem noch durch andre vortreffliche Eigenschaften ausgezeichnet, sich durch irgend etwas Grosses um die Menschheit verdient gemacht; waren sie die Bewunderung ihrer Zeit und der Nachwelt; sind noch ehrwürdige Denkmale ihres Lebens vorhanden, standen sie mit uns in näherer Verbindung; waren sie unserm Herzen theuer; verdanken wir ihnen unvergessliche Wohlthaten: so wird die Achtung oder Zuneigung, die das in uns erweckt, ein Bestreben, ihnen in ihren Tugenden ähnlich zu werden, hervorbringen, das uns in der Ausführung unsrer Vorsätze kräftig unterstützt, und sie uns in mehrern Rücksichten zur heiligsten Angelegenheit macht. Vorzüglich wird dies dann der Fall seyn, wenn diejenigen, die wir uns zu Vorbildern wählen, das irdische Leben schon verlassen haben. Alles ist uns an ihnen ehrwürdiger. In ihren Tugenden reden zu uns heilige Stimmen aus einer andern Welt, auf die auch wir die Weisung im Herzen tragen.

Die Geschichte liefert uns genug Zeugnisse von dem Leben solcher Menschen, die uns bey

unſern Vorſätzen zum Muſter dienen können. Man wähle unter ihnen diejenigen, deren Charakter uns der gröſste ſcheint, die wir immer mit der meiſten Bewunderung betrachteten, die überdem mit uns in ihrer Denkungsart und Empfindungsweiſe am meiſten übereinſtimmten, und die diejenigen Tugenden, in denen wir ihnen ähnlich zu werden ſtreben, am vollkommenſten und reinſten geübt haben, und deren Leben in ſeinen übrigen Zügen am fehlerfreyſten war.

Wir haben gewiſs auch unter unſern Bekannten und Freunden manche Menſchen gezählt, die uns in der Ausübung einzelner Tugenden vorleuchteten, deren Beyſpiel uns in der Erfüllung guter Vorſätze ſtärken kann. Das Andenken an dieſe iſt noch wirkſamer als an diejenigen, die wir erſt aus einer fernen Vergangenheit hervorrufen müſſen, über die uns allein die unvollſtändigen, und ſelten ganz getreuen und unpartheyiſchen Nachrichten der Geſchichte belehren. Wir kennen ihren Charakter und ihr Leben beſſer, beyde liegen entwickelter in ihren einzelnen Beſtandtheilen vor uns. Was ſie waren, wie ſie es waren und

geworden ſind, iſt uns deutlicher. Sie waren uns näher, wir waren ſelbſt Zeugen ihrer Tugenden, wir ſahen ſie oft im Stillen handeln, wo ihr edles Herz ſich in ſeiner ganzen Vortrefflichkeit zeigte. Sie waren im Leben inniger mit uns verbunden, ſie ertheilten uns manche gute und kräftige Lehre, die ihre Handlungen verſiegelten. Wir haben von ihren beſſern Eigenſchaften Vortheile gezogen. Mit ſchmerzlicher Sehnſucht blickten wir ihnen nach, als ſie von uns ſchieden. Oft beſchäftigt uns noch immer ihr Andenken, und mit ihm der Wunſch, zu werden, wie ſie waren.

Aber das Leben auch der beſten Menſchen iſt nie ganz ohne Flecken. Mit ausgezeichneten Tugenden vereinigen ſich oft groſse Fehler. Dieſe ſind deſto gefährlicher, je leichter uns die Bewunderung der erſtern über ſie wegſehen läſst, oder ſie in einem täuſchenden Lichte zeigt, ihr Glanz uns blendet, die Mängel daran nicht zu bemerken. Oft hat zu dieſen Tugenden eine unreine Triebfeder mitgewirkt, und ihnen innere Unvollkommenheiten ertheilt, die der äuſsere Schein ganz überdeckt. Man darf ſich daher dieſelben nie unbedingt, und

ohne weiſe Prüfung zu Muſtern wählen, wenn man ſich nicht der Gefahr bloſs ſtellen will, mit ihren guten auch ihre verkehrten Eigenſchaften anzunehmen. Man muſs ſeine Vorſätze erſt, von aller Rückſicht auf ſie unabhängig, bloſs von eignem vernünftigen Nachdenken geleitet, gefaſst haben, darnach ihre Maximen würdigen, und dann, was davon bewährt gefunden, wird in heiliger Erinnerung halten.

Endlich ſiebentens iſt, um uns unſrer guten Vorſätze ganz zu verſichern, noch nöthig, daſs wir die merkwürdigſten Lagen, in denen wir ſie auszuführen haben, und die Verſuchungen, die uns aus denſelben hervorgehen werden, überdenken.

Jede Entſchlieſsung, die wir faſſen, hat mit mancherley Verſuchungen zu kämpfen, in denen uns bald unſer eignes Herz, bald die ſinnlichen Güter, Zwecke und Zerſtreuungen des Lebens, bald frohe oder traurige Schickſale, bald andre Menſchen, durch Beyſpiel oder Verführung, zur Untreue gegen ſie reitzen. Wir müſſen auf ſie gefaſst ſeyn, wenn ſie uns nicht überwältigen ſollen. Viele unter ihnen

ſind von der Art, daſs wir ihnen gewiſs unterliegen würden, wenn ſie uns in ihrer ganzen Stärke träfen. Dieſen müſſen wir, wenn ſie vermeidlich ſind, zu entgehen, und, wo dieſes nicht möglich iſt, ſie dahin zu ſchwächen, oder uns in eine ſolche Verfaſſung zu ſetzen ſuchen, daſs ſie uns nicht ſchädlich werden, daſs wir uns gegen ſie in unſrer Gewalt behalten. Beydes iſt aber nicht möglich, ohne vorher darüber nachgedacht zu haben, ob ſie uns wohl treffen werden, ob und in wie fern wir ihnen entgehen können, wie dies zu bewerkſtelligen, und was von ihnen zu fürchten ſey. Andre ſind weniger gefährlich, können es aber unter gewiſſen Umſtänden in einem höhern Grade werden, und erfordern gewiſſe Vorbereitungen, wenn wir im Stande ſeyn ſollen, uns in dem Augenblicke, wo ſie uns begegnen, weiſe gegen ſie zu verhalten. Auch hier iſt es nöthig, daſs wir vorher mit ihnen, und jenen Umſtänden, die ſie bedenklicher machen könnten, bekannt ſeyen, und wiſſen, wie wir dieſe und uns ſelbſt am beſten einrichten mögen. Alle aber haben das mit einander gemein, daſs ſie entweder unſern Geiſt verwir-

ren und betäuben, oder uns zu Uebertretung verleiten, und groſse Verheerungen in unſerm Herzen anrichten, ehe wir es bemerken, wenn ſie uns ganz unerwartet kommen. In den wenigſten Fällen werden wir wiſſen, daſs etwas eine Verſuchung für uns ſey, wenn wir uns nicht in dieſer Hinſicht angelegentlich geprüft haben.

Es iſt freylich nicht wohl möglich, ſich auf alle Lagen und Verſuchungen, in die man gerathen kann, zu beſinnen, und die gehörigen Maſsregeln dagegen zu ergreifen. Das Wenigſte von dem, was uns im Leben begegnet, läſst ſich vorher ſehen, oder auch nur vermuthen. Manches wiederfährt uns gewiſs, was uns nie geahndet hätte. Doch dieſe genaue Kenntniſs unſrer künftigen Verhältniſſe iſt auch nicht ſchlechterdings erforderlich. Haben wir uns einen Vorſatz recht deutlich gemacht: ſo wiſſen wir auch, welche Handlungsweiſen ihm entgegen ſtehen, und man braucht nur einiger Maſsen mit der natürlichen Geſchichte des menſchlichen Herzens bekannt zu ſeyn, um zu beurtheilen, was am meiſten zu dieſen Handlungsweiſen veranlaſst, welche von den

gewöhnlichen Neigungen hier vorzüglich ihr Spiel haben. Dann ſuche man ſeine eignen ſchwachen Seiten mit Beziehung auf jenen Vorſatz zu erforſchen. Sie zeigen ſich ſo oft und mannichfaltig, daſs man ſie bald entdecken wird. Nun überrechne man, welches die merkwürdigſten Umſtände ſeyen, worin Menſchen wohl kommen können, mit welcher Wahrſcheinlichkeit man vermuthen müſſe, daſs man auch einmal in den einen oder andern gerathen werde, was in jedem derſelben ſey, wodurch den natürlichen Neigungen des menſchlichen Herzens oder den ſchwachen Seiten des unſrigen geſchmeichelt wird, was uns zu ſolchen Handlungen, die mit unſern Vorſätzen ſtreiten, reitzen könnte; und nehme ſich dann vor, dieſe Umſtände entweder ganz abzuwenden, oder ihnen doch das zu benehmen, was darin gefährlich iſt. Man frage ſich z. B., wie ſtark iſt meine Liebe zum Gelde oder zur Ehre, was vermehrt dieſe Liebe, welcher angebothene Vortheil, welches gehoffte Anſehen könnte mich wohl vermögen, etwas gegen meine Pflicht zu thun? welcher ſinnliche Trieb iſt ſo mächtig, daſs ich

alles vermeiden muſs, was ihm Nahrung gibt, wenn er nicht über mich Herr werden, und mich wider meinen Willen fortreiſsen ſoll, und was gibt ihm dieſe Nahrung? in welchem Grade wirken Zerſtreuungen auf mich, mich meiner ſelbſt vergeſſen zu machen, mir meine ſittliche Beſonnenheit zu rauben, mir den Gedanken an meine Beſtimmung und an meine Pflichten aus den Augen zu rücken, mein Gewiſſen einzuſchläfern? welche Arten der Zerſtreuung haben vorzüglich dieſe Gewalt über mich, wie weit darf ich mich einer Luſtbarkeit überlaſſen, welche muſs ich ganz fliehen? wie ſtehe ich mit meiner Einbildungskraft, welche Bilder beſchäftigen ſie am meiſten, wie lebendig und reitzend ſtellt ſie mir dieſe dar, was iſt in ihnen unmoraliſch oder verführeriſch? was vermag über mich das Urtheil oder das Beyſpiel andrer Menſchen, in wie fern bin ich geneigt mich nach ihnen zu richten, wohin könnte mich dieſe Geneigtheit bringen? mit welchen Menſchen könnte ich wohl in Verbindung kommen, wie habe ich mich zu benehmen, daſs mir ihr Umgang nicht ſchade, in welcher Entfernung muſs ich

mich von ihnen halten, wodurch bleibt mir der Abſcheu vor ihren Fehlern? Endlich, was wirken Schickſale auf mich, in welche Stimmung verſetzen mich traurige oder fröhliche Ereigniſſe meines Lebens, und wie muſs ich ihren Einfluſs auf mich lenken, wie mich auf ſie vorbereiten, wie mich in dem Augenblicke, wo ſie mich getroffen haben, verhalten, daſs ſie mich zu nichts bewegen, was gegen meine Entſchlieſsung iſt?

Nur die Beantwortung dieſer Fragen kann uns in den Stand ſetzen, unſre Vorſätze treu zu halten, alles zu meiden, was ſie ſchwächt, und uns an ihrer Erfüllung hinderlich iſt, und diejenigen Gedanken und Betrachtungen zu beleben, womit wir uns gegen jede Verſuchung waffnen müſſen.

IV.

Weitere Bearbeitung und Ausführung der guten Vorſätze.

Alles bisher Geſagte betraf diejenigen Eigenſchaften, die wir unſern Vorſätzen gleich Anfangs ertheilen müſſen, um ſie befolgen zu können. Es ſind eigentlich nur Vorbereitungs-

anſtalten auf die Ausführung, die ſich nicht unmittelbar und von ſelbſt aus ihnen ergibt, ſondern noch ihre eignen, und zwar die vorzüglichſten Bemühungen erfordert. Haben wir ſie noch ſo angelegentlich gefaſst, uns noch ſo tief eingeprägt, noch ſo deutlich entwickelt, ſo wichtig und feierlich gemacht, mit noch ſo vielen angenehmen Gedanken und Empfindungen in Verbindung geſetzt, in dem Bilde vorzüglicher Menſchen entwickelt, unſre künftige Lage überdacht, und uns gegen die möglichen Verſuchungen gewaffnet: ſo bleibt es doch möglich, daſs wir ſie oft übertreten; entweder, weil wir uns nicht gleich auf ſie beſinnen, oder, weil ein ſinnlicher Reitz zu ſtark auf uns wirkt, als daſs wir ihm ſo leicht widerſtehen könnten. Die Ausübung der Tugend iſt ein immerwährender Kampf gegen den Naturtrieb, und doch ſoll ſie ſtandhaft ſeyn, nie unterliegen, und ſich nicht bloſs in einigen Handlungen, ſondern im ganzen Leben zeigen. Es entſteht daher jetzt die Frage: wie haben wir unſre Vorſätze weiter zu bearbeiten, durch welche Mittel können wir uns die ausdauernde, ununterbrochene Befolgung derſel-

ben erleichtern, was haben wir zu thun, dafs es uns damit immer gelinge? Hierauf beziehen fich folgende Regeln.

Erftens: Sorge dafür, dafs dir deine guten Vorfätze ftäts erinnerlich bleiben. So viel du auch gethan haben magft, fie deinem Gedächtniffe tief einzudrücken, und dir unvergefslich zu machen: fo kann es dir doch oft begegnen, dafs du ihnen entgegen handelft, weil du dich ihrer nicht erinnerft. Mehrere Dinge können dazu beytragen. Bald find es gewiffe Befchäftigungen, die dich fo ftark anziehen, dafs du alles, was nicht mit ihnen in Verbindung fteht, darüber verfäumft. Bald find es gewiffe Zwecke, die du fo raftlos verfolgft, dafs du allein an fie, und an das, wodurch fie erreicht werden können, denkft. Bald find es gewiffe Gegenftände, die dein Wohlgefallen und deine Liebe fo feffeln, dafs du dich ganz in ihnen verlierft, nur für fie Sinn und Gefühl haft, alles nur auf fie beziehft, und dasjenige, was fich auf fie nicht beziehen läfst, gar nicht beachteft. Bald find es gewiffe Vergnügungen, die dich in dem Mafse zerftreuen, dafs dabey kein vernünftiger Gedanke

in deine Seele kommen kann, dass du allein in den leichten Spielen der Phantasie, und in den wechselnden Empfindungen der Sinne lebst. Bald sind es gereitzte Leidenschaften, die dich aus dich selbst versetzen, und der Besinnung unfähig machen. Bald ist es ein fröhlicher Leichtsinn, der dir deine Vorsätze aus den Augen rückt, um nicht durch ihren Ernst gestört zu werden. Bald ist es der heftige Wunsch, eine pflichtwidrige Handlung zu begehen, der dich über sie wegdenken lehrt. Die Wirkungen von diesem allem zeigen sich nicht bloss darin, dass sie dir in einzelnen Augenblicken dasjenige verbergen, was du dir heilig vorgenommen hattest: sondern auch darin, dass sie die Erinnerung daran immer mehr schwächen, und es nach und nach ganz bey dir in Vergessenheit bringen. Gibst du dich ihnen unbedingt hin: so bist du verloren.

Darum vertiefe dich nie zu sehr in deine Geschäfte; überhäufe dich nie so mit ihnen, dass dir keine Zeit mehr übrig bleibe, an deine höhern Angelegenheiten zu denken, fülle deinen Geist nie so mit ihnen an, dass seine edlern Bedürfnisse verdrängt werden. Lass

dich von keinem irrdischen Zwecke ganz hinreissen, dass auf ihn stäts alle deine Kräfte, all dein Sinnen, Denken und Thun gerichtet seyen, dass sich deine Seele nie sammeln könne, zur unpartheyischen Würdigung deines Lebens. — Bewundre, liebe nie etwas, wenn es auch noch so vortrefflich wäre, so, dass du nichts anders mehr schätzen könnest, dass du gegen alles andre gleichgültig werdest. Geniesse kein Vergnügen so ausschweifend, dass es dich ganz in seine Gewalt bekomme. Fliehe die Freude, von der du weisst, dass sie dich bethören wird. Werde nie so leidenschaftlich, dass du dich selbst darüber vergessest, so leichtsinnig, dass du dich deiner selbst zu entledigen wünschest, und die Erinnerung an deine Vorsätze fürchtest.

Es ist aber nicht genug, dass wir alles vermeiden, worüber wir unsre guten Vorsätze vergessen könnten. Wir müssen auch die Erinnerung an sie angelegentlich unterhalten. Diese schwächt sich, wenn wir nicht immerfort darauf denken, sie wieder zu beleben, mit der Zeit von selbst, wenigstens vermindert sich die Fähigkeit, sie wieder

zu erwecken. Was wir im Leben zu beforgen haben, ist sinnlich, bezieht sich auf die Bedürfnisse dieses Lebens, hat wenige Berührungspuncte mit den Entschliessungen, die das Werk des übersinnlichen Menschen in uns sind, und sich auf moralische Bedürfnisse beziehen. Alles erinnert uns an jenes, nichts an diese. Eine unvermeidliche Nothwendigkeit zwingt uns, uns täglich mit Dingen zu beschäftigen, in Ansehung derer wir am besten zu stehen glauben, wenn wir dabey die Pflicht ganz aus dem Spiele lassen, die ganz dazu geeignet sind, das Andenken an gute Vorsätze auszulöschen. Frohe und traurige Ereignisse geben uns so viel zu thun, die Freuden, Sorgen und Lasten unsrer irrdischen Existenz dringen im Bewufstseyn so stark vor, dass das, was damit nicht in Verbindung steht, nicht leicht zur Sprache kommt.

Daher darf man gute Vorsätze nicht sich selbst überlassen, nicht erwarten, dass sie sich durch ihre eigne Stärke behaupten werden. Wir können sie nicht ausführen, wenn sie uns nicht immer lebhaft gegenwärtig sind. Sie werden dies nicht bleiben, wenn wir sie nicht

oft

oft wiederhohlen, ſie uns mit ihren Gründen und den Gefühlen, die ſie einſt begleiteten, vorhalten, nicht oft uns darauf beſinnen, daſs wir uns einſt ernſtlich entſchloſſen haben, dieſes oder jenes zu thun, oder zu meiden, daſs dies uns da über alles feſt entſchieden war. Bey der groſsen Veränderlichkeit des menſchlichen Herzens, bey dem ſtarken Hange zum Sinnlichen, der alle regiert, bey den unzählbaren und mannichfaltigen Veranlaſſungen zur Gedankenloſigkeit, womit uns unſer irdiſches Leben umgibt: ſollten wir keinen Tag vorüber gehen laſſen, ohne unſre Vorſätze zu erneuern, ſollten wir uns an jedem Morgen, ehe wir an unſre Geſchäfte gehen, die Maximen wieder einprägen, die uns in allen unſern Handlungen leiten ſollen. Von Zeit zu Zeit muſs dies indeſs auf eine ungewöhnliche und feyerliche Art geſchehen, ſo, daſs wir uns dabey alles vergegenwärtigen, was uns mit Ehrfurcht gegen ſie erfüllen, und in ihrer Befolgung ſtark machen kann.

Zweytens. Handle nie, auch in unbedeutenden Dingen, gegen einen Vorſatz, ſondern führe ihn jedes Mal

entschlossen, und, wenn es geschehen kann, auf der Stelle aus. Schon das, dass du eine Handlung für unbedeutend hältst, die mit einem pflichtmässigen Entschlusse streitet, zeugt von einer gefährlichen Gleichgültigkeit gegen diesen, ist ein Beweiss, dass er schon einiger Massen wankend geworden ist, und noch immer unfähiger werden wird, sich gegen die fortdauernden Reitzungen der Sünde zu behaupten. In moralischen Angelegenheiten ist nichts für klein zu achten. Wenn auch die Folgen einer unsittlichen That eben nicht gross sind: so offenbart sich in ihr doch innere Unwürde; so widerspricht sie doch der Vernunft, und ist um ihrer Verkehrtheit willen nicht weniger verdammlich als eine andre, wodurch äusserlich mehr Verderben angerichtet wird. Wir dürfen uns nichts erlauben, worin wir einem Vorsatze ungetreu würden. Wer sich hierüber wegvernünfteln kann, um sich nicht mehr nach ihm selbst, sondern nach äussern Wirkungen, die nur höchst selten in seiner Gewalt sind, zu richten, legt dadurch eine sehr fehlerhafte Art zu denken, wo nicht gar eine schlechte Gesinnung, an den Tag; er

ſchwächt bey ſich immer mehr das heilige Anſehen der Tugend, und gewöhnt ſich, ſie bloſs als etwas Nutzbares zu betrachten, wornach ſich dann bald völlige Geringſchätzung ſeiner bemächtigt. Das Kleine zieht das Groſse nach ſich. Wer des einen fähig iſt, kann nur durch zufällige Urſachen vom andern zurück gehalten werden. Das innere Hinderniſs, was ſich der böſen That entgegen ſetzt, iſt ſchon einiger Maſsen gehoben, wenigſtens unwirkſamer geworden. Die erſte Uebertretung führt ſicher zur zweyten. Die Stimme des Gewiſſens ſpricht leiſer, das moraliſche Gefühl wird ſtumpfer, der Vorſatz ſelbſt unwichtiger und unkräftiger, die Geneigtheit ihn zu brechen ſtärker, die Fähigkeit, ihm zu folgen ſchwächer, die Bewegungsgründe, die ihn unterſtützen, verlieren ihren Nachdruck, das Eine ſchwindet nach dem Andern dahin, und der ganze Menſch geräth in Verfall.

Darum bewache dich ernſtlich, daſs du nie in etwas willigſt, was nur entfernt gegen deinen Vorſatz ſtreitet. Hüte dich vor der verderblichen Meynung, daſs man ſich wohl Ein Mal ſo etwas erlauben dürfe. Wer ſich

Ein Mal etwas erlaubt, thut es ſicher mehr. Sey auch im Kleinſten mäſsig, wahrhaftig, gerecht, groſsmüthig und ſtandhaft; werde dir auch im Kleinſten nicht ungetreu.

Nicht weniger gefährlich iſt es, die Ausführung eines Vorſatzes nur Einen Augenblick aufſchieben, oder ihn nicht in ſeinem ganzen Umfange, nach allen ſeinen Beziehungen zu erfüllen. Ein ſehr gewöhnlicher Fehler. Man nimmt ſich zwar feſt vor, eine Handlungsweiſe künftig zu meiden, nur will man noch erſt die Eine Gelegenheit benutzen, die ſich darbeut, durch ſie einen bedeutenden Vortheil zu erlangen, eine geliebte Luſt zu befriedigen. Iſt aber dieſes geſchehen: ſo wird das Wohlgefallen daran noch gröſser, die Reitzungen, die uns Anfangs dazu bewogen, noch ſtärker; Gewohnheit macht es uns noch ſchwerer, es zu unterlaſſen. Die Geneigtheit zum trägen Aufſchieben wächſt. Wir ſetzen uns immer unſre beſtimmte Zeit weiter hinaus, wiſſen die Vorwände dazu immer geſchickter auszuklügeln. Bald ſind dann die Umſtände nicht dazu geeignet, bald haben wir andre Geſchäfte, bald iſt es noch eine Unbequemlichkeit, die wir

erſt aus dem Wege räumen müſſen, bald ſind wir gerade jetzt nicht dazu aufgelegt. So geht es von einem Tage zum andern; unſre Vorſätze werden immer lauer, und wir immer ungeſchickter, ſie auszuführen. Geſchieht es dann ja Ein Mal: ſo bleibt es doch damit etwas höchſt Mangelhaftes. Und auch das iſt ſchädlich; man läſst immer mehr davon nach, bis endlich gar nichts übrig bleibt. Wir ſehen, daſs mit dem Unvollkommnen doch nichts ausgerichtet iſt, und unterlaſſen nun alles.

Darum laſs die erſte Wärme des Vorſatzes nicht verrauchen, thue das, wozu du dich entſchloſſen haſt, auf der Stelle, wenn es ſeyn kann. Haſt du noch keine Veranlaſſung dazu: ſo ſuche ſie auf, und veranſtalte ſelbſt die Vereinigung der Umſtände, die dazu erfordert wird. Iſt auch das nicht möglich: ſo bewahre ihn in lebhaftem Andenken, erinnere dich oft an ihn, und ſey aufmerkſam auf die erſte Gelegenheit, die ſich dir darbeut, ihn zu vollbringen. Denke, daſs alles davon abhängt, daſs du ſie ernſtlich und gewiſſenhaft benutzeſt, da du ſie nie wieder ſo finden wirſt. Zögre nicht länger, verweile nicht bey den

Schwierigkeiten, die damit verbunden ſind, laſs dich nicht durch unnütze Bedenklichkeiten aufhalten. Ueberzeuge dich von dem, was du zu thun haſt, und grüble dann auch nicht weiter darüber: ſo vergeht dir der Muth, ſo findeſt du immer neue Hinderniſſe, zerſtreuſt dich in Kleinigkeiten, und es wird nichts gethan. Schreite raſch und entſchloſſen zur Ausführung; ſammle deinen Geiſt; ſey dabey mit deiner ganzen Menſchheit; laſs dich durch nichts irre machen; benimm dich, als ob in dieſem Augenblicke nichts für dich in der Welt ſey, als das Werk, das du zu verrichten haſt, und umfaſſe es nach allen ſeinen Beſtandtheilen und Verhältniſſen: ſo wird dir nicht allein dies gelingen; du wirſt auch immer mehr Herr werden über die Trägheit und Unentſchloſſenheit, die ſo manches Gute ungeſchehen machen, du wirſt in der Erfüllung deiner Vorſätze immer mehr Fertigkeit erlangen.

Drittens. Führe dich nicht ſelbſt auf eine vermeſſene Art in Verſuchung; kannſt du ihr aber nicht entgehen: ſo ſetze dich ihr ſtandhaft entgegen, und benutze alles, was

dich darin ſtärken kann. Jeder Verſuchung auszuweichen, alles zu vermeiden, was uns zum Böſen reitzen könnte, würde Feigheit verrathen, ein Zeichen ſeyn, daſs wir unſrer Tugend wenig zutrauen, und uns der Gelegenheit berauben, höhere Vollkommenheit in der Befolgung unſrer Vorſätze an den Tag zu legen. Nicht von dieſer Befolgung, ſondern von der Stärke des Willens, die wir darin bewieſen, von der Gröſse des Widerſtandes, den wir dabey überwunden haben, hängt unſer moraliſcher Werth ab. Es iſt nicht genug, daſs wir gethan haben, was wir thun ſollten, auf die Art, wie, und auf die Energie, mit der wir es thaten, kommt alles an. Das iſt noch keine Tugend, die nie fiel, weil ſie nie verſucht, weil es ihr immer leicht gemacht wurde. Das iſt Tugend, die in der Verſuchung beſtand, die in ſchweren Proben bewährt gefunden iſt, die auch in gefährlichen Stunden ſiegte.

Verſuchungen ſind dir nöthig, damit du dein Ziel erreichen könneſt. Du darfſt ihnen nicht unbedingt zu entgehen ſuchen. Oft iſt es deine Pflicht, ſie ſelbſt herbey zu führen, dir die Erfüllung deiner Vorſätze ſchwer zu

machen, um zu erfahren, wie weit du es darin gebracht habeſt. Nur muſst du dich dabey vor Vermeſſenheit hüten. Vermeſſen aber handelſt du dann, wenn du dir mehr anſinneſt und zutraueſt, als du zu leiſten vermagſt, wenn du deine Tugend Gefahren ausſetzeſt, ohne dich vorher mit ihrer Natur und Gröſse bekannt gemacht, und deine Kräfte geprüft zu haben, wenn du dich unvorbereitet an Dinge wagſt, die auch den Vorbereiteten oft überwältigen, wenn du den bedenklichſten Weg einſchlägſt, um es darauf ankommen zu laſſen, ob es dir gelingen werde, da dich ein andrer ſicherer zum Ziele geführt haben würde, oder, wenn du dich gar in ſolche Situationen begibſt, dich ſolchen Eindrücken bloſs ſtellſt, von denen dir deine eigne Erfahrung ſagt, daſs du ihnen nicht gewachſen ſeyſt, in denen du ſchon oft unterlagſt, oder die ſchon andre zu Falle gebracht haben, die weit mehr vermochten als du. In allen dieſen Umſtänden, haſt du es nicht der Schwäche deiner Natur, nicht der Stärke des Reitzes, ſondern deiner Unvorſichtigkeit und deinem Uebermuthe beyzumeſſen, wenn du deinen Vorſätzen untreu wirſt.

Laſs daher die Leidenſchaft nie anregen, der du dich noch nicht ganz verſichert haſt; oft brennt das Feuer im Stillen fort, das du ſchon für ausgelöſcht hältſt. Laſs deine Phantaſie nie bey denjenigen Gegenſtänden verweilen, zu denen du noch heimlich eine ausſchweifende Liebe nährſt. Hänge nie Betrachtungen nach, die deine Sinnlichkeit zu ſtark, und auf eine ſündliche Art erhitzen. Meide die Gelegenheit, die dir einen Gewinn anbeut, den du nicht auszuſchlagen vermagſt. Höre nicht auf die Stimme, deren freundlichen, einſchmeichelnden und bethörenden Lockungen du dich nicht ſtark genug fühlſt, zu widerſtehen. Sey nie lange an dem Orte, der unreine Gedanken und Begierden in dir aufweckt. Fliehe das Vergnügen, das dein Blut in unnatürliche Wallungen bringt, dir deine Beſonnenheit raubt, und das Laſter in falſchem Glanze darſtellt. Entferne dich aus den Geſellſchaften, in denen du dich deiner Vorſätze ſchämſt, die deines Ernſtes ſpotten, in denen du leicht aus miſsverſtandenem Ehrgefühle deiner Pflicht entgegen handeln, deine Ueberzeugung verläugnen, dein Heilig-

ſtes ſchnöder Verachtung Preis geben könnteſt.

Iſt aber eine Verſuchung gar nicht zu vermeiden, oder hältſt du dich für ſtark genug, ihr zu widerſtehen: ſo gehe ihr beſonnen und entſchloſſen entgegen. Nimm alle deine Geiſteskräfte zuſammen, mache dir ihre wahre Beſchaffenheit deutlich, halte ſie unverrückt im Auge, und dich in einem ſolchen Zuſtande, worin du immer beobachten kannſt, was mit dir vorgeht. Belebe deinen Muth. Faſſe Zutrauen zu dir ſelbſt. Erneure vorher noch einmal recht feierlich den Vorſatz, der hier gefährdet wird. Halte dir noch einmal vor, wie viel daran liege, daſs du ihn nicht übertreteſt, was du dabey verlieren, wie ſchmerzlich du es bereuen würdeſt. Erinnere dich an alles, was ihn dir wichtig machen kann. Beherzige ſeinen Einfluſs in die Ruhe, die Ordnung und das Glück deines ganzen Lebens, vorzüglich aber in die Erreichung deiner höchſten Beſtimmung, in deine perſönliche Würde und Vollkommenheit. Beſinne dich auf die groſsen Bewegungsgründe, die in deiner Natur und in den Beziehungen derſelben liegen, dich

von demjenigen abzuschrecken, was gegen ihn streitet. Denke, dass Gott auch in dieser gefährlichen Stunde dein Zeuge sey. Erhebe zu ihm im frommen Gebete deine Seele, stärke dich durch den Gedanken an seine Heiligkeit, Majestät und Allgegenwart, lass die Richtung deines Gemüthes auf ihn durch nichts unterbrechen, so lange die Versuchnng fortdauert, und trage ihm alles vor, was sich mit dir ereignet. Begeistre dich durch einen hoffnungsvollen Blick in die Zukunft: und neue, grosse Kräfte werden sich in dir regen, wovon du bisher keine Ahndung hattest, auch beym heftigsten Reitze wirst du unbeweglich bleiben.

Viertens: Hüte dich vor aller Vertraulichkeit mit dem Laster. Mache dich nicht mit ihm gemein, lass es nie mit dir dahin kommen, dass der Abscheu gegen dasselbe sich einiger Massen vermindere. Wache über deine Phantasie, dass sie es dir nie in einer gefälligen Gestalt, unter verschönernden Bildern, oder in der Gesellschaft angenehmer Ideen und Empfindungen vergegenwärtige. Meide das Lesen solcher Schriften, die ihm durch gefällige Schilderung, durch den Schmuck

der Darstellung, durch vorgespiegelte Vortheile, durch prächtige Namen, durch das Gewand der Humanität, durch künstliche Vertheidigung menschlicher Verirrungen, von denen sie höchstens als von verzeihlichen Schwachheiten sprechen, sein Widriges und Unwürdiges zu benehmen, das moralische Gefühl für dasselbe abzustumpfen, oder ihm wohl gar verführerische Reitze zu ertheilen suchen. Liesest du auch solche Sachen Anfangs mit Unwillen, mit lauter Missbilligung, unvermerkt werden sich Worte und Sentenzen in deinem Kopfe festsetzen, die im Herzen unreine Empfindungen erzeugen; deine Meynung wird sich nach und nach umstimmen, du wirst dich gewöhnen, es ohne Abscheu, und bald mit Wohlgefallen zu betrachten; und dann vermögen deine ernstlichsten Vorsätze nichts mehr dagegen. Denke nie an das Laster, ohne dir dabey seine ganze Häſslichkeit und Schändlichkeit zu vergegenwärtigen. Es weiſs sich uns, auch ohne künstliche Nachhülfe, durch unsre Sinnlichkeit stark genug anzudringen. Und es wird uns gewiſs mit der Zeit bethören, wenn wir nicht die ganze Stärke unsers sittlichen Gefühles, und

alle Betrachtungen, die uns mit Widerwillen erfüllen können, gegen daſſelbe aufbiethen. Denke überhaupt nie zu oft und zu lange an daſſelbe, wenn es auch mit ſtrenger Miſsbilligung geſchieht. Dasjenige, womit ſich unſer Geiſt viel beſchäftigt, wird uns geläufig, ſtellt ſich uns überall dar, prägt ſich tief ein, theilt ſich uns innig mit, wird uns etwas Gemeines, das weder unſre Achtung noch unſre Abneigung in einem hohen Grade zu verdienen ſcheint, aber eben deſswegen gethan wird, weil es etwas Gemeines iſt, vorzüglich dann, wenn ſich natürliche Neigung dazu geſellt. Der öftere Gedankenverkehr mit dem Laſter wird, ſelbſt wenn er ohne Intereſſe iſt, ſchon dadurch zur That, daſs er uns daſſelbe näher bringt, und ſolche Fertigkeiten erzeugt, die ſich darauf beziehen. Denke daher nur dann an daſſelbe, wo es nothwendig iſt, um dich dagegen zu verwahren, Vorkehrungen zu treffen, oder Mittel zu erſinnen, wodurch du es zu bekämpfen habeſt. Jede andre Erinnerung, die in dir angeregt wird, unterdrücke in ihrem erſten Entſtehen. Es iſt ſchon gefährlich, ihr einen Augenblick nachzuhangen,

aber noch gefährlicher, ſeine Phantaſie anzuſtrengen, es nach ſeinen einzelnen Zügen auszumahlen, wodurch immer die Sinnlichkeit erhitzt, und ihre Beherrſchung erſchwert wird.

Fünftens: Bringe deine ſinnlichen Begierden in weiſe Ordnung, daſs ſie weder zu ſchwach noch zu ſtark ſeyen, noch in einem ſolchen Verhältniſſe zu einander ſtehen, das der Erfüllung deiner Vorſätze hinderlich iſt. Manche natürliche Neigungen des Menſchen ſind ſo geeignet, daſs ſie nicht allein die Maximen der Tugend trefflich unterſtützen, ſondern auch bey der bekannten Schwäche des menſchlichen Herzens, zur Belebung guter Entſchlieſsungen ſo lange nicht entbehrt werden können, als die Tugend noch gegen andre heftige Neigungen kämpfen muſs. Hierhin gehören vorzüglich der Thätigkeitstrieb, der Ehrtrieb, und das auf Mitgefühl gegründete Wohlwollen. Dieſen fehlt es oft an der gehörigen Stärke, um ſich gegen andre zu behaupten; oft haben ſie eine verkehrte Richtung genommen. In dem erſten Falle muſs man ſie zu beleben ſuchen; welches vorzüglich dadurch

geſchieht, daſs man ſeine Einbildungskraft viel und angelegentlich mit ihren Gegenſtänden beſchäftigt, ſolche Gefühle und Bedürfniſſe, die mit ihnen verwandt ſind, oft anregt, bey ſolchen Dingen viel verweilt, die ſie in uns erwecken können. Doch muſs man dabey auf ſeiner Hut ſeyn, daſs ſie nicht auf eine ſolche Art entſtehen, wobey ihre Aeuſserungen mit der Tugend in Widerſpruch kommen. In dem andern Falle muſs man ſie verbeſſern, von gewiſſen Gegenſtänden abziehen, und auf andre lenken, oder ſie an der einen Seite vermindern und einſchränken, an der andern vermehren und erweitern; welches vorzüglich dadurch geſchieht, daſs man ſeine Begriffe über die Natur und den Zweck der Dinge, die jenen Neigungen zum Grunde liegen, aus der Dunkelheit, die jene fehlerhaften Aeuſserungen veranlaſst, hervorzieht und berichtigt, und ſich gewöhnt, ſich nicht mehr von frühern Eindrücken und Angewöhnungen, ſondern von aufgeklärten Einſichten in ſeinem Begehren und Verabſcheuen leiten zu laſſen.

Manche andre ſinnliche Begierden ſind von der Art, daſs ſie geradezu gegen unſre Vorſätze

ſtreiten, ſich gegen die Erfüllung derſelben auflehnen, und uns dieſe, bey einem höhern Grade der Lebhaftigkeit, unmöglich machen. Welche dieſe ſeyen, läſst ſich im Allgemeinen nicht beſtimmen. Es hängt von der eigenthümlichen Natur, und den Bedürfniſſen des einzelnen Menſchen ab. Denn urſprünglich ſind alle angebornen Begierden gut, und gehen auf etwas Pflichtmäſsiges. Nur Ausſchweifungen und Miſsverhältniſſe, die von auſsen her in ſie herein kommen, falſche Meynungen, die ſich mit ihnen vereinigen, bringen ſie mit den Maximen der Tugend in Widerſpruch. Dies kann ſo gut die eine als die andre treffen. Selbſt diejenigen, von denen eben behauptet wurde, daſs ſie dieſe Maximen unterſtützen, ſind hiervon nicht ausgenommen. Vorzüglich aber gilt es von dem Hange zu den gröbern Genüſſen, und von der Neigung zu demjenigen, was eine nothwendige Bedingung derſelben iſt, zum Gelde. Aber auch der Thätigkeitstrieb kann zu feurig, die Ehrbegierde zu heftig, das Mitgefühl zu ſtark werden, als daſs eine vollkommen pflichtmäſsige Handlungsweiſe damit beſtehen könnte. Der erſte hindert uns

dann,

dann, durch seine Unruhe, mit Bedacht zu Werke zu gehen, und die rechte Zeit abzuwarten. Die andre gibt der Meynung der Menschen zu viel Gewicht, als dass wir ihren Einfluss mit Vernunft reguliren könnten. Das dritte lässt uns fremde Angelegenheiten zu tief empfinden, als dass wir sie auf eine der Sache angemessene Art, so wie es der Befehl der Vernunft uns aufgibt, und wie wir es uns in unsern Vorsätzen selbst aufgegeben hatten, zu besorgen im Stande wären. Ueberhaupt darf keine natürliche Neigung zu stark, diejenigen müssen vor allen absichtlich geschwächt werden, von denen wir Hindernisse bey der Ausführung unsrer Vorsätze zu fürchten haben.

Lass daher deine Begierden und besonders die schädlichen nie so hoch anwachsen, dass du sie nicht mehr in jedem Augenblicke in deiner Gewalt hättest, dass sie die Lebhaftigkeit deiner Vorsätze überträfen. Es werden Stunden kommen, in denen dir diese nicht so ganz gegenwärtig — Umstände eintreten, die mit einem ausserordentlichen Reitze für jene verbunden sind, die dich gewiss überwältigen werden, wenn du dich ihnen nicht schon frühe

widerſetzt, ihre Heftigkeit gemildert, ihren Ungeſtüm gebrochen, ihre Unerſättlichkeit eingeſchränkt haſt. Ueberzeuge dich, daſs die Gegenſtände, die du ſo feurig begehrſt, nicht allen Werth haben, dir bey weitem das nicht geben, was du von ihnen erwarteſt, dagegen dich oft mit Sorge und Unruhe erfüllen, dich ſchändlich betrügen, und mit dir ſelbſt uneins machen, daſs es Güter gebe, deren geringſte Beeinträchtigung mehr auf ſich hat, als der gänzliche Verluſt von dieſen. Uebe dich im Entbehren, verſage dir oft die Befriedigung, wo du ſie dir, ohne deinen Vorſatz zu brechen, wohl erlauben könnteſt: ſo werden ſich die Forderungen deiner Begierden nach und nach von ſelbſt herab ſtimmen, und die Fähigkeit deiner Seele, ſie zu beherrſchen, wird in eben dem Maſse zunehmen.

Sechſtens: Mäſsige deine Empfindungen und Gemüthsbewegungen. Dieſe verſetzen die Seele nicht allein in unmoraliſche Zuſtände, bringen nicht allein im Innern ſolche Erſcheinungen hervor, die ſchon Uebertretungen unſrer Vorſätze ſind; ſie verleiten auch mittelbar zu ſolchen Handlungen,

die dieſen noch mehr widerſtreiten, ohne daſs wir im Stande wären, uns darauf zu beſinnen, und uns diejenigen Gedanken und Bewegungsgründe vorzuhalten, durch welche wir jene Aufwallungen niederſchlagen könnten. Wer z. B. zum Zorne geneigt iſt, der mag es ſich noch ſo feſt vornehmen, andre nicht mehr zu beleidigen, oder nichts Unbeſonnenes zu thun: ſo lange dieſer Affect in ſeiner Stärke fortdauert, wird es vergebens ſeyn; wider ſeinen Willen wird er hingeriſſen werden, und erſt nach der That merken, was er begangen hat. Wer ſich zu leicht, und in einem zu hohen Grade vor künftigen Uebeln fürchtet: der mag ſich noch ſo ſehr für die Ausführung eines Entſchluſſes begeiſtern: die geringſte Gefahr, die damit verbunden iſt, wird ihn davon abhalten.

Heftige Gemüthsbewegungen verwirren die Seele, machen aller Ueberlegung und alles Nachdenkens unfähig, heben das Gleichgewicht der Kräfte auf, und hindern diejenige Faſſung, ohne welche es nicht möglich iſt, Thorheiten zu vermeiden, und vernünftige Regeln zu befolgen. Sind ſie weniger heftig: ſo

beschäftigen sie uns doch zu viel mit unserm Zustande, als daſs wir auf unser Betragen merken könnten. Wenn uns Verwunderung, Schrecken, gespannte Erwartung, Verlangen und Abscheu, Hoffnung und Furcht, Liebe und Haſs, ausschweifende Freude und niederbeugender Kummer aus uns selbst versetzen: so vertiefen uns Aengstlichkeit, Kleinmuth, Fröhlichkeit und Betrübniſs ganz in uns selbst. Beydes ist der Befolgung guter Vorsätze, die die ganze Aufmerksamkeit und Anstrengung der Seele erfordern, gleich zuwider. Darum sorge dafür, daſs nichts, was dir begegnet, zu stark auf dich wirke, deinen Zustand zu sehr verändre. Verweile nicht lange bey den angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, die die Eindrücke in deine Sinnlichkeit hervorbringen, hänge den Besorgnissen und Erwartungen, die sie veranlassen, nicht nach, benutze sie vielmehr, wozu sie da sind, entweder deinem Verstande Stoff zu Erkenntnissen, oder deinem Willen Antriebe zum Handeln zu geben. Gewöhne dich, dich nicht stimmen zu lassen, sondern dich überall selbst zu stimmen, dadurch, daſs du alles selbstthätig bearbeitest.

Denke, du willſt von dem, was dir gegeben wird, nichts empfangen, dir weder Gutes noch Schlechtes aufdringen laſſen, aber etwas daraus machen, das dir nützlich ſey. Achte nie darauf, was daraus für dein Befinden, aber deſto angeſtrengter darauf, was daraus für deine Maſsregeln folgt. Ueberzeuge dich, daſs jede zu heftige Empfindung auf einer falſchen Meynung beruhe, oder eine Zuthat der Einbildungskraft ſey; verbeſſere jene und entferne dieſe, und nimm alles nach ſeinem wahren Werthe: ſo wirſt du nie zu ſtark bewegt werden; ſo wird dich nichts, was mit dir vorgeht, in deinen Entſchlieſsungen irre machen können. Vor allem aber hüte dich, einen Affect zum Ausbruche kommen zu laſſen, oder etwas zu denken oder zu thun, was ihm Nahrung gibt. Zerſtreue dich, wenn er ſich dir aufdringt, durch intereſſante Gedanken oder ſolche Beſchäftigungen, die deine ganze Aufmerkſamkeit fordern.

Siebentens: Behalte eine ununterbrochene Wachſamkeit über dein Herz und Leben. Unzählbare kleine Umſtände treffen dich, die für deine moraliſche

Bildung wichtig sind, die dich in der Ausführung deiner Vorsätze unterstützen und hindern können, die auf jeden Fall eine eigne Behandlung erfordern, wenn sie dir nicht allein unschädlich, sondern auch heilsam werden sollen. Lässest du diese aus der Acht, denkst du, es seyen Kleinigkeiten, mit denen es sich wohl von selbst geben werde, auf die überall nicht viel ankomme: so steht zu besorgen, dass sie dich auf eine sehr traurige Art irre leiten, und dass du erst dann ihre Wirkungen erfahren werdest, wenn es nicht mehr so leicht ist, sie zu verbessern. Alles, was du erlebst, jede Empfindung, die in dir angeregt wird, jede Lage, worin du dich befindest, steht in näherer oder entfernterer Beziehung auf deine moralischen Angelegenheiten, beschäftigt dich mit Gegenständen und verleitet dich zu Handlungen, die entweder mit deinen Vorsätzen übereinstimmen, oder ihnen widersprechen, macht dich leichtsinniger oder ernster, sinnlicher oder vernünftiger, nährt in dir moralisches Gefühl, religiöse Stimmungen, oder frivolen Weltsinn, begeistert dich für deinen höchsten Lebenszweck, oder macht dich ge-

gen ihn gleichgültig, rückt ihn dir aus den Augen.

Dies darf dir nicht entgehen, wenn du dein sittliches Fortkommen nicht dem Zufalle Preis geben willst. Du musst im Stande seyn, das alles weislich zu leiten, das Gefährliche zu meiden, oder dich gegen dasselbe zu waffnen, das Fehlerhafte zu entfernen, das Gute zu benutzen, und dich den jedesmaligen Umständen anzueignen. Darum musst du dir deiner Verhältnisse in der Welt vollkommen bewusst bleiben, auf alles achten, was mit dir vorgeht, von allem wissen, wie es dich bestimmt, was es dir aufgibt, und wie du es zu bearbeiten hast. Nichts darfst du unbeachtet lassen, was mit dir in Verbindung steht, deinen moralischen Zustand und deine moralischen Bedürfnisse verändert. Du darfst keinen Augenblick aus dir selbst heraus treten, keinen Augenblick dir fremd werden: denn schon in diesem Augenblicke könntest du deinen Vorsatz übertreten, könnte der Same zu Gedanken und Begierden in dein Herz fallen, die dein ganzes Leben vergiften.

Dieses Herz bedarf es vorzüglich, daſs du darüber wacheſt, daſs du dir von allen ſeinen Bewegungen Rechenſchaft gebeſt. Es iſt ſehr veränderlich, dem Einfluſſe des Schickſales immer bloſs geſtellt. Auch die ſtärkſten Grundſätze ſchützen es nicht gegen einzelne Thorheiten; auch in ſeine beſten Empfindungen miſcht ſich nicht ſelten etwas Fehlerhaftes oder Gefährliches; ſeine edelſten Neigungen gränzen oft nahe an ſchreckliche Verirrungen. Manche ſinnliche Begierden werden nie ganz unter die Herrſchaft der Vernunft gebracht, wachen oft in ſchwachen Stunden ſtärker wieder auf, und richten im Stillen groſse Verwüſtungen an. Tauſend Dinge geſtalten an ihm, drücken ihre Form in ihm ab, theilen ihm ihre Beſchaffenheit mit. Alles, wovon es berührt wird, gibt ihm eine eigenthümliche Entwickelung. Kein vorübergehender Zuſtand des Körpers iſt für daſſelbe ohne Folgen. In allem dieſem iſt Gutes und Schlechtes, Würdiges und Unwürdiges, Verführeriſches und Förderliches. Nur der, der beydes ſcharf auskennt, kann ſich weiſe einrichten. Nur der, der über ſein Herz eine beſtändige Aufſicht führt, kann ſich

auf daſſelbe verlaſſen, und die Gefahr, womit ihn ſeine Veränderlichkeit und Trüglichkeit, ſeine Schwäche und Argliſt, ſeine Bethörung und Selbſttäuſchung bedroht, vermeiden. Darum werde bey dir ſelbſt heimiſch, kein Zug deines Herzens ſey dir ganz unbekannt, nichts gehe in dir und mit dir vor, warum du nicht wiſſeſt, was du nicht nach ſeiner Beſchaffenheit, ſeinem Urſprunge und ſeiner Tendenz einſeheſt, wovon du nicht die Beziehung auf deine Entſchlieſsungen erforſcht habeſt, um darnach deine Maſsregeln zu treffen. So allein kannſt du dir ſelbſt treu bleiben, und allem zweckmäſsig begegnen, den Gedanken und die Neigung in der Geburt erſticken, die dir verführeriſch werden könnten, und überall die Würde der Pflicht behaupten.

Achtens. Prüfe dich täglich nach deinen Vorſätzen. Jeder Tag hat mancherley Begebenheiten, die uns Gelegenheit geben, unſre Vorſätze in Ausübung zu bringen, die uns dieſe bald erleichtern, bald erſchweren, ſeine eignen Aufmunterungen und Verſuchungen. Jeder Tag kann uns in der ſittlichen Bildung weiter führen, unſre guten

Maximen mehr zur Fertigkeit bringen, unſre böſen Neigungen mehr ſchwächen, aber uns auch, auf der andern Seite zurückſetzen, unſre Wärme für die Tugend vermindern, ihren Bewegungsgründen ihre Kraft nehmen, uns mit gewiſſen Laſtern ausſöhnen, und verkehrte Begierden befeſtigen. Dies wird nicht immer in dem Augenblicke, da es geſchieht, bemerkt, auch bey der angeſtrengſten Aufmerkſamkeit nicht. Wir haben oft Vorſätze übertreten, ſind oft unvollkommner geworden, ohne uns deſſen bewuſst zu ſeyn. Aber es darf uns nicht unbekannt bleiben, wenn es nicht tiefer bey uns einreiſsen ſoll. Wir müſſen uns darüber zur Rechenſchaft fordern, oder wir laufen Gefahr, uns ganz zu verſäumen. Ein einmal begangener Fehler greift bald um ſich, und verbreitet ſich immer weiter, wenn man ihm nicht gleich beyzukommen, ihn in ſeinem erſten Entſtehen zu vernichten ſucht. Dies iſt aber nicht möglich, wenn man ihn nicht bald bemerkt. Kälte gegen eine Pflicht reiſst immer tiefer ein, wenn man ihr nicht bey Zeiten begegnet. Der Wachsthum im Guten gedeiht nur dann recht, wenn wir ſelbſt die

Auffſicht darüber führen. Weiter kommen in der Bildung des Herzens, kann nur dann Statt finden, wenn man jeder Verirrung gleich inne wird und wieder einlenkt, wenn man immer weiſs, wo man iſt, wie man dahin gelangte, was man dabey verſah, wie man ſich nun zu nehmen, weitere Fehltritte zu verhüten, und die ſchon geſchehenen wieder gut zu machen hat. Unſer Verhältniſs zu unſern Vorſätzen bleibt nicht immer daſſelbe, unſre Handlungen verändern es unaufhörlich. Man muſs dieſe Veränderungen beobachten, um ſich auf eine ihnen angemeſſene Art betragen zu können.

Ueber dieſes alles halte am Schluſſe jedes Tages Rechnung mit dir. Lege dir in dieſer Hinſicht folgende Fragen vor: wie habe ich dieſen Tag zugebracht, was an ihm gethan, was unterlaſſen, was ſtimmte von beyden mit meinen Vorſätzen überein, was iſt heute aus mir geworden? Habe ich Veranlaſſung gehabt, einige wichtige Pflichten zu erfüllen, welche waren dieſe und wie habe ich ſie benutzt, was iſt mir dabey förderlich geweſen, und was ſtand mir im Wege? Bin ich heute zu etwas gereitzt worden, was ich einſt nicht billigte,

was ich mir vorgenommen hatte, nicht wieder zu thun? Folgte ich dieſem Reitze, und wie kam ich dazu? Wie ſteht es mit meinen gewöhnlichen Fehlern, lieſs ich mir heute wieder etwas davon zu Schulden kommen, hat mich dieſer oder jener Affect wieder überwältigt, wurde ich gleich dazu geſtimmt, oder widerſetzte ich mich lange, war es meine Trägheit, oder eine ungewöhnliche Stärke des Reitzes, wodurch ich ein Opfer deſſelben wurde? Traf ich Vorkehrungen, daſs es nicht wieder ſo kommen möchte? Iſt es mir leichter geworden, etwas zu laſſen, was ich ſonſt nicht gut laſſen konnte? Habe ich wichtigere Proben von Muth und Selbſtbeherrſchung abgelegt? Habe ich in einer Tugend gröſsere Vollkommenheit erlangt, ſie uneigennütziger, kräftiger, unverdroſſener geübt? Welcher Geiſt belebte mich bey meinen Geſchäften, welche Grundſätze leiteten mich in meinen Genüſſen? Wie oft und wie angelegentlich dachte ich an meine Beſtimmung? Was that ich, ſie mir ehrwürdig zu machen, die Hinderniſſe, die ſie mir erſchwerten, zu entfernen, wie warm, wie ausdauernd und wie thätig war mein Eifer für ſie?

Ohne eine ſolche Prüfung ſeiner Geſinnungen und Handlungen täglich vorzunehmen, iſt es nicht möglich, die Veredlung ſeiner Neigungen mit Erfolg zu betreiben. Sie iſt fortgeſetzte Selbſterkenntniſs, eine Berichtigung derſelben, nach den Veränderungen, die ſich von der Zeit an, da jene anfing in guten Vorſätzen wirkſam zu werden, mit uns ereignet haben. So wenig man der Selbſterkenntniſs zu weiſen und kräftigen Entſchlieſsungen entbehren kann: ſo wenig kann man der wiederhohlten Selbſtprüfung zum Weiterkommen in der Erfüllung derſelben entbehren.

Sie hat überdem noch den Nutzen, daſs ſie uns unſre Vorſätze oft vergegenwärtigt, das Andenken an ſie, das ſo leicht verlöſcht, und ſo ſelten abſichtlich erneuert wird, wieder anfriſcht. Es iſt unmöglich, daſs der ſeine Entſchlieſsungen vergeſſe, daſs ſie ihm nicht ſtäts in heiliger Erinnerung die Seele bewegen, der ſich täglich nach ihnen unterſucht. Die Selbſtprüfung macht uns das Geſchäft unſrer Veredlung wichtiger und angelegentlicher. Ehrwürdiger wird uns der Vorſatz, über den wir uns oft zur Rechenſchaft gezogen haben. Wir

werden aufmerkſamer und gewiſſenhafter in den Handlungen, über die wir uns oft und ſtrenge richten. Wir können in Zukunft unmöglich da leichtſinnig ſeyn, wo wir einmal unſern eignen bittern Tadel erfuhren. Betrachten wir ſie bloſs als eine moraliſche Selbſtbeſchäftigung: ſo müſſen wir ihr ſchon einen ſehr heilſamen Einfluſs in unſer Leben zuſchreiben. Sie gibt uns ſtäte Beſonnenheit und denjenigen weiſen Ernſt, ohne welchen wir unſre höhern Angelegenheiten oft verſäumen werden. Sie bringt uns dieſe Angelegenheiten näher, und erhält uns mit ihnen in einer überaus wohlthätigen Befreundung. Sie macht geſetzt, überlegſam, unverdroſſen, und ertheilt dem ganzen Charakter eine ernſthafte moraliſche Richtung.

Dazu iſt aber erforderlich, daſs wir die gröſste Strenge gegen uns ſelbſt beweiſen, daſs wir uns nichts nachſehen, nichts verkleinern oder beſchönigen. Wir müſſen uns alle Vorſätze, die wir, nachdem wir unſern Zuſtand und unſer Verhalten kennen gelernt haben, faſsten, vergegenwärtigen, von jedem derſelben erforſchen, wie weit wir ihm am verfloſſenen

Tage nachgekommen ſind, oder ihn übertraten, wie weit ſich die Fertigkeit in ſeiner Befolgung erhöhte, oder die entgegengeſetzte Neigung ſtärker wurde. Auch der kleinſte Umſtand, auch die unbedeutendſte Handlung, die geheimſte Regung des Herzens, darf dabey nicht vergeſſen werden. Es muſs uns nur um die reine Wahrheit, die hier allein wirkſam ſeyn kann, zu thun ſeyn. Wenn das Reſultat unſrer Unterſuchung noch ſo demüthigend wäre: ſo darf uns dies doch nicht verleiten, das Geringſte daran zu ändern. Da die Menſchen ſich immer geneigt zeigen, ſich beſſer zu finden als ſie ſind: ſo muſs man, als Gegenmittel gegen dieſe verführeriſche Eigenliebe, ein weiſes Miſstrauen gegen ſich ſelbſt unterhalten, und ſelbſt bey dem vortheilhafteſten Scheine auf die Möglichkeit, daſs er täuſche, ein groſses Gewicht legen.

Treffliche Dienſte wird auch hier wieder das Tagebuch leiſten, welches ſchon im Vorhergehenden zur Beförderung der allgemeinen Selbſterkenntniſs empfohlen wurde. Wie es dort die Beobachtung des Herzens und Lebens überhaupt erleichterte: ſo wird es uns hier

zur Bemerkung der Veränderungen, die seitdem mit uns vorgegangen sind, behülflich seyn. Ist die Selbstwürdigung zu kräftigen Vorsätzen gereift: so muss es mit Beziehung hierauf abgefasst, und alles so eingetragen werden, dass sich daraus unser Zurück- oder Weiterkommen in der Ausführung derselben ergibt. So wie es dort die natürliche Herzensgeschichte enthielt: so muss es hier die moralische enthalten.

Neuntens. Findest du, dass du deinen Vorsätzen entgegen gehandelt habest: so überlasse dich dem moralischen Schmerze, der diese Entdeckung begleitet. War es dir mit deinen Vorsätzen Ernst, hat demuthsvolle Reue sie veranlasst, ein kräftiger Wille sie erzeugt und befestigt, hast du sie dir gleich Anfangs recht wichtig und feierlich gemacht: so kannst du unmöglich gleichgültig dabey bleiben, wenn du dir eine Uebertretung derselben vorwerfen musst. War bey der ersten Erkenntniss deiner Fehlerhaftigkeit schon dein sittliches Gefühl stark genug, dich zu beugen und mit Unwillen zu erfüllen, wo du noch nicht so viel für

seine

ſeine Bildung gethan hatteſt, wo du deine Unwürde noch einiger Maſsen mit der angebornen Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur entſchuldigen konnteſt, wo deinen Willen nur der Tadel traf, daſs er ſich nicht früher ermannt habe: wie vielmehr wird dies jetzt geſchehen, da jenes Gefühl durch die fortſchreitende moraliſche Vervollkommnung, durch die Selbſtthätigkeit, die ſich im Faſſen und Bearbeiten deiner Vorſätze bewies, noch zarter, ſchärfer und lebhafter geworden iſt, da dir deine moraliſchen Angelegenheiten wichtiger geworden ſind, da du in deinen Vergehungen nicht mehr die Schwäche der Natur, ſondern dein eignes Herz anklagen muſst, da du dir ſelbſt untreu geworden biſt, gebrochen haſt, was du dir heilig verſprachſt. Unvermeidlich ſtellt ſich dieſer Schmerz ein, du kannſt ihm eben ſo wenig entgehen, als der Reue in der Selbſterniedrigung. Er iſt um ſo heftiger: je leichter der Fehltritt vermieden werden konnte, je mehr er für die Zukunft beſorgen läſst, je wichtiger und entſcheidender für deine Veredlung der Vorſatz war, den du darin übertrateſt, je angelegentlichere Bemühungen

du ſchon an ihn verwendet hatteſt. Dem wahrhaft tugendhaften Manne geht nichts näher, ſchlägt nichts tiefer nieder, als das Bewuſstſeyn ſeine Pflicht nicht gehalten, ſein ſittliches Gefühl verletzt zu haben. Dieſes Bewuſstſeyn verfolgt ihn mit banger Unruhe, macht ihm alles und ihn ſich ſelbſt zuwider, verbittert ihm ſein Leben, zeigt ihm alles in einer ſchwarzen, unfreundlichen Geſtalt, verleidet ihm auch das Vorzüglichſte, deſſen er ſonſt froh wurde. Er kann mit nichts eins ſeyn, weil er mit ſich ſelbſt uneins iſt; nichts genügt ihm, weil er ſich ſelbſt nicht genügt; nichts zieht ihn an, weil er ſich ſelbſt zurückſtöſst; nichts weckt in ihm Liebe und Wohlgefallen, weil ihm das, woran ſein Heil und ſein Troſt hängt, verloren gegangen iſt.

Aber eben darum, weil dieſer Schmerz ſo bitter iſt, iſt er auch ein edler und wohlthätiger Schmerz. Er iſt edel, weil ihn nur der in ſeiner ganzen Gröſse fühlt, dem die Tugend über alles geht, den ihre Würde und Heiligkeit durchdrungen, der ihr ſein Leben geweiht hat. Er iſt wohlthätig: denn er macht aufmerkſam auf die Quelle der Vergehungen.

vorsichtiger und ernster in der Vermeidung derselben. Er warnt und bewahrt uns kräftig vor neuen. Ohne ihn würden wir oft durch Eine Uebertretung rettungslos in Laster versinken. Er richtet uns wieder auf, wo wir noch so tief gefallen sind. Durch ihn werden uns nicht selten unsre Fehltritte lehrreich und segensvoll, dient die Verirrung zur Verherrlichung der Tugend. Gewiss würde mancher nie zu der Grösse und unerschütterlichen Standhaftigkeit im Guten, zu der siegreichen Treue gegen seine Vorsätze gelangt seyn, wenn er nie diesen Vorsätzen untreu geworden wäre, wenn er nie gewankt, wenn nicht Reue über eine unwürdige That neue Kraft und neuen Schwung in sein Leben gebracht, und ihn auf die Höhe geprüfter Würde erhoben hätte.

Darum segne und ehre auch du diesen Schmerz. Suche ihn nicht zu entfernen; ein höchst gefährlicher Leichtsinn würde an seine Stelle treten. Je bittrer, desto heilsamer ist er. Je tiefer er dich beugt, desto höher wird er dich erheben; je mehr er dich beunruhigt, desto mehr wird er dich stärken. Verweile bey ihm, unterhalte ihn absichtlich, und schärfe

ihn. Kannst du ihn gleich nicht vermeiden: so kannst du dich seiner doch entschlagen; du kannst dich zerstreuen, andre Gedanken herbeyziehen, die ihn verdunkeln, oder ihn durch Selbsttäuschung und falschen Trost mildern. Das wird dir zwar auf Augenblicke Ruhe geben, aber bald die ganze Unruhe eines verwirrten und verwüsteten Lebens über dir zusammen häufen.

Doch darf dieser Schmerz auch nicht zu heftig werden, dass er dich nicht in Muthlosigkeit und Verzweiflung stürze, dich aller Fähigkeit, das Verdorbene wieder gut zu machen, beraube. Dies wird nie der Fall seyn, wenn er ein rein moralischer Schmerz ist, wenn er sich auf vernünftige Schätzung deiner Vergehungen und deiner Kräfte, die Kleinmuth und gänzliches Verzagen, auch beym tiefsten Falle unmöglich macht, gründet, wenn nicht schwärmerische Religionsbegriffe, und solche Betrachtungen, die sich auf physisches Wohl und Elend beziehen, in ihn einfliessen. Hange daher dem, was darin bloss Empfindung ist, nicht zu sehr nach. Belebe das Gefühl deiner Würde, ermanne dich, und lass ihn dir ein

Sporn zu desto angestrengterer Thätigkeit werden.

Zehntens: Bleibe aber hierbey nicht stehen, sondern erneure feierlich deinen Vorsatz. Das muss die erste moralische Wirkung deines Schmerzes seyn, dass er dich zur Besinnung weckt, dass er dir recht deutlich macht, was du gethan, wie du es gethan hast, und was nun aus dir geworden ist, dass er deine thätige Kraft anregt, sich auf den übertretenen Vorsatz hinzulenken, und sich seiner mit grösserer Stärke zu bemächtigen. Alles in dir muss sich zu dem Gedanken vereinigen: das soll nun nicht wieder geschehen, ich will alles meiden, was mich dazu veranlassen, was diesen Vorsatz in Vergessenheit bringen, verdunkeln, schwächen, oder mich zur Uebertretung geneigt machen könnte; er soll mir von nun an heiliger seyn als mein Leben, ich will lieber alles aufopfern, als ihm im Geringsten zu nahe treten. Der begangene Fehler soll mir ewig im Andenken bleiben, mich anfeuern, wenn ich träge, mich ermuntern, wenn ich müde, mich stärken, wenn ich wieder versucht, mich ernst machen, wenn ich

leichtsinnig, mich demüthigen, wenn ich vermessen werde, mich schrecken, wenn ich in Gefahr bin, mich bethören zu lassen. Sammle alles um dich, was dich in dieser Entschliessung befestigen kann. Wirf dich nieder vor dem höchsten Wesen, bekenne ihm deine Schuld, und zugleich deinen Vorsatz, offenbare ihm deinen Schmerz, und gelobe ihm aufs neue unerschütterlichen Muth in der Befolgung deiner Pflicht: und du wirst nicht leicht in Gefahr kommen sie wieder zu verletzen.

Findest du endlich, dass du es in der Vollbringung eines Vorsatzes zur Fertigkeit gebracht, eine verkehrte Leidenschaft überwunden habest: so freue dich des Gelingens, aber werde nicht übermüthig. Eben so natürlich wie der Schmerz bey der Uebertretung, ist die Freude bey der Erfüllung eines edeln Vorsatzes; und diese ist um so grösser, je mehr Schwierigkeiten damit verbunden waren. Nur Engherzigkeit, Hang zur Schwermuth, Unzufriedenheit mit allem und mit sich selbst, und eine Peinlichkeit, die sich nie genug thun kann, ist im Stande sie zurück zu halten. Dem muss man sich zu entschla-

gen suchen, wenn man nicht allen Muth verlieren will.

Wer sich nie über sich selbst freuen kann, wird wenig Gutes ausrichten. Die Ausführung unsrer Vorsätze wird uns so oft erschwert, Hindernisse erschöpfen unsre Kräfte, mancherley Verläugnungen verzehren unsern Eifer, dass uns der Dienst der Pflicht zuletzt ganz verleidet wird, wenn uns nicht dann und wann das Vergnügen über ein wohl-vollbrachtes Werk wieder ermunterte, und neue Liebe zu ihr erweckte. Das Gefühl unsrer Unvollkommenheit, das sich uns so oft aufdringt, die vielen Fehltritte, die wir uns vorzuwerfen haben, demüthigen so tief, dass wir alles Zutrauen zu uns selbst, und mit ihm allen Glauben an Veredlung verlieren müssten, wenn uns nicht das Bewusstseyn, doch auch manchen Vorsatz gehalten, in manchen Fällen gross und würdig und aufopferungsvoll gehandelt zu haben, mit uns selbst aussöhnte, und uns hoffnungsvoll an uns selbst arbeiten lehrte. Der Blick in die Vergangenheit trifft auf so manche dunkle Stellen, dass wir wohl bey den lichten Puncten in derselben etwas verweilen

mögen, um nicht auch von der Zukunft nur traurige Ahndungen zu hägen.

Wenn es ja auf der Welt eine reine, würdige und dauerhafte Freude gibt: so ist es die, die wir über unsern standhaft behaupteten Werth empfinden. Wenn irgend etwas unser Wohlgefallen am Leben, bey seinen Mängeln und seinem unvermeidlichen Elende erhalten kann: so ist es die Ueberzeugung pflichtmäfsig in demselben gehandelt zu haben. Welcher Sieg kann mit dem verglichen werden, den der tugendhafte Mann über sich selbst erlangt, wenn er seine Leidenschaften bezwingt? Und, diese Freude sollte man sich in dem freudearmen, oft mühe - und thränenvollen Leben versagen? Bey dem feurigsten Wunsche gut zu seyn, bey dem bittern Schmerze, den man da empfindet, wo man es nicht war, sollte man sich das Zeugnifs, dafs man es gewesen sey, vorenthalten? Je öfter wir mit Wohlgefallen bey dem Guten, das uns gelungen ist, verweilen: desto mehr wird unser Herz für das Gute gestimmt; desto mehr eignen wir uns die hoheitsvolle Heiterkeit an, die uns die Veredlung des Lebens nicht allein zu einem leichten,

sondern auch zu einem frohen Geschäfte macht.

Die Freude über das Gelingen unsrer moralischen Bildung muss aber eine weise und nüchterne Freude seyn, darf nie laut und ausschweifend, nie eigentlicher Affect werden. So bald dieses geschieht, wird sie dem fernern Fortgange im Guten hinderlich, hemmt unsre Thätigkeit, versetzt sie uns aus uns selbst, verliert sie ihre Reinheit und Würde, und vermischt sich mit solchen Empfindungen, die dem Geiste der Tugend fremd sind, oder ihm gar widersprechen. Es ist dann nicht mehr das Moralische, Vernunftmäßsige, Edle der That, was unser sittliches Gefühl rührt, nicht mehr die darin bewiesene Stärke des Willens, der wir uns freuen; es ist physische Lust, von den Folgen derselben für unser sinnliches Wohl erzeugt, was uns mit froh macht, und die Tugend wird fortan nicht mehr um ihrer innern Vortrefflichkeit, sondern zugleich um ihrer Annehmlichkeit, und um ihres Nutzens willen, nicht mehr als etwas, das Würde, sondern zugleich als etwas, das Genuss gibt, angestrebt. Die Lauterkeit des Sinnes geht verloren.

Noch sorgfältiger muſs man ſich hüten, daſs jene Freude nicht in gefährlichen Dünkel, Uebermuth und Vermeſſenheit ausarte. Schlage deſswegen, weil du einige Vorzüge an dir findeſt, deinen Werth nicht zu hoch an, denke nicht, daſs du damit ſchon alles erreicht habeſt. Vergiſs nicht die Fehler zu bemerken, die dir auch noch ankleben. Schreibe dir bey deinen pflichtmäſsigen Handlungen nicht alles ſelbſt zu; denn es gehört dir ſelten alles an. Die Umſtände haben dich dabey unterſtützt; ein Gedanke, der ſich dir zufällig kräftig darſtellte, eine Empfindung die lebensvoll in dir erwachte, ein Hinderniſs, das ohne dein Zuthun eintrat, eine Situation, die gewiſſe Tugendeindrücke in dir anregte, oder dich durch ſonſt etwas mit Widerwillen gegen ein Laſter einnahm, für eine Tugend intereſſirte, hat oft mehr Theil daran, daſs du vor jenem bewahrt bliebeſt und dieſes vollbrachteſt, als die Stärke deines Vorſatzes. Dies darfſt du nicht aus der Acht laſſen, wenn du nicht beſſer von dir denken willſt, als es der Wahrheit gemäſs iſt. Freylich magſt du dich auch darüber wohl freuen, aber betrachte in der Freude das nicht

als eignes Verdienſt, was nicht in deiner Selbſt-thätigkeit ſeinen Grund hat. Glaube nicht, weil du einmal einem Vorſatze treu bliebeſt, du werdeſt ihm nun immer treu ſeyn, und könneſt dich nur unbeſorgt auf dich ſelbſt verlaſſen. Es können gröſsere Verſuchungen auf dich eindringen, als du bisher erfahren haſt. Vielleicht ſtanden dir da Hülfsmittel zu Gebothe, die dir einſt fehlen. Nicht immer wird dein Gefühl ſo warm, deine Vernunft ſo mächtig, deine Leidenſchaft ſo lenkſam ſeyn. Selbſt wiederhohlte Siege, die du über die ſtärkſten Antriebe davon getragen haſt, bürgen dir nicht für die Zukunft. Nichts iſt trüglicher als die günſtige Meynung, die wir von der Feſtigkeit unſers Herzens hägen. Wir dürfen auch da, wo ſie ſchon mannichfaltige und ſchwere Proben beſtanden hat, nicht unbedingt auf ſie vertrauen; ein kleiner Umſtand kann ſie in einem unbewachten Augenblicke zum Wanken bringen. Darum werde nie leichtſinnig und ſorglos; wage dich nie in eine zu groſse Verſuchung; verliere nicht die Beachtung deiner ſelbſt; verſäume nie das gewiſſenhaft anzuwenden, was deine Vorſätze ſtärken kann. Es gibt

Beyſpiele genug von edeln und groſsen Menſchen, die tief gefallen ſind; darum wandle vorſichtig, denke ſtäts, daſs dir das auch begegnen könne, und ſuche ihm ſorgfältig zu entgehen.

In dem ganzen Geſchäfte der Veredlung der Maximen iſt es von groſsem Nutzen, ſich mit einem edeldenkenden Freunde zu verbinden, und ihn zum Vertrauten unſrer Herzensgeſchichte zu machen. Dieſe Verbindung, wenn ſie anders ihre Idee rein ausdrückt, iſt etwas ſehr Erhabenes, und trägt ſchon an ſich viel dazu bey, dem Leben höhern, gediegenern Werth zu ertheilen. Sie gibt uns Gelegenheiten, uns in der Erfüllung vieler Pflichten auf eine Art zu üben, die uns dieſe ungemein erleichtert. Das gemeinſchaftliche Streben iſt feuriger, begeiſterter und ausdauernder; der Eine erwärmt ſich am Andern, und richtet ſich an ihm auf. Die beſſern Eigenſchaften des Einen theilen ſich dem Andern unwillkührlich mit, oder preiſen ſich ihm doch öfter und nachdrück-

licher an. Der Eine lernt durch den Andern ſeine Fehler kennen, wo ſie ihm ſelbſt verborgen geblieben wären. Der Eine macht den Andern aufmerkſam auf Gefahren, die er überſah, auf Uebertretungen, die er nicht achtete, und ſtärkt ihn in der Verſuchung. Jeder Vorſatz, in der Nähe des Freundes gefaſst, wird heiliger und feierlicher, der Schmerz der Verirrung tiefer gefühlt und heilſamer, die Freude des Gelingens, dadurch, daſs er an ihr Theil nimmt, gröſser und weiſer.

Dritte Abtheilung.

Veredlung des Charakters.

Wir haben bisher den guten Willen, in wie fern er sich in einzelnen Bestrebungen, den Naturtrieb zu überwinden, äusert, betrachtet. Das Ziel der Veredlung in der zweyten Periode war die Tugend, als Fertigkeit, sich in der Ausführung guter Vorsätze gegen alle Hindernisse und Reitzungen der Sinnlichkeit zu behaupten. Begierde und Leidenschaft lehnen sich immer fort gegen die Vernunft auf; sie muss dagegen kämpfen. Selbst wiederhohlte Siege vernichten den Feind nicht ganz. Er erhohlt sich, und beunruhigt sie wieder von neuem. Oft gelingt es ihm, sie in unbewachten Augenblicken zu überwältigen, und er ge-

winnt dadurch die verlornen Kräfte wieder. Das Höchste, was der Mensch in dieser Periode erreicht, ist, dafs die Stärke seines Willens ihn gegen seine Anfälle waffne. Nie darf er aber aufhören, auf seiner Hut zu seyn. Wenn er auch immer seinen Vorsätzen treu bleibt, und das thut, was die Vernunft will: so hört doch die Sinnlichkeit nicht auf, dem entgegen zu streben, und etwas in ihm zu unterhalten, was zwar seinen moralischen Werth nicht beeinträchtigt, ihm vielmehr Gelegenheit gibt, diesen in seiner ganzen Gröfse zu zeigen, aber ihn doch einiger Masen mit sich selbst entzweyt, und ihn hindert, seines Werthes froh zu werden.

So darf es nicht bleiben. Der Mensch soll ganz zur Ruhe kommen, ganz eins seyn mit sich selbst. Die Einigkeit seines Willens soll alle Kräfte seines Lebens in Harmonie bringen, seine Menschheit nach allen Rücksichten vollenden. Das ist sein höchstes Ziel, davon erhält jede Aufgabe, die in moralischer Hinsicht an ihn ergeht, Zweck und Bedeutung. Hierin findet die Tendenz der Vernunft allein ihre ganze Befriedigung. Es ist schon ein Grofses,

wenn es der Menſch dahin gebracht hat, daſs er der Verſuchung nicht mehr unterliegt, daſs die Natur ihn nicht mehr zwingt, daſs kein Hinderniſs ihm zu mächtig iſt. Aber es iſt noch nicht alles. Es ſoll gar keine Verſuchung mehr auf ihn eindringen, gar keine Natur ihm entgegen ſeyn, gar kein Hinderniſs, wenigſtens aus ihm ſelbſt heraus, ihm in den Weg treten. Der Kampf zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit ſoll ſich dadurch endigen, daſs die letztere ſich der erſtern ganz füge, daſs ſie nicht anders empfinde, als wie es dem Intereſſe derſelben angemeſſen iſt, nichts anders erſtrebe, als was dieſe billigt, aber mit ihrer ganzen Stärke ſich auf die Befehle derſelben richte.

Die Sinnlichkeit gehört zur endlichen Natur des Menſchen. Zwar ſtrebt das Prinzip der Unendlichkeit in uns über ſie hinaus, und wir haben von ihm die Verheiſsung empfangen, daſs ſich einmal die Schranken auflöſen ſollen, in denen ſie uns gefangen hält. Dieſes Ziel muſs auch das höchſte Regulativ unſers Lebens ſeyn. Aber es iſt unſerm Verſtande unerreichbar. So weit wir mit einem be-

ſtimmten

ſtimmten Denken unſre Bahn verfolgen, und uns die Perioden unſrer Veredlung ſelbſt aufgeben können, finden wir uns auch mit ihr behaftet, können wir nicht begreifen, wie wir ihrer je entbehren, und wie uns ohne ſie noch eine Sphäre für unſer Handeln bleiben möge, müſſen wir in ihr eine nothwendige Bedingung unſrer moraliſchen Exiſtenz anerkennen. Wir dürfen es daher zur Zeit noch gar nicht darauf anlegen, uns ihrer zu entäuſsern. Sie ſoll nicht ausgerottet, aber geordnet, der Sittlichkeit unterworfen, von einem moraliſchen Geiſte regiert werden. Es ſoll nur Eins ſeyn im Menſchen — veredelte Sinnlichkeit.

Die Veredlung hat es auf ein Ganzes, die innere Vollendung angelegt. Sie geht deſswegen ſchon gleich Anfangs von einem Ganzen, der tugendhaften Geſinnung, der kräftigen Richtung des Willens auf das Gute aus. Ohne das kann ſie das Einzelne nicht erreichen, bleibt alle Bearbeitung des letztern ohne ſittlichen Werth, etwas, wozu die Beſtimmungsgründe von einem Sinnlichen, mithin Unlautern hergenommen ſind. Aber mit dieſem Ganzen kann ſie doch auch nicht ins Einzelne dringen, und

ſich ſeiner nach allen ſeinen Beſtandtheilen bemächtigen. Die gute Geſinnung muſs, durch eigenthümliche Bemühungen, über die beſondern Maximen verbreitet werden, wenn dieſe ihre Natur und Form annehmen ſollen. Aber dieſe auf das Einzelne gerichteten Bemühungen, ſind doch nicht der letzte Zweck. Sie ſollen ſich zuletzt wieder zu einem Ganzen vereinigen, welches ſich darin von jenem erſten unterſcheidet, daſs es nicht bloſs ein Einiges, ſondern auch zugleich ein durch das Einige geformtes Mannichfaltige, ein in jeder Hinſicht Beſtimmtes und Bewährtes iſt, und nicht bloſs durch das Hinwirken auf den edlern Theil, ſondern durch Bildung des ganzen Menſchen erreicht wird.

Die Veredlung des Charakters heiligt das Leben, wie die Veredlung der Geſinnung den Willen heiligt; da hingegen die Veredlung der Maximen nur die Grundſätze tugendhaft macht. Sie enthält daher folgende Aufgaben.

Dein innerer Menſch ſey durchaus moraliſch geſtimmt. Deine Empfindungen und Begierden, wie die Handlungen, die du ihnen

zufolge unternimmſt, ſtehen unter dem Geſetze der Vernunft. Es ſoll moraliſche Ordnung in deinem Herzen ſeyn, und ſich nichts in ihm regen, was dieſer widerſpräche.

Du ſollſt aber auch auf eine vernunftmäſsige Art thätig ſeyn; das iſt die Beſtimmung deines Lebens, und zu dieſer Thätigkeit muſs der ſinnliche und überſinnliche Charakter zuſammen ſtimmen. Alle deine Triebe ſeyen gerichtet auf den Zweck der Menſchheit in dir und andern.

Für dieſen Zweck muſst du eine unbeſiegbare Stärke des Willens beſitzen. Alles ſey in dir entſchloſſenes, ausdauerndes, kraftvolles Wirken im Dienſte der Pflicht. Nichts muſs mehr in dir ſeyn, vermittelſt deſſen Ungeduld, Muthloſigkeit und Verdroſſenheit ſich deiner bemächtigen könnten.

So wird ſich endlich dein ganzes Leben in Verehrung, in innige, ungetheilte, ewige Liebe des Höchſten und Beſten verklären, worin ſich die Veredlung vollendet.

Wir treffen hier alſo wieder auf die im erſten Buche aufgeführten Haupt - Momente des veredelten Charakters, Mäſsigung,

Menschenliebe, Seelenstärke und Religion. Nur dass sie hier, wo die Art, wie sie der menschlichen Natur anzueignen sind, bestimmt werden soll, in einer andern Ordnung dargestellt werden müssen, als da, wo wir sie bloss im Allgemeinen, und in Beziehung auf das höchste Gesetz betrachteten. Hier muss die Selbstbearbeitung mit dem Innern anfangen, dann zu der Tendenz nach einem Aeussern übergehen, um sich zuletzt wieder in dem Innern zu verlieren. Die Mässigung ist die Grundlage der Menschenliebe und Seelenstärke, und empfängt in der Religion ihre letzte Weihe, die dann das veredelte Leben des Menschen der Erde entreisst, um es der unsichtbaren Welt auf immer zu übergeben.

Den sinnlichen Charakter zur Mässigung, Menschenliebe, Seelenstärke und Religion zu veredeln, ist das letzte Geschäft der Veredlung. Wie dieses geschehen möge, haben wir jetzt noch zu untersuchen. Denn was die Klugheit angeht, welche im Vorhergehenden zu den Bestandtheilen des veredelten Charakters gezählt, oder vielmehr als Umgebung desselben dargestellt wurde: so ist dort zugleich das, für

den gegenwärtigen Zweck Dienliche beygebracht worden. Sie ist eine Eigenschaft, die zunächst nicht dem Willen, sondern dem Verstande angehört, und die Kenntnifs dessen, was zu ihr erfordert wird, enthält, wo das Herz moralisch gebildet ist, alle Regeln, durch deren Beobachtung sie erworben und vervollkommnet werden mufs.

I.

Mäfsigung.

Die Mäfsigung geht auf Anordnung des Herzens in Ansehung seiner sinnlichen Bedürfnisse und der Art, wie diese dasselbe beschäftigen. Es soll in dem allem nichts seyn, was mit dem Gesetze der Vernunft streitet, nichts, was die innere Eintracht des Lebens stört, nichts, was sich, wenn es zum Ausbruche käme, in pflichtwidrigen Handlungen offenbaren würde. Im Herzen soll keine unruhige Bewegung, keine heftige Leidenschaft, keine verkehrte Stimmung, kein mit den Forderungen der Tugend streitendes Interesse bleiben. Es soll in allen seinen Gefühlen, Wünschen und

Bestrebungen das Bild nüchterner Weisheit, voll Würde und Friede darstellen.

Alles, was im Herzen vorgeht, bezieht sich auf ein Bedürfniss, und ist entweder Befriedigung, oder Streben nach Befriedigung, und den Gegenständen, die die Bedingung derselben enthalten, oder endlich Wahrnehmung des angenehmen oder unangenehmen Zustandes, worin es durch Befriedigung oder Nichtbefriedigung, durch gelungenes oder verunglücktes Streben versetzt wird. G e n i e s s e n, B e g e h r e n und E m p f i n d e n, sind die vornehmsten Erscheinungen des Herzens. Keinem von diesen darf sich der Mensch unbedingt hingeben, seine Vergnügungen dürfen ihn nicht zu stark fesseln, die Gegenstände seines Verlangens ihn nicht zu viel und zu lebhaft beschäftigen, seine Affecten nicht zu heftig werden, wenn er mit Würde leben will. Für seine Genüsse, wie für seine Begierden und Gemüthsbewegungen gibt es ein gewisses Mass, über welches hinaus sie unsittlich werden, indem sie eine innere Tendenz zu pflichtwidrigen Handlungen ausdrücken. Dies auszukennen, und nicht bloss immer vor Augen zu

halten, ſondern auch in ſie ſelbſt ſo hinein zu bilden, daſs ſie es nie überſchreiten, iſt eine Hauptangelegenheit der ſittlichen Veredlung. Es dahin zu bringen, fordert eine angeſtrengte Selbſtbearbeitung.

Die Mäſsigung der Vernunft, ſoll ſich demnach zuvörderſt zeigen in dem Genuſſe des Vergnügens. Dahin gehört alles, worin wir, ohne ſelbſt thätig zu ſeyn, und etwas Nützliches oder Würdiges zu beabſichtigen, uns bloſs dem Spiele angenehmer Eindrücke hingeben. Genieſsen will jeder Menſch, und wenn es manche gibt, die dagegen gleichgültig ſcheinen: ſo rührt dieſe Täuſchung daher, daſs ſie ihr Vergnügen in feinern und edlern Dingen ſuchen, daſs dasjenige, worin andre nur Arbeit ſehen, ihnen Genuſs gibt. Auch der Ernſthafteſte treibt ſeine höhern Geiſtesbeſchäftigungen oft ſo, daſs er dabey nur genieſst. Hierin iſt auch gar nichts Vernunftwidriges. Schon um zu leben, müſſen wir genieſsen. Der Genuſs iſt eine ſanftere, leichtere und abſpannende Art der Thätigkeit; ohne ihn

würden ſich unſre Kräfte zu frühe verzehren. Die Anlagen und den Hang dazu kann uns die Natur auch nicht bloſs deſswegen mitgetheilt haben, daſs wir ſie überwinden ſollen. Aber wir verwenden auf jene Anlagen zu viel; jener Hang iſt gewöhnlich zu ſtark; wir wollen mehr und länger genieſsen, als wir ſollen. Hier muſs die Vernunft ins Mittel treten, und uns nicht allein das rechte Maſs des weiſen Genuſſes lehren, ſondern auch das Herz ſo bilden, daſs es nie über dieſes Maſs hinaus nach Genuſs verlange.

Der Genuſs ſoll nie bey dir Zweck, die Sorge für denſelben nicht einmal wichtige Angelegenheit — er ſoll nie zu lebhaft werden, nie dich betäuben, dich deiner ſelbſt vergeſſen machen, nie pflichtmäſsige Beſchäftigungen verdrängen, dein Herz ausfüllen, dich zu lange hinhalten, dich in den Zuſtand der bloſsen Paſſivität verſetzen, dich der vernünftigen Ueberlegung berauben; am allerwenigſten aber darf er dein Gewiſſen verletzen. Die Vernunft muſs den Genuſs heiligen. Die Neigung berechtigt uns noch nicht ihm nachzuhängen. Nur da, wo wir einſehen, daſs es uns nicht

mit uns selbst in Widerspruch bringt, dass unser moralisches Interesse nicht beeinträchtigt, unsre Pflicht nicht übertreten wird, können wir mit Würde geniessen. Aber auch hier müssen wir immer einen moralischen Zweck damit verbinden, den sinnlichen Genuss durch Geistesthätigkeit veredeln, auf höhere Bedürfnisse beziehen, uns nicht ganz dem bloss Körperlichen hingeben, und unser Herz dahin zu stimmen suchen, dass das feinste, dauerhafteste Vergnügen auch ihm das befriedigendste sey. Kein Genuss soll das Gleichgewicht unsrer Gemüthskräfte stören, und in uns einen solchen Zustand erzeugen, den wir bey ruhiger Prüfung missbilligen würden, der nicht die Form der Vernunft rein und vollständig ausdrückte.

Was haben wir zu thun, um dies an uns zu bewirken? Das Vornehmste ist, dass die übermäfsige Schätzung sinnlicher Genüsse, die allein zu allen Ausschweifungen verleitet, vermindert, und nach vernünftigen Grundsätzen angeordnet werde. Bedenke daher oft, und suche dich immer stärker davon zu überzeugen, dass du nicht zum Geniessen geboren seyst, dass der blosse Genuss

an sich etwas Unwürdiges, daſs er leer und eitel, und nicht immer in deiner Gewalt sey.

1. Du bist nicht zum Genieſsen geboren. Wäre das: so könntest du dich mit Recht beklagen, daſs dein Leben für seine Bestimmung viel zu kärglich ausgestattet sey. Feinere und dauerhaftere Anlagen zum Genusse, und ein gröſserer Reichthum genieſsbarer Güter müſsten dich beglücken; du dürftest nicht so oft leer ausgehen; nicht so viele Menschen dürften zu einem immerwährenden schmerzlichen Entbehren verdammt seyn. Keinem hat die Natur allen Genuſs gänzlich versagt; aber keinem hat sie ihn in dem Maſse gegeben, in welchem er ihn fordern könnte, wenn wir nur deſswegen da wären. Es gibt höhere Kräfte in uns, die uns zum Genusse überflüſsig sind, die uns in demselben öfters hindern als unterstützen. Die Freuden des Verstandes und Herzens konnten uns durch andre ersetzt werden, die uns ihr Angenehmes ohne ihr Bittres zutheilten, wenn Verstand und Herz nicht eine edlere Bestimmung andeuten. Unvertilgbar ist in uns ein Streben, das durch keinen Genuſs

befriedigt wird, das jeden Genufs verfchmäht und uns fo viel ehrwürdiger ift, je weiter es fich von ihm entfernt. Wir finden unzählbare Veranftaltungen in uns und um uns, die uns nur in fo fern erklärbar find, als wir in ihnen den Beruf zu etwas, das mehr als Genufs ift, vernehmen. Vernunft und Gefühl weifen uns gleich nachdrücklich dahin. Thätigkeit, freyes pflichtmäfsiges Wirken ift unfre Beftimmung; der Genufs ift Zugabe. Er ift nur da um diefer willen, und der Vernünftige darf ihn fich nur in fo fern erlauben, als es diefe ihm geftattet. Wer ihm allein lebt, oder mehr als er follte, ordnet den Zweck dem Mittel unter, beraubt fich felbft feiner ehrenvollften Hoffnungen, und verwickelt fich mit fich felbft in die traurigften Widerfprüche.

2. Der blofse Genufs ift an fich etwas Unwürdiges. Würde hat nur das, worin fich Vernunft und Freyheit offenbaren, worin wir uns unabhängig und felbftthätig erkennen, was uns über den Zwang der Natur hinausrückt, und unfre Menfchheit verherrlicht, als Macht und Gröfse ankündigt. Das Gegentheil von dem allem ift im blofsen Ge-

nuſſe. Er iſt ohne Vernunft und Freyheit. Denken und Wollen verliert ſich in unthätiges Empfinden. In ihm erſcheint der Menſch abhängig und knechtiſch, ganz Gefühl, ohne Kraft und Muth, bezwungen von fremder Gewalt, unterjocht vom Zwange der Natur, ſeiner Menſchheit beraubt, feige und klein, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig — ſein Zuſtand ſo arm und jammervoll, daſs er nur empfangen, nie geben kann. Der Genuſs macht den Menſchen gemein und verächtlich. In ihm ſteht er dem Thiere gleich; und die ausgezeichneteſten Fähigkeiten können ihm keinen Vorzug vor demſelben mehr geben, ihr Werth verſchwindet, und ſie gelten allein nach dem, was man von ihnen erleidet. Nur der freye Gebrauch adelt ſie, und erhebt uns über die andern Bewohner der Erde. So wie wir dieſem entſagen, geht uns das verloren, was uns allein auf der Höhe der Menſchenwürde erhalten kann. Das natürliche Gefühl entſcheidet darüber ſehr richtig. Wo ſich dieſes noch unverſtimmt äuſsert, fühlen wir uns durch jeden Genuſs, ſelbſt, wo es für die Bedürfniſſe des Lebens iſt, erniedrigt, und nie gröſser, nie

achten wir uns selbst höher, als, wo wir uns freywillig einen Genuss versagt haben. Aber die Menschen haben sich so an ihm gewöhnt, ihn so lieb gewonnen, sich so von ihm in das Gemeine hineinziehen lassen, dass ihnen jenes Gefühl fast ganz vergangen ist, oder dass es durch das lebhaftere der angenehmen Befriedigung nicht mehr durchdringen kann. Darum werden sie ihrer Entwürdigung selten inne. Der Bessere würde sich in diesem Zustande ganz unerträglich werden; wenn ihn nicht der Gedanke, dass er unvermeidlich sey, dass er sich ihm aus Pflicht zuweilen hingeben müsse, damit aussöhnte, wenn er seine Genüsse nicht durch vernünftige Thätigkeit zu veredeln wüsste.

3. Aller blosse Genuss ist leer und eitel. Er kann nie dem Herzen ganz genügen, nie seine edelsten Bedürfnisse stillen, nie ihm wahre Ruhe geben, nie Harmonie in seine Bewegungen bringen. Ist er noch so geistvoll, noch so weise gewählt und angeordnet: das Beste, wornach sich dieses Herz sehnt, steht durch ihn doch nicht zu erlangen. Es sind flüchtige Schatten, die er vor unsrer Seele

herführt, Ergötzungen des Augenblickes, die nichts zurücklaſſen als das ſchmerzliche Gefühl ihrer Nichtigkeit, bunte Farbenſpiele, womit er das Auge täuſcht, damit es der Verſtand nachher deſto mehr bedaure, daſs darin keine Wahrheit ſey. Iſt ſeine Blüthe erſt zerſtört — und wie bald iſt das geſchehen? — was bleibt dann noch an ihm, das uns gefallen möchte? Wir dürften uns nur einige Mal unmittelbar nach dem Genuſſe eines Vergnügens ernſtlich fragen, was habe ich denn eigentlich genoſſen? war er der geſpannten Erwartung und der groſsen Zurüſtungen werth? Gewiſs würde ſich unſre übertriebene Schätzung bald von ſelbſt herabſtimmen. Und wenn es das noch allein wäre. Oft läſst er im Herzen einen tief verwundenden Stachel zurück; oft nimmt er ſeinen Frieden mit weg, hebt die Eintracht ſeiner Kräfte auf; oft ſind Unmuth, Ueberdruſs und bittre Reue ſeine Begleiter; oft finden wir, daſs er für das wenige Werthloſe, was er uns gab, uns unausſprechlich viel Köſtliches genommen habe. Nur die Bethörung kann mit leidenſchaftlicher Liebe an ihm hangen, nur das verengte Herz, ſo oft es auch

betrogen wurde, immer von neuem bey ihm Ruhe suchen. Es ist Lebensweisheit, seine Genüsse so viel als möglich einzuschränken. Die Vorschriften, die uns die Vernunft für ihre Mäßigung ertheilt, sind diejenigen, durch die unsre Zufriedenheit am meisten gesichert wird.

4. Der Genuſs ist nicht immer in deiner Gewalt. Der Zufall muſs dich darin begünstigen, was er nicht immer thut, und sehr selten, so wie du es wünschest. Die Güter, deren Besitz dir ihn verschafft, hangen vom Schicksale ab. Dein Fleiſs und deine Geschicklichkeit können sie dir nicht immer erwerben, deine Vorsicht und dein kluges Benehmen nicht immer bewahren. Tausend Menschen müssen ihrer gar entbehren, tausenden sind sie entrissen worden, wo sie sich ihrer erst recht zu freuen dachten. Viel kommt auch auf deinen eignen Zustand an, über den du selten Herr bist. Krankheiten können dich unfähig machen, des gröſsten Ueberflusses froh zu werden. Widrige Ereignisse können dich in eine Stimmung versetzen, die dir alles verleidet. Du muſst aufgelegt seyn, wenn du

recht genieſsen willſt. Der kleinſte Umſtand, über den du nichts vermagſt, kann dich darin ſtören. Nimm die beſten und am meiſten von dir ſelbſt abhängigen Genüſſe, die Vergnügungen des Geiſtes und Herzens: ſtehen ſie dir wohl immer zu Gebothe? Du kannſt es dahin bringen, daſs eine peinliche Anſtrengung aufhöre, dir empfindlich zu ſeyn, daſs du dennoch dein Werk mit Liebe treibſt; aber wirſt du wohl eigentlichen Genuſs davon haben, wenn du dich in deinem Denken und Empfinden überall gehemmt fühlſt? oder ſteht es etwa in deiner Macht, alle Hinderniſſe zu entfernen, die aus deiner eignen körperlichen oder geiſtigen Dispoſition herfließsen? Wie thöricht iſt es, an etwas dein Herz zu hangen, was ſo höchſt unſicher iſt, dein Glück von dem zu erwarten, was dir ſo leicht entriſſen werden kann!

Gewiſs würden dieſe vier Betrachtungen, ernſthaft und oft beherzigt, die ausſchweifende Neigung zu ſinnlichen Genüſſen mäſsigen müſſen. Sie liegen uns ſehr nahe; wir werden durch mancherley Ereigniſſe auf ſie geführt; aber wir gehen zu flüchtig darüber weg, ſie

reiſen

reifen nicht zur praktischen Ueberzeugung, darum bleiben sie auch ohne Wirkung. Wie könnten wir uns von etwas unumschränkt beherrschen lassen, von dem uns immer der Gedanke begleitet: das ist deine Bestimmung nicht, ist ihr vielmehr entgegen, macht dich immer unfähiger für sie, ist an sich nicht allein etwas, das dich tief entehrt, sondern auch eitel, unbefriedigend, und hängt von der Gunst des Schicksales ab, du kannst dich ihm nicht mit Würde hingeben, wenn es nicht durch Vernunft und auf eine pflichtmäſsige Art geschieht? Dem Menschen, mit dem es bis dahin gekommen ist, wo er die Veredlung seines Charakters beginnen kann, ist die Erinnerung an seine Bestimmung unter allen die heiligste und kräftigste, das Gefühl der moralischen Selbstentehrung unter allen das schrecklichste. Beyde dürfen nur bey ihm angeregt, und mit einer fehlerhaften Disposition des Herzens in Verbindung gebracht werden, um dieser eine edlere Form zu geben, und das verkehrte Verlangen schon im Entstehen zu ersticken. Noch besser aber wird das gelingen, wenn dieses Verlangen zugleich als ein thörichtes erscheint.

Wenn indeſs die Neigung zum Genuſſe ſelbſt durch Betrachtungen, wie die angeführten, geſchwächt worden iſt: ſo bleibt doch noch die Macht der Gewohnheit zurück. Man kann ſich ſeiner, wenn man auch noch ſo ſehr überzeugt iſt, daſs er nicht leiſte, was er verſpricht, daſs er vielmehr unſerm höchſten Intereſſe entgegen ſey, wenn man ihn auch nicht mehr um des gehofften Vergnügens willen begehrt, doch nicht ſo fort entſchlagen, weil er uns durch öftere Befriedigung zum Bedürfniſſe geworden iſt, weil ſich auſser dem natürlichen noch ein künſtlicher Hang zu demſelben in uns erzeugt hat, den keine Gründe zerſtören. Es iſt eine Richtung in unſrer Seele, die uns unwillkührlich zu ihm hinzieht, wenn wir auch ſeine Nichtigkeit deutlich einſehen. Wir ſtehen mit ihm in einer Befreundung, der wir uns nicht ſo leicht entreiſsen können. Dies erfordert noch eigne Bemühungen.

Man muſs ſich des bloſsen und unmäſsigen Genieſsens zu entwöhnen, und ſich deſswegen den Genuſs überhaupt ſo viel als möglich entbehrlich zu machen ſu-

chen; welches vorzüglich durch öftere freywillige Entſagung geſchieht. Genieſse nicht immer, wo es dir deine Pflicht erlaubt, folge nicht jeder Einladung, wenn du auch damit dein Gewiſſen nicht verletzeſt, um ſo weniger, je dringender und verführeriſcher ſie ſich dir ankündigt. Muſst du genieſsen, um dein phyſiſches Leben zu erhalten: ſo lenke deinen Sinn von der thieriſchen Empfindung ab, und denke, daſs du hier nicht dir ſelbſt, ſondern der Nothwendigkeit gehorchſt, beabſichtige nicht das Vergnügen, ſondern den Zweck. Machen es dir deine erſchöpften Kräfte zum Bedürfniſs, ſie durch ſinnlichen Genuſs wieder anzufriſchen: ſo tritt dabey nie über die Gränzen dieſes Bedürfniſſes hinaus; beſchränke dich auf das, was hierzu ſchlechterdings erforderlich iſt; gehe nicht ſo weit, als du nachher wohl gehen darfſt, wenn du dich in dieſer Rückſicht einmal in Ordnung gebracht haſt. Vor allem aber verweigere ihn dir da, wo allein die Luſt dich dazu auffordert. So wird ſich allmählig jener Hang aus deiner Seele verlieren, andre Richtungen werden an ſeine Stelle treten. Du

wirst dich praktisch überzeugen, dass du auch ohne Genuss fortkommen könnest, dass er zu deiner Zufriedenheit nicht schlechterdings erforderlich, dass der Zustand des Entbehrens, wenn man erst mit ihm vertraut geworden ist, unsrer Natur nicht weniger angemessen sey, und in mancher Hinsicht noch grosse Vorzüge habe.

Ein andres Mittel, der Gewohnheit des Geniessens ihre Macht zu benehmen, ist, dass man ihr die des regelmässigen und angestrengten Wirkens entgegen setze. Der Genuss gehört der Sinnlichkeit, das Wirken den höhern Kräften der Seele an. Kannst du dir die Beschäftigung des leidenden Theiles deiner Natur zum Bedürfnisse machen: warum sollte dir nicht ein Gleiches in Ansehung des thätigen möglich seyn? In jenem findest du dich durch ein Fremdes bestimmt, mithin beschränkt; in diesem bestimmst du dich selbst, und wirst dadurch deines höhern Vermögens, deines selbstständigen Lebens, das über alle Schranken hinaus strebt, inne. Lass es daher nicht genug seyn, dem Genusse zu entsagen. Dadurch würde eine unerträgliche Leere in

deinem Innern entstehen, die dich mit der Zeit wieder zu ihm zurück führte. Setze eine vernünftige Thätigkeit an seine Stelle. Bemühe dich immer etwas zu denken oder zu verrichten, wobey du dich nicht passiv verhalten kannst. Je angestrengter diese Thätigkeit ist; je mehr sie dich nöthigt alle deine Kräfte aufzubiethen; je weniger sich dabey Veranlassung zeigt, dich gewissen Eindrücken zu überlassen: desto heilsamer wird sie dir werden.

Die Thätigkeit kann sich auch selbst in Genuss verwandeln, wenn wir nähmlich mehr damit befasst sind, unsern Zustand darin wahrzunehmen, das Sanfte, Uebereinstimmende und Wohlgeordnete im Gebrauch unsrer Kräfte mit Wohlgefallen zu bemerken, als sie unermüdet fortzusetzen, und mit ihrem Gegenstande beschäftigt zu halten. Nichts verweichlicht das Gemüth mehr, und befördert mehr den Hang zum Geniessen, als die Maxime, auch da Genuss zu suchen, wo er am weitesten von uns entfernt seyn sollte, solche Anwendungen der Geistesfähigkeiten, bey denen uns kein bestimmter Zweck vorschwebt, die entweder zur Un-

terhaltung, oder zur Belehrung und Bildung überhaupt vorgenommen werden. Leicht schweift da die Phantasie, da es ihr an einer festen Richtung fehlt, nach allerley beliebigen Richtungen ab, je nachdem sie an der einen oder andern mehr Vergnügen findet. Hier muss man sich vorzüglich beherrschen, und auch dann, wenn man bloss zu seiner Erhohlung und Aufheiterung liest, denkt oder arbeitet, sich nicht ganz dem Genusse überlassen, sondern mit ihm weise Thätigkeit verbinden, indem man dabey zugleich Aufklärung des Verstandes, Bildung des Geschmackes, Erweckung und Befestigung guter Entschliessungen beabsichtigt. So gewinnt die Thätigkeit dem Genusse immer mehr Raum ab, zieht sich dieser in immer engere Gränzen zusammen, und wir gewöhnen uns, ihn nie anders als in der Form der Vernunft zu verlangen.

Endlich wird die Mässigung in sinnlichen Genüssen noch durch sorgfältige Pflege des geistigen Theiles unsrer Natur, und die Belebung verständiger Einsichten ungemein erleichtert. Das Geistige eignet sich weniger zum Genusse als das Sinn-

liche; es rührt uns in einem geringern Grade. Es ſind dabey gröſsere Schwierigkeiten zu überwinden. Es erfordert ſchon Anſtrengung, ſich daſſelbe lebhaft zu vergegenwärtigen. Um ſich mit ihm zu beſchäftigen, muſs man manchem Genuſſe entſagen. Zur Vollkommenheit führt nur ſtarke Verläugnung. Es gibt freylich auch geiſtige Genüſſe; aber ſie ſind feiner, in ihnen iſt mehr Thätiges und Vernunftmäſsiges; und ehe wir es in der Anwendung des Verſtandes zu derjenigen Fertigkeit bringen, daſs wir uns ihr mit Vergnügen hingeben können, müſſen manche freudenloſe Bemühungen vorher gegangen ſey. Freylich hat es auch grobe Wohllüſtlinge von ausgezeichneter Geiſtesbildung gegeben; aber das beweiſt nichts mehr, als: entweder, daſs der angeborne Hang zu ſinnlichen Genüſſen bey ihnen zu ſtark war, als daſs ihm die edlern Bedürfniſſe das Gleichgewicht hätten halten können; oder daſs die höhere Bildung bey ihnen nicht tief genug eingedrungen war, um ſich ihres ganzen Herzens zu bemächtigen. In der Regel iſt der gebildetere Menſch auch der mäſsigere. Schon ſein feineres Gefühl bewahrt ihn vor vielen

Ausſchweifungen. Sein innerer Reichthum beſchäftigt ihn hinreichend; er hat nicht nöthig fremde Stoffe in ſich hineinzuziehen, um ſeine Lebensempfindung anzuregen. Der Trieb thätig zu ſeyn, iſt bey ihm gröſser; darum darf er weniger im Genuſſe Unterhaltung ſuchen.

Worauf es aber hier vorzüglich ankommt, iſt, daſs der Einfluſs verſtändiger Einſichten in die Neigungen gröſser werde. Manches Vergnügen würden wir gewiſs fliehen, wenn uns die Folgen ſeines Genuſſes gegenwärtig vorſchwebten. Das iſt es, woran es bey den meiſten Menſchen, die ſich jedem Reitze zum ſinnlichen Genuſſe unbedingt überlaſſen, fehlt. Sie wiſſen ſehr wohl, was daraus für ſie entſtehen wird, ſind auch nichts weniger als gleichgültig dagegen. Hat es ſie wirklich getroffen: ſo können ſie ſelbſt nicht begreifen, wie ſie ſo thöricht ſeyn konnten. Sie erinnern ſich, das alles vorausgeſehen zu haben, und die Unerträglichkeit ihres gegenwärtigen Zuſtandes iſt ihnen ein Beweis, wie viel ihnen daran gelegen ſey, dem zu entgehen. Aber ihr Wiſſen war, ſo lange es ſich auf etwas Künftiges bezog, nicht lebendig genug; ſie

hatten es nicht hinlänglich erwogen. Wäre es ihnen damals gegenwärtig gewefen, hätte es die Stärke eines finnlichen Eindruckes gehabt: es würde ganz anders auf fie gewirkt haben. Ob die Vorftellung des Künftigen mehr oder weniger unangenehme Folgen befaffe, ob unfre Abneigung gegen fie gröfser oder geringer fey, davon hängt nicht fo viel ab, als davon, dafs fie den gehörigen Nachdruck habe, dafs fie der Seele nahe genug gebracht werde, fich ihr tief genug eindrücke. Aber das ift eben die grofse Kunft, die euch, wenn ihr fie erfunden habt, in den Stand fetzen wird, alles aus dem Menfchen zu machen was euch beliebt, eure Gefetze fo vollkommen zu realifiren, als fie euer Codex darftellt. Dahin wird es indefs nie kommen; denn der Grad der Lebhaftigkeit, worin eine Vorftellung fich ihm andringt, hängt gröfsten Theils von ihm felbft ab. Eine lebhafte Phantafie kann hierin viel thun. Menfchen, die mit ihr begabt find, zeigen fich überall rückfichtsvoller und bedächtiger, nehmen die Zukunft mehr zu Rathe, laffen fich weniger von ihren Empfindungen beherrfchen. Aber fie ward nur wenigen zu Theil. Man

mufs fie entweder felbft beleben, oder durch freye Richtung des Willens auf die Einfichten des Verftandes, durch längeres Verweilen bey denfelben und deutlichere Entwickelung ihnen die Stärke geben, wodurch fie der finnlichen Empfindung Widerftand leiften können, und fich fo nach und nach die Fertigkeit erwerben, nach ihnen zu handeln. Hat man es dahin gebracht, dann ift es nicht fchwer mehr, fich in Anfehung feiner Genüffe in feiner Gewalt zu behalten, und fie einer weifen und pflichtmäfsigen Ordnung zu unterwerfen. Die Natur rächt alles, was über ihr Mafs hinausgeht, wenn es der Menfch nur beherzigte.

Die zweyte Aeufserung des Herzens, die durch Vernunft gemäfsigt werden foll, ift die Begierde. Das Angenehme, was gegenwärtig, und in unfrer Gewalt ift, ift Gegenftand des Genuffes, was wir aber noch gar nicht, oder noch nicht fo vollkommen befitzen, als wir es wünfchen, wird begehrt. Der Genufs ift vorübergehend, und dauert nur fo lange, als wir mit dem, was ihn bewirkt, in

Verbindung bleiben, oder bis Sättigung ihn uns verleidet. Die Begierde ist eine bleibende Bestrebung der Seele. Dasjenige, worauf sie gerichtet ist, steht mit uns in keiner wirklichen Verbindung. Wir haben daran auch nie genug; denn es ist eigentlich nicht das, was genossen wird, sondern was uns in den Stand setzt, uns jeden beliebigen Genuss zu verschaffen. Es ist desswegen auch schwerer ihr beyzukommen; sie zieht sich tiefer in das Herz hinein, und fordert eine angestrengtere Bearbeitung. Man kann sich dem Genusse oft hingeben, ohne desswegen einen leidenschaftlichen Hang dazu zu haben. Aber jede lebhafte Begierde zeugt von einem innern thätigen Prinzip, woraus sie entspringt, und wovon sie unterhalten wird. Eine zu starke Begierde zieht immer an, und ist daher auch von weit grössern Folgen, bringt mehr Unordnung in unserm Innern, mehr Pflichtverletzungen in unserm Leben hervor, als ein ausschweifender Genuss.

Die vorzüglichsten Mittel des Genusses, auf die sich die Begierde bezieht, sind Vermögen und Ehre. Die Gewalt, die diese

uns über die Natur und andre Menſchen verſchaffen, bringt uns bald dahin, ſie übermäſsig zu ſchätzen. Zu dem Intereſſe ihres Nutzens geſellt ſich mit der Zeit noch ein unmittelbares, das ſich an ihren Beſitz ſelbſt heftet, und ſo gewinnen ſie dann unſer feurigſtes Beſtreben, lenken unſer Denken, Empfinden und Thun ausſchlieſsend, oder doch mehr als ſie ſollten, auf ſich hin, ſchwächen die übrigen Triebfedern des Herzens, werden der Maſsſtab, wornach wir die andern Güter würdigen, der Zweck, den wir uns bey allen Bemühungen vorſetzen, und verleiten uns zu tauſend pflichtwidrigen Handlungen. Nicht bloſs der äuſsere, ſondern auch der innere Menſch ſoll mit dem Geſetze der Vernunft übereinſtimmen; nicht allein unſer Benehmen, ſondern auch unſer Begehren ſoll ihm angemeſſen ſeyn. Hierhin gehören folgende Vorſchriften.

Begehre nichts zu ſtark. Laſs dich von keiner Begierde beherrſchen. Keine beſchäftige dich zu anhaltend und zu lebhaft. Keine ſtöre die Ordnung deines Herzens, und das Gleichgewicht deiner Kräfte. Keine ſey auf eine Handlung gerichtet, die du nicht auch unter-

nehmen dürfest. Keine hindere dich zu thun, was dir obliegt; keine trete deinen höhern Bestrebungen in den Weg; keine verleite dich zu falschen Meynungen. Beym Streben nach Vermögen und Ansehen seyen dir immer deine moralischen Zwecke gegenwärtig, dafs du es nicht allein nach diesen einschränkest, sondern auch anordnest, dafs sie dir nur darum und in so fern wichtig seyen, weil und in wie fern sie dir jene befördern helfen.

Damit du es nun dahin bringest: so suche zuvörderst über den wahren Werth der Dinge, die du begehrst, mit dir einig zu werden. Wenn dieser nicht so oft verkennt würde, würden sich die Menschen nicht so ängstlich um sie bemühen, würde die Begierde nach ihnen nie so ausschweifend heftig seyn. Dafs Geld und Ehre an sich nichts sind, dafs alles von dem Gebrauche abhängt, der von ihnen gemacht wird, sieht jeder wohl leicht ein, und gibt es in seinem Urtheile über andre nachdrücklich genug zu erkennen. Aber, was uns selbst betrifft: so benehmen wir uns doch gewöhnlich so, als ob sie uns durch sich selbst genügen könnten.

Die Leidenschaft blendet uns hier, und erzeugt im Hintergrunde unsrer Seele das Vorurtheil, welches das Mittel an die Stelle des Zweckes setzt, dem, was nur einen abhängigen und bedingten Werth hat, einen selbst eigenen unbedingten zuschreibt. Dieses Vorurtheil bemächtigt sich dann unsers Verstandes, oder hindert ihn vielmehr, die Sache näher zu beleuchten. So geschieht es, daſs wir selbst nach den Maximen handeln, die wir an andern als thöricht tadeln. Die meisten deiner Bestrebungen werden ganz anders ausfallen, und weit mäſsiger seyn, wenn du aufgeklärt genug über ihre Natur und Tendenz denkst. Frage dich also: warum will ich reich und geehrt seyn? ist das mein eigentlicher Zweck, weist mich mein Verstand, weist mich mein Herz dahin, ist darin etwas, das mir genügt? Du wirst dann bald finden, daſs du durch beydes weder glücklicher noch vollkommner bist, als du ohne das seyn würdest, daſs dir Reichthum und Ehre, wenn du dich ganz zur Ruhe bringst, weiter nichts gelten können, als in wie fern sie Mittel sind, etwas anders zu erlangen. Hast du dich hiervon überzeugt: so wirst du dich dem

Streben nach ihnen unmöglich ganz ungetheilt hingeben können; ihre Schätzung wird sich nach dem richten, was du durch sie zu bewirken vermagst. Sey dies nun auch, was es wolle: so kannst du doch nie sicher seyn, dass du es wirklich durch sie erreichen werdest, es können andre Umstände eintreten, die dich, wenn du auch noch so angesehen und reich bist, hindern, dessen froh zu werden. Der Besitz der Mittel führt nicht immer den Zweck herbey. Du darfst also jene diesem nicht gleichsetzen, noch weniger über denselben erhöhen. Du wirst ihn gewiss verfehlen, wenn du darauf zuviel verwendest. Je heftiger deine Begierde nach Ansehen und Vermögen ist, je mehr sie dich beschäftigt: desto geringer wird der Genuss seyn, desto weniger kannst du daran denken, dir diesen zu verschaffen.

Frage dich nun weiter: was denn eigentlich das sey, um dessen willen du dich, als ein vernünftiger Mensch, um diese Dinge zu bemühen habest; ob du dabey allein auf Genuss sehen könnest? Das Resultat wird seyn: dass du zwar nicht allen Genuss zu verläugnen brauchst; dass er aber auch bey weitem dein

Höchstes nicht seyn, dein ganzes Herz nicht ausfüllen soll; dass sittliche Würde und ihre thätige Erweisung deine Bestimmung ist; dass du nach ihr alles, was du in der Welt zu erlangen vermagst, schätzen musst; dass es dir nur so viel werth seyn kann, als es diesen Zweck befördert; dass du, wenn auch Vermögen und Ehre dein Leben noch so genussvoll und glücklick machen, doch nur in so fern nach ihnen streben darfst, als dadurch dein moralisches Interesse nicht beeinträchtigt wird; dass du nur in so fern mit voller Zustimmung deiner Vernunft nach ihnen streben kannst, als du sie als Mittel zur Vervollkommnung deines Lebens und zur Erfüllung deiner Pflichten zu betrachten berechtigt bist. Ihre Beziehung auf Genuss gibt ihnen eine zufällige, die Beziehung auf Würde eine wesentliche, unveränderliche Wichtigkeit. Begehrst du sie aber auf diese Weise, und allein um dieses Werthes willen: so ist gar nicht zu besorgen, dass deine Begierde je ausschweifend werde. Darum halte diesen Gedanken dir immer gegenwärtig: nicht als ob sie selbst etwas wären, nicht weil sie mir Genuss versprechen, sondern, weil ich von ihnen

ihnen einen weiſen Gebrauch machen kann für meine höhere Beſtimmung, will ich mich um Geld und Anſehen bemühen.

Um dir eine ſolche moraliſche Schätzung zu erleichtern, erinnere dich oft an die Unbeſtändigkeit und Unzuverläſsigkeit dieſer Güter. Denke, wie wenig es in deiner Macht ſtehe, dich ihrer zu verſichern. Nicht immer belohnt Reichthum den Fleiſs; nicht immer wird Ehre dem Verdienſte zu Theil. Der Erfolg unſrer Bemühungen hängt von tauſend Umſtänden ab, die wir nicht regieren können. Die klügſten Maſsregeln, die ernſtlichſten Bemühungen, die ſtrengſte Rechtſchaffenheit, die achtungswürdigſten Eigenſchaften verfehlen oft ihres Glückes. Ueber unſre Handlungen und innern Vollkommenheiten können wir gebiethen; aber was daraus werden wird, darüber entſcheidet das Schickſal, ohne ſich darin um unſern perſönlichen Werth zu bekümmern. Doch geſetzt, es hätte dich darin begünſtigt; weiſst du denn, wie lange es ſeine Zuneigung gegen dich fortſetzen werde? Kann es ſie nicht in jedem Augenblicke zurück nehmen? Darfſt du ſeinen

Verſprechungen trauen, oder haſt du etwas, wodurch du dich ſeiner verſichern mögeſt? Wo iſt der Liebling, den es noch nie getäuſcht, noch nie hart behandelt, der noch nie ſeinen Wankelmuth erfahren hätte? Wo der Mann, dem noch nie etwas fehl ſchlug, der ſich überall und zu jeder Zeit derſelben Ehre erfreute? Kannſt du die Zufälle zählen, wodurch es im Stande iſt, dich zu berauben, zu miſshandeln, zu verhöhnen und zu betrügen? Sind die Beyſpiele ſo ſelten, daſs Menſchen plötzlich ihr ganzes, auf Reichthum und Anſehen gegründetes Glück zerſtört ſahen? Oder biſt du etwa in der Lage, daſs du das nicht fürchten darfſt? was hat dich dann über menſchliches Loos ſo hoch erhoben? Wie thöricht handelſt du, daſs du ſo übermäſsig ſtrebſt, Schätze zu häufen, und dir einen Namen zu machen, da du beydes ſo bald verlieren, ſo bald, bey aller deiner Vorſicht und Arbeit, arm und verachtet, mit Elend und Schande bedeckt ſeyn kannſt? Dies recht erwogen, wird dich die Sorge für dein Wohl ſchon nöthigen, deine Begierden einzuſchränken.

Drittens: mache dir recht deutlich, wie wenig diese Güter im Stande sind, dir alles zu geben, dessen du bedarfst. Schon dein irrdisches Leben können sie in den wenigsten Stücken zufrieden stellen. Mit Gelde kannst du dir die Dienste der Menschen erkaufen, aber nicht ihre Liebe; und was sind jene ohne diese? Um deines Ansehens willen wirst du gefürchtet seyn, aber wird man dich darum auch achten? Vielleicht wird sich der Neid dadurch an dir rächen, daſs er dich da, wo du ihn nicht erreichen kannst, desto tiefer demüthigt, deiner desto kränkender spottet; je knechtischer er sich in deiner Nähe schmiegt. Du brauchst, wenn du genug hast, um deinen Unterhalt nicht bekümmert zu seyn — aber auch nicht besorgt, daſs dich irgend ein Unfall, oder die Treulosigkeit der Menschen dessen beraube. Du wirst nur um so mehr fürchten, je mehr du zu verlieren hast. Kannst du mit allem deinem Gelde oder Ansehen einen Geliebten, dessen Verlust dir unaussprechliches Leiden verursacht, dem Tode entreiſsen, oder dein eignes Lebensziel verlängern? Werden die gewöhnlichen Unfälle,

die die Menschen niederbeugen, Verdrufs, Krankheiten, fehlgeschlagene Hoffnungen, schmerzliche Trennungen dich deſswegen verschonen, weil du viel bezahlen kannſt, oder bey andern viel bedeuteſt? Und wie ſteht es um deine höhern Bedürfniſſe? Kannſt du durch deine Schätze eine verkehrte Stimmung des Gemüthes verhüten oder heilen, die Ruhe des Herzens herſtellen, wo ſie verloren ging, die böſe That ungeſchehen machen, um derer willen dich dein Gewiſſen mit bittern Vorwürfen verfolgt, oder dir das Bewuſstſeyn edler Thaten erwerben, den innern Richter zum Schweigen bringen, wo er dich verdammt? Werden ſie dich tröſten, wo du einen harten Verluſt erlitten haſt, oder wo das Gefühl deines Unwerthes dein Inneres verwundet? Wird dich das Zeugniſs deines Herzens darum auch für groſs erklären, weil die Menſchen dich für groſs halten? So viel du auch beſitzen magſt: an dem, was dir ewig das Theuerſte bleibt, was den Frieden deines Lebens gründet, biſt du darum um nichts reicher geworden.

Viertens: überzeuge dich, daſs du weder eines groſsen Vermögens,

noch ausgezeichneter Ehre bedürfest, um glücklich und weise zu leben, dass du ohne sie zufrieden und tugendhaft seyn, selbst viel Gutes stiften könnest. Und das ist eben so schwer nicht. Du wirst dich gewiss mancher frohen Stunde erinnern, die eben mit keinem kostbaren Aufwande erkauft war, wobey das Ansehen, das du unter den Menschen behauptest, gar nicht in Betracht kam. Ueberall findest du Menschen, die ohne Ueberfluss und hohe Stellen recht vergnügt sind, vergnügter als sie mit diesen seyn würden, die ihren beschränkten Zustand nicht gegen die glänzendste Lage vertauschen möchten. Das hängt nicht allein vom Temperamente ab, ist nicht bloss angeborne Genügsamkeit, sondern vielmehr eine Verfassung der Seele, in die wir uns alle versetzen können, die unsrer Natur durchaus angemessen ist. Wer sich gewöhnt, sich dessen zu freuen, was er hat, wird nicht leicht nach dem trachten, was ihm versagt ist, nicht leicht im vergeblichen und undankbaren Streben nach hohen Dingen seine Kräfte verzehren. Ein aufmerksamer Blick auf das viele Gute, was in

unſern Lebensverbindungen liegt, und eine weiſe Schätzung deſſelben macht uns alles entbehrlich, warum es ſich die meiſten Menſchen ſo ſauer werden laſſen, und dann doch für groſse Mühe nur einen geringen Lohn davon tragen. Die koſtbarſten und dauerhafteſten Freuden ſind immer die wohlfeilſten, immer diejenigen, die jeder leicht erlangen kann, und zu denen man ſich nicht erſt durch Reichthum und Anſehen den Weg bahnen muſs. Man kann im Ueberfluſſe darben, bey der höchſten Ehre elend ſeyn, und arm und unbemerkt, im Dunkel der Niedrigkeit ein beneidenswerthes Leben führen. Nicht nothwendiger iſt der Reichthum dazu, daſs du der Tugend ergeben bleibeſt. Er hat eben ſo wohl ſeine Gefahren als die Armuth, vielleicht noch gröſsere. Alles kommt auf dein Herz, und die Stärke deiner Grundſätze an. So lange dich dieſe nicht verlaſſen, wird dein äuſserer Zuſtand dich nicht zum Wanken bringen. Ein bedeutendes Anſehen bey den Menſchen ſchützt nicht vor dem Laſter, wenn du dich nicht ſelbſt bewahrſt. Vielleicht wird es dich oft in groſse Verſuchungen führen. Wenn wir über vieles

Herr ſind, Vermögen und Einfluſs haben: ſo können wir viel Gutes ſtiften. Aber das können wir auch mit geringen Kräften, und in einem eingeſchränkten Kreiſe, wenn wir jene nur redlich gebrauchen, dieſen nur ganz auszufüllen ſuchen. Das Kleine ganz, iſt verdienſtlicher, als das Groſse halb zu thun. Wer das Gute nur ernſtlich will, findet auch immer Gelegenheit, und hat immer Mittel genug, etwas dafür zu wirken. Du kannſt dir überhaupt nichts deiner Liebe Werthes denken, in dem du nicht auch ohne die genannten Gegenſtände menſchlicher Begierde fortkommen könnteſt.

Gewöhne dich daher, fünftens, immer bey dir ſelbſt Hülfe zu ſuchen. Du wirſt, wenn du dabey nur redlich verfährſt, nie leer ausgehen. Groſse Kräfte liegen in deiner Natur, wenn du ſie nur zu ſchätzen und anzuwenden wüſsteſt. Vermögen und Ehre ſind doch nur in ſo fern etwas, als dein Verſtand ihren Gebrauch regiert. Sollte dieſer Verſtand, ohne ſie, gar keinen Ausweg mehr wiſſen; ſollte er, der durch ſie Wunder thut, nichts mehr können, wenn er

von ihnen verlaſſen iſt? Die Erfahrung hat in unzählbaren Beyſpielen gelehrt, wie viel der Menſch bey einem ernſtlichen Willen vermag, wenn ihm auch nichts dabey zu Gebothe ſteht. Haſt du erſt einige Male dieſe Erfahrung an dir gemacht: ſo wirſt du es verſchmähen, das bey äuſsern und veränderlichen Dingen zu ſuchen, was du von dir ſelbſt erlangen kannſt.

Du trägſt Güter in dir, mit denen diejenigen, die dir die Welt und die Meynung der Menſchen leiht, gar nicht in Vergleichung kommen. Wenn du dieſe kännteſt, und die Kunſt verſtändeſt, ſie gehörig zu bearbeiten, zu vermehren, und ihrer froh zu werden: ſo würdeſt du gewiſs an ihnen ſo viel haben, daſs du um diejenigen, deren Schimmer gröſser iſt, als ihr Gehalt, nicht ſonderlich verlegen wäreſt. Ein wohlgeordneter, aufgeklärter Verſtand, Reichthum an nützlichen und angenehmen Kenntniſſen, die Fähigkeit, das Wahre, Schöne und Gute überall zu erkennen, und mit Wohlgefallen zu empfinden, ein ruhiges und tugendhaftes Herz, das Bewuſstſeyn treu erfüllter Pflichten und des ſtäten Wachsthumes in der Vollkommenheit, ſind doch gewiſs mehr

werth als ein glanzvolles Leben; wenn man auch nicht in Anſchlag bringt, daſs dieſes ſo ſchwierig, ſo ungewiſs, ſo wandelbar, und mit ſo vielen Sorgen und Beängſtigungen verbunden iſt, da jene von allen Menſchen erlangt, genoſſen und bewahrt werden können, ſo lange es ihnen beliebt, kein Unfall uns ihrer beraubt, keine Befürchtung uns in ihrem ruhigen Beſitze ſtört. Sollten wir noch wohl ſo angelegentlich und unbedingt nach dem Aeuſsern, Veränderlichen und wenig Befriedigenden ſtreben, wenn wir das Groſse, Genügende und Unvergängliche, das unſer Geiſt umſchlieſst, erſt haben würdigen gelernt. Alles kommt darauf an, daſs man ſich auf ſich ſelbſt verſtehe, mit ſeinen Anlagen, Kräften, Bedürfniſſen, ſeinem innern Reichthume, und der Fähigkeit, ihn ins Unendliche zu vermehren, recht bekannt ſey, zu ſich ſelbſt Zutrauen faſſe, und für die höhern Freuden des Geiſtes und Herzens Empfänglichkeit habe: und man wird nicht leicht in Verſuchung kommen, das auſser ſich, mit vielem Aufwande und vielen vergeblichen Bemühungen zu ſuchen, was man in ſich ſelbſt beſſer und leichter finden kann.

Je mehr du haſt, deſto weniger wirſt du begehren. Darum vermehre deine innere Vollkommenheit; erwirb dir immer mehr Kenntniſſe, und Fertigkeit im hellen Denken und richtigen Empſinden; erhöhe deinen Sinn für das in ſich Vortreſſliche; bilde und ordne unermüdet an deinem Herzen; werde gröſser und beſſer: ſo wirſt du Reichthum und Ehre auch immer mehr gering ſchätzen können.

Hüte dich aber, ſechſtens, bey allem dem, dich viel in Gedanken mit ihnen zu beſchäftigen. Laſs deinen Blick nie lange auf der glänzendern Lage des Vermögenden und Bewunderten verweilen: der äuſsere Schein wird dich allmählig blenden, daſs du etwas Beneidenswerthes darin findeſt, wenn du auch in der That ganz anders darüber denkſt. Hange nie der Betrachtung der Vortheile nach, die ihnen daraus entſpringen, und der Gelegenheiten und Mittel, die ſie beſitzen, ſich ſelbſt jedes Gewünſchte zu verſchaffen, und zu vielem Guten mitwirken zu können: du würdeſt gewiſs darüber vergeſſen, daſs das nicht reiner Gewinn ſey, daſs und warum du dieſes entbehren könneſt.

Wehre deiner Phantasie, wenn sie dich damit unterhalten will, dafs sie dir allerley vorspiegelt, was du thun, und geniefsen und in der Welt vorstellen würdest, wenn du dieses oder jenes befäfsest, wenn du so reich wärest, oder es so hoch bringen könntest, wie ein andrer neben dir. Gerade die Augenblicke, worin die Spiele der Einbildungskraft in uns ihr Wesen treiben, sind für unser Herz die gefährlichsten; gerade da schleichen sich praktische Vorurtheile am leichtesten, unvermerktesten und unverbesserlichsten bey uns ein; gerade da geschieht es, dafs wir Dinge übermäfsig schätzen lernen, die wir bey ruhigem Nachdenken sehr gering achten. Die Genüsse, die sie uns als die Früchte des Besitzes darstellt, sind von der Art, dafs auch der Weiseste nie ganz gleichgültig gegen sie ist; das öftere Denken und Vergegenwärtigen derselben, macht sie uns noch werther, erhöht das, was Anfangs nur flüchtiges Verlangen war, zur fortdauernden Neigung. In der Phantasie verschwindet die grofse Kluft, die sich noch zwischen dem Besitze und Genusse findet, fliefsen beyde in Eins zusammen, und was uns der letztere gilt, das gelten uns

auch die Mittel, die gewöhnlich dazu führen. Was die Erfahrung lehrt, daſs man reich ſeyn, und doch darben, alle Ehre haben, und doch oft ſeines Zieles verfehlen, ſich dabey ſelbſt verachten könne, wird in der bloſsen Vorſtellung vergeſſen. Es iſt ſchon ſchädlich, für ſich allerley Projecte auszuhecken, wie man zu dem Einen oder Andern gelangen könnte, wenn man auch gar keinen Gebrauch davon zu machen denkt. Wir gefallen uns bald in unſerm eignen Scharfſinne, und verſuchen es Anfangs zur Probe, nach und nach wird es uns Bedürfniſs, uns mit dergleichen Dingen zu befaſſen; wir lernen ſie ſchätzen, weil wir uns auf eine angenehme Art mit ihnen unterhalten, und an ihnen thätig ſeyn können — und bald zeigt ſich die Leidenſchaft in ihrer ganzen Macht und Gröſse.

Endlich: biſt du wirklich im Beſitze von Vermögen und Anſehen, ſo mache davon einen weiſen Gebrauch. Beyde haben die Eigenſchaft, daſs der Menſch, je mehr er von ihnen hat, deſto mehr noch hinzu begehrt. Je mehr ſich ſeine Summen häufen, und je höher er ſteigt: deſto-

ärmer und niedriger dünkt er sich, desto weiter entfernt sich sein Ziel, desto rastloser und ungetheilter wird sein Streben. Dem kann man nicht anders vorbeugen, als daſs man sich übt, das, was man erlangt hat, seiner Bestimmung gemäſs zu verwenden. Die vernünftige Schätzung dieser Güter wird gröſser, je mehr uns die eigne Erfahrung lehrt, was man alles mit ihnen ausrichten kann; aber die leidenschaftliche, die nie gesättigt ist, die nie an den Gebrauch denkt, die immer nur auf das Erwerben und Vermehren ausgeht, vermindert sich. Wir gewöhnen uns immer mehr, sie von Seiten ihres wahren Werthes zu betrachten, und sie mit Beziehung auf denselben, um ihres moralischen Zweckes, und in der Form, die dieser Zweck für sie vorschreibt, zu begehren. Die Zeit und die Kräfte, die wir dazu benutzen, von ihnen einen pflichtmäſsigen Gebrauch zu machen, Gutes mit ihnen zu bewirken, werden der Begierde entzogen, und diese gewöhnt sich nach und nach, dem Gebrauche Platz zu machen. Diejenigen Menschen, die ihr Vermögen und ihr Ansehen am angelegentlichsten verwenden, sich damit

Verdienste um die Welt zu erwerben, haben auch immer die wenigste Anhänglichkeit an sie gezeigt. Was diese vorzüglich befördert, ist mehr die Begierde zu sammeln und zu haben, als der gehoffte Vortheil, vorzüglich, wenn dieser ein bloss moralischer ist.

Auch die natürliche Liebe zum Leben kann zu stark, und in Ansehung ihrer vernünftigen Mäfsigung nothwendig werden. Sie ist zwar in der ursprünglichen Einrichtung der menschlichen Natur tiefer gegründet, in weit mehr Fällen, und mit weniger Einschränkung pflichtmäfsig als die Begierde nach Vermögen und Ehre. Der moralische Werth des Lebens ist gröfser. Gänzliche Geringschätzung desselben würde auch Geringschätzung unsrer Menschenwürde und moralischen Bestimmung seyn. Aber dessen ungeachtet kann auch sie aus den Schranken treten, die sittliche Ordnung im Herzen aufheben und vernunftwidrig werden. Dies ist da der Fall, wo die Sorge für das Leben uns zu anhaltend und zu beunruhigend beschäftigt, wo wir mit zu grofser

Aengstlichkeit darauf denken, wie wir alles vermeiden wollen, was unsre Gesundheit stören, und unser Lebensziel beschleunigen könnte, und darüber das versäumen oder vor dem zurück schrecken, was uns die Pflicht aufgegeben hat, wo uns Furcht vor dem Tode den frohen Muth raubt, der uns zur Verrichtung unsrer Lebensgeschäfte unentbehrlich ist — und überhaupt, wo wir das Leben, ohne auf den moralischen Zweck desselben zu sehen, bloss als Bedingung des sinnlichen Genusses hoch halten.

Ausschweifende Liebe zum Leben macht es uns unmöglich, in irgend einer andern Hinsicht Mässigkeit zu beweisen: denn mit dem Leben steht alles in Verbindung, was der Mensch übermässig begehrt. So viel uns das Leben gilt, so viel gelten uns in den meisten Fällen auch die Lebensgüter. Wem jenes über alles werth ist, der kann diese nie gering achten.

Diese Liebe aber kann man nicht besser mässigen, als durch vernünftiges Nachdenken über die wahre Natur und den Werth des Lebens, so wohl nach der sinnlichen als nach der moralischen Ansicht. Sinnlich be-

trachtet erscheint dir dein Leben als eine Reihe mannichfaltig abwechselnder, angenehmer und widriger Ereignisse, und ihnen entsprechender Zustände in deinem Innern. Es ist für keinen reiner Gewinn. Dem einen ward wohl mehr Erfreuliches als dem andern zugetheilt; aber das erhebt ihn doch nicht über alle Besorgnisse, der Wechsel des Glückes behauptet sein Recht. Es mag schwer seyn, uns von manchem zu trennen, was wir im Leben besafsen, aber von manchem scheiden wir doch auch mit leichtem Herzen. *Die* Entbehrungen, Verluste, Misskennungen und Täuschungen des Lebens halten, auf das Beste genommen, seinen frohen Stunden und geliebten Gütern das Gleichgewicht; bey vielen sind sie überwiegend. Dies recht erwogen, würde man nicht leicht zu vortheilhaft vom Leben denken, wenn uns nicht eine süfse Gewohnheit, die uns auch mit seinen Beschwerden aussöhnt, daran fesselte, aber diese darf bey einer vernünftigen Würdigung nicht in Anschlag kommen.

Moralisch betrachtet ist das Leben das Gebieth unsers pflichtmäfsigen Wirkens,

eine

eine Schule der immer höhern Ausbildung — unſrer Beſtimmung geheiligt. Dies gibt ihm allerdings groſsen Werth, und macht es uns zu einer heiligen Angelegenheit, für ſeine Erhaltung zu ſorgen. Aber es darf uns doch nicht über den Zweck ſelbſt gehen; wir dürfen doch nicht über dem Leben vergeſſen, würdig zu leben. Die Tugend eröffnet noch eine Ausſicht über das Leben hinaus; ſie iſt ſich ſelbſt die Verheiſsung einer ewigen Fortdauer. Von ihr erhält das Leben Gewicht und Bedeutung. Wo die Neigung zu demſelben mit ihrem Intereſſe in Widerſpruch geräth, iſt ſie unvernünftig. An ſich iſt das Leben nichts; durch ſich ſelbſt kann es uns nicht genügen, allein dann wird es etwas; wenn wir es, durch Pflichterfüllung und unermüdetes Streben nach Vollkommenheit, ſelbſt zu etwas machen. Wenn du es ſtäts aus dieſem Geſichtspuncte ſchätzeſt: ſo wird deine Schätzung nie übermäſsig ſeyn; die Begierde nie ausſchweifen.

Das dritte, worin wir uns zu mäſsigen haben, ſind die Affecten. Sie ſind Bewe-

gungen der Seele, die aus der Empfindung des Zuſtandes, worin uns die Befriedigung oder Nichtbefriedigung eines Bedürfniſſes, erlangter oder verſagter Genuſs, gelungenes oder verunglücktes Streben und einzelne Ereigniſſe, die ſich darauf beziehen, verſetzen, entſpringen, und die ſich, nach dem verſchiedenen Verhältniſſe, worin ſich die Gegenſtände des Genuſſes oder der Begierde zu uns befinden, verſchiedentlich modificiren. Das erlangte Gut weckt uns zur Freude, das entfernte erregt unſer Verlangen; wird es zugleich mit Wahrſcheinlichkeit vorausgeſehen, ſo erhebt es uns zur Hoffnung, und Zuneigung, Liebe fühlen wir gegen den, dem wir ſeinen Beſitz verdanken, oder der ſich uns ſelbſt durch irgend etwas angenehm zu machen wuſste. Der verfehlte Wunſch, das verlorne Gut — mehr noch das wirkliche Uebel ſtimmt uns zur Traurigkeit, und, wenn es ein ſchnell vorübergehendes Ereigniſs iſt, zum Aerger, das entfernte erfüllt uns mit Abſcheu, und wenn es uns wahrſcheinlich treffen wird, mit banger Furcht. Zornig werden wir über den,

der es uns zufügte, oder den wir doch für den Urheber einer erlittenen Kränkung halten, und die Empfindung darüber verwandelt sich, oft wiederhohlt, in Hafs. Das Ungewöhnliche erregt unsre Verwunderung und das Plötzliche, wenn sich zu ihm die Ahndung von etwas Unangenehmen gesellt, Schrecken.

Alle haben das mit einander gemein, dafs sie etwas Passives, angenehme oder unangenehme Gefühle sind, die nur durch die Umstände, die sie veranlafsten, und die Gedanken, die sie begleiten, mancherley nähere Bestimmungen erhalten haben. Könnten wir diese davon absondern: so würde uns nichts als einfache Empfindungen des Vergnügens und Schmerzes übrig bleiben, und Freude und Hoffnung, so wie Traurigkeit und Furcht nur dem Grade nach unterschieden seyn. Aber hierauf eben beruht die grofse Gewalt, die sie über das menschliche Herz ausüben, und der mächtige Einflufs, den sie in unsre Denk- und Handlungsweise zeigen. Daher vorzüglich kommt es, dafs sie so oft unser ganzes Innere empören, wilde Regellosigkeit darin anrichten,

und unser Leben noch mehr verwirren, als die ausschweifendste Begierde.

Die Stärke des Affectes richtet sich grösten Theils nach der Lebhaftigkeit der Begierde und des Hanges zum Genusse. Sind beyde gemäfsigt: so wird auch jener nicht sehr heftig seyn können. Das gering geschätzte Gut kann uns weder in einem sehr hohen Grade betrüben, wenn es uns genommen, noch erfreuen, wenn es uns zu Theil wird. Die Gefahr seines Verlustes kann eben so wenig verzagte Furcht, als die Aussicht auf seinen Besitz entzückte Hoffnung erwecken. Wir werden über die Menschen, die uns darin beeinträchtigen, eben so wenig heftig erzürnen, als diejenigen, die uns darin begünstigen, leidenschaftlich lieben. Aber auch das genügsamste Herz hat doch immer noch etwas, das es nicht gerne hingibt. Je enger wir unsre Wünsche zusammen gezogen haben, desto mehr glauben wir berechtigt zu seyn, für die beschränkten Bedürfnisse Befriedigung zu fordern. Wenn uns auch sinnliches Vergnügen, Ehre und Reichthum wenig gelten, und wir ihrer mit Ruhe entbehren können: so werden doch wirklicher

Schmerz, Armuth und Verachtung fortfahren uns zu beunruhigen, und auch der Besitz und die Hoffnung von jenen wird uns einiger Massen in angenehme Bewegung setzen. Was uns nicht stark genug rührt, um Handlungen oder Bestrebungen hervorzubringen, kann uns doch lebhaft genug afficiren, um Empfindungen zu erwecken. Ueberdem fliessen in den Affect noch manche andre Gedanken und Rücksichten ein, die ihn auch bey der grössten Mässigung in Begierde und Genuss, heftig entflammen können. Gleichwohl macht es uns diese, wenn sie schon vorhanden ist, leichter, ihn in Ordnung zu bringen. Unsre vorzüglichste Sorgfalt muss dann darauf gerichtet seyn, die Empfindung selbst zu schwächen.

Dies geschieht zuvörderst dadurch, dass wir immer ein klares Bewusstseyn unsrer gegenwärtigen Lage und Verfassung erhalten. Im Zustande der Zerstreuung, des dunkeln Gefühles und der Selbstvergessenheit wirkt alles Angenehme und Unangenehme, was uns nur eben berühren kann, weit heftiger auf uns; weil dann nichts da ist, was ihm Widerstand leistet, was ihm die Zu-

gänge zu den reitzbarſten Stellen des Herzens verſtopft; weil wir uns weniger in der Gewalt haben; weil das, was von auſsen auf uns eindringt, uns unvorbereitet trifft, und uns in Verwirrung ſetzt, ſo daſs wir die Freude oder den Schmerz in etwa müſſen austoben laſſen, ehe wir uns ſammeln können; weil dunkle unentwickelte Empfindungen immer mehr hinreiſsen, als ſolche, die der Verſtand gleich aus einander ſetzt, und für das erkennt, was ſie wirklich ſind. Iſt es helle in unſrer Seele: ſo wird ſie alles in ihrer Beleuchtung auffaſſen. Iſt ſie ſich immer gegenwärtig: ſo wird ihr nichts unerwartet ſeyn, nichts ſie durch ſeine Neuheit blenden, durch die Stärke des erſten Eindruckes betäuben, nichts ſie hindern, ſich ſchnell zu faſſen. Die Reflexion auf ſich ſelbſt thut der Empfindung Abbruch, oder verhindert ſie, ſich in ihrer ganzen Macht zu äuſsern. Manche Affecten würden nie, andre nie in dem Grade entſtehen können, wenn es nicht unſerm Gemüthe an Beſonnenheit fehlte.

Dieſe Beſonnenheit muſs dann zweytens dazu benutzt werden, uns über das Ereigniſs, das uns freudig

oder traurig macht, hoffen oder fürchten läſst, gehörig aufzuklären, uns über ſeine Natur, ſeine Urſachen, und ſeinen Einfluſs auf unſer Wohl und Weh zu unterrichten. In keiner Rückſicht verſtehen wir uns auf uns ſelbſt ſchlechter, als in Anſehung unſrer Empfindungen. Es iſt auch nicht anders möglich. Nicht vernünftige Einſichten, ſondern Vorurtheile beſtimmen ſie; und wenn wir ja noch über das, was ſie anregt, gedacht haben: ſo hat der gegenwärtige Fall wieder ſo viel Eigenthümliches, ſo ſind ſo viele beſondre Umſtände da, ſo viele andre Gedanken und Empfindungen in unſrer Seele rege, die ſich mit unſrer Meynung vermiſchen, daſs unſre beſſern Einſichten gar nicht zur Sprache kommen können. Wirkte jedes Ereigniſs nur das, was es ſeiner Natur nach wirken ſoll, und würde es immer von uns nach ſeiner wahren Beziehung auf unſer, wenn auch nur eingebildetes Wohl und Weh erwogen: wir würden nur in ſehr wenigen Fällen aus uns ſelbſt gerathen. Wir finden zu oft, wenn wir nachher über uns ſelbſt reflectiren, daſs das, was uns tief be-

wegte, kaum werth war, uns flüchtig zu afficiren. Der erste Schein leiht fast allem eine Wichtigkeit, die schon bey näherm Ansehen, ohne dass wir lange darüber denken dürften, verschwindet.

Deine Freude über das Erlangen eines Gutes ist ausgelassen, von dem dir doch die Erfahrung, wenn du dich nur wieder daran erinnern wolltest, sagen würde, dass es kaum zur Hälfte gegründet sey, was du dir davon versprichst. Dein Schmerz über den Verlust eines andern ist ohne Gränzen, und doch, wenn du dich nur darauf besännest, würdest du finden, dass du schon oft einen ähnlichen überstanden hast, ohne deine Ruhe dabey einzubüssen. Eine Gefahr ängstigt dich, aber betrachte sie nur näher: und es wird sich zeigen, dass sie entweder lange nicht so wahrscheinlich, oder lange nicht so groß sey, als du dir vorstellst. Du bist entrüstet über eine Beleidigung, die dir wiederfuhr, aber denke nur nach: und du wirst inne werden, entweder, dass deine Ehre dadurch nicht so gekränkt worden sey, als du meynst, oder dass der, von dem sie dir wiederfuhr, mehr unverständig, als vorsätzlich

und boshaft handelte. Wenige Dinge in der Welt ſind ſo wichtig, daſs ſie uns, wenn wir alle Vorurtheile davon entfernten, in dem Grade rühren könnten, als ſie uns wirklich rühren. Deine Empfindungen würden ſich von ſelbſt mäſsigen; wenn du alles ſo nähmeſt wie es iſt, und der ruhigen Betrachtung des Verſtandes erſcheint; wenn du bey allem, was dir begegnet, dich immer fragteſt: wie muſs ich das als vernünftiger Menſch, bey dieſen Bedürfniſſen, und unter dieſen Umſtänden betrachten? in welchem Zuſammenhange ſteht es mit meinem Glücke? iſt das wirklich mein Glück, was ich dafür halte? kann dieſer Vorfall ſo viel dazu beytragen, oder mich um ſo viel darin beeinträchtigen, als ich mir einbilde? hat der gute oder verkehrte Wille der Menſchen daran wirklich den Antheil, den er daran zu haben ſcheint? darf ich daraus mit Recht auf Wohl- oder Uebelwollen ſchlieſsen? Das bloſse Beſtreben, uns hierüber aufzuklären, muſs ſchon die Heftigkeit des Affectes mildern, noch mehr aber die deutliche Einſicht, die daraus entſpringt. Dieſe wirkt nicht bloſs für den Augenblick. Sie zeigt ſich

auch in künftigen Fällen wirksam, und wird, je tiefer du sie dir eingeprägt hast, je mehr sie dir zur Fertigkeit geworden ist, bey jeder Veranlassung, die deinen Affect anregt, desto schneller hervortreten, sich desto lebendiger darstellen, und sich desto kräftiger seiner Aufwallung entgegen setzen.

Drittens, ist es hier auch vorzüglich wichtig, daſs du deine Phantasie unter strenger Aufsicht haltest. Es ist fast kein Ereigniſs in unserm Leben, an dem sie sich nicht thätig bewiese. Sie stellt seinen Einfluſs auf unser Wohl und Weh gröſser dar, mahlt uns das, was wir dabey gewinnen oder verlieren, lebhafter aus, vergegenwärtigt uns das Zukünftige stärker, als es nach dem Maſse der Wahrscheinlichkeit, womit es zu hoffen oder zu fürchten ist, geschehen sollte. Durch sie theilt sich allem unsre gegenwärtige Stimmung, die Gedanken und Empfindungen, die in uns rege sind, mit. Sie knüpft an alles verwandte Bilder, oder solche, die ihr am meisten gegenwärtig sind, wodurch das Angenehme noch erfreulicher wird, das Widrige noch mehr unsern Abscheu erweckt.

Sie erhöht die natürlichen Eindrücke durch ungegründete Ausſichten und Beſorgniſſe, und zeigt uns ſo alles in einem falſchen Lichte. Gewöhnlich aber ſchlieſst ſie ſich an die herrſchende Empfindung an, dieſe durch alle Rückſichten, die dabey möglich ſind, zu unterhalten und zu verſtärken. Seltener iſt dies bey den angenehmen, häufiger bey den unangenehmen Affecten der Fall. Die Freude genügt uns mehr durch ſich ſelbſt. In der Traurigkeit finden wir uns gewöhnlich geneigt, alles herbeyzuziehen, was ſie nähren kann — im Aerger, alles Verdrieſsliche, was in einem Vorfalle liegt, uns ſo nahe als möglich zu bringen, und das Schlimmſte davon zu denken. Nicht anders iſt es in der Furcht, im Zorne und im Haſſe; überall ſind wir bemüht, zu dem wirklich Widrigen das eingebildete hinzuzuthun. Dies geſchieht oft ſo, daſs wir das Beſtreben gar nicht bemerken. Es ſind Fertigkeiten, die die hervordringende Phantaſie mechaniſch und ohne Bewuſstſeyn ausübt. In den meiſten Fällen glauben wir allein mit dem Gegenſtande beſchäftigt zu ſeyn, wo uns in der That unſre Einbildungen hinhalten. Wir ſehen die Far-

ben auf ihn hin, die er uns zurückzuwerfen ſcheint; wir theilen ihm ſelbſt das Vorzüglichſte mit, wodurch er uns ängſtigt oder erfreut. Es iſt ſchwer, allen Einfluſs der Phantaſie von unſerm Denken und Empfinden zurückzuhalten, doch auch oft möglich; und durch eine weiſe Beherrſchung derſelben, dadurch, daſs wir ſie gewöhnen, nie anders als auf Befehl der Vernunft thätig zu ſeyn, können wir es immer weiter darin bringen. Aber durch ruhiges Nachdenken über unſern Zuſtand, und das, was uns begegnet iſt, vermögen wir jeder Zeit ihre Zuſätze abzuſondern und zu zerſtreuen, ſo daſs ſie ſich, wenn auch nicht im erſten Augenblicke, doch bald nachher aus der Empſindung verlieren. Ohne das iſt es nicht möglich, ſeinen Affect in eine vernünftige Ordnung zu bringen. Darum muſst du dich nie einer Empfindung überlaſſen, ohne vorher geprüft zu haben, was darin wahr und gegründet, und was bloſses Spiel der Einbildungskraft ſey.

Gewöhne dich, viertens, in allem, was dir begegnet, die Macht des Schickſales anzuerkennen. Ent-

behrungen, Verluſte, und wirkliche Schmerzen werden dich weniger betrüben; wenn ſie dir nicht unerwartet kommen; wenn du darin den unabänderlichen Lauf der Welt wieder findeſt; wenn du überzeugt biſt, daſs das nun einmal zur Ordnung der Dinge gehört, der kein Sterblicher durch Macht und Klugheit entgehen kann, und daſs in dieſer Ordnung alles einem beſtändigen Wechſel unterworfen ſey, daſs es Schwäche und Kleinmuth verrathe, ſich dem widerſetzen zu wollen, aber Gröſse der Seele, es ſtandhaft und unerſchrocken zu tragen, ſich mit erhabener Reſignation in den Willen des Schickſals zu fügen. Beleidigungen werden dich weniger kränken, wenn du bedenkſt, daſs auch in dem, was dir Menſchen zufügen, dieſer Wille des Schickſales geſchehe, das Geſetz der Natur ausgeführt werde. Vor Gefahren wirſt du dich weniger fürchten, wenn du dich erinnerſt, daſs dich nichts treffen könne, als was über dich beſchloſſen iſt. Die Freude wird dich nicht übermüthig machen, deine Liebe nie ausſchweifend werden, deine Hoffnung ſich nie zu hoch erheben, ſo lange du nicht vergiſſeſt, daſs du auch hierin unter einer

fremden Macht ſteheſt, die ihre Rechte nie ganz aufgibt. Ueberhaupt jedes Ereigniſs wirkt weit heftiger auf uns, wenn wir es bloſs an ſich betrachten, oder die Urſache davon entweder in zufälligen Dingen, oder in andern Menſchen ſuchen — weit gelinder, wenn wir es in ſeinem Zuſammenhange mit andern erwägen, als einen Theil der Ausführung des groſsen Weltplanes, als die Fügung einer über uns gebiethenden Nothwendigkeit anſehen.

Wirkſamer noch wird dieſe Anſicht, wenn ſich mit ihr der religiöſe Glaube verbindet. Jene Nothwendigkeit iſt dann keine blinde, ſondern eine moraliſche; der Wille des Schickſals kein unbedingter, ſondern ein heiliger, die Ordnung der Natur keine phyſiſche, ſondern voll Weisheit und Güte. Wenn irgend etwas die Eindrücke deſſen, was uns Angenehmes oder Bittres widerfährt, gehofft oder gefürchtet wird, mäſsigen kann: ſo iſt es der Gedanke, alles was geſchieht, iſt auf dein Beſtes berechnet, durch alles wird dein höchſtes Intereſſe gefördert. Es gibt keine wahren Uebel; was du ſo nennſt, mag dir wohl vorübergehende Schmerzen verurſachen, aber darum

ist es nicht weniger heilsam. In allem, was dir begegnet, wird der Rath des Ewigen ausgeführt, geschieht das, was nothwendig geschehen muss, wenn du deine Bestimmung erreichen sollst. Wo diese Ueberzeugung recht lebendig wird, da lösen sich alle Empfindungen in hohes, friedevolles Vertrauen auf, da kann keine innere Bewegung dein Herz beunruhigen, da wird alles in dir stille, sanft und wohlgeordnet seyn, weder Schmerz noch Freude, weder Furcht noch Hoffnung, weder Liebe noch Hass, können da die Harmonie deines Lebens stören.

II.

Menschenliebe.

Mit der Mäſsigung ist zwar sittliche Ordnung ins Herz gebracht; der Widerspruch seiner Neigungen und Begierden mit dem Gesetze der Vernunft aufgehoben; aber damit ist die Veredlung desselben noch nicht vollendet, damit sind die Forderungen dieses Gesetzes noch nicht erfüllt. Diese gehen auch auf etwas Positives; sie verlangen nicht bloss Einschränkung, sondern auch Erweiterung des innern Lebens,

Auf etwas Thätiges gründet sich die höhere Würde. Nicht genug, dass der Mensch nur nichts Pflichtwidriges begehre; er soll ein Pflichtmässiges realisiren. Nicht genug, dass in seinem natürlichen Charakter Harmonie sey; mit ihr soll sich vernünftige Wirksamkeit verbinden. Das Leben hat einen grossen Zweck, und dass nach diesem ernstlich hingestrebt werde, darauf beruht sein ganzer Werth; in ihm soll sich der ganze Mensch einig seyn, auf ihn soll er alles verwenden. Die Mässigung seiner Bestrebungen ist *eigentlich* nur Vorbereitung, sie gibt Ruhe, aber Ruhe ist nicht seine Bestimmung; von ihr soll das bessere Werk ausgehen, sie soll nur darum seyn, dass er seine höhere Arbeit ungestört beginnen könne.

Es kommt nun darauf an, ihn in eine thätige Richtung zu setzen, die ihn ungetheilt beherrsche, ihm jenen grossen Zweck so anzueignen, dass er allein für ihn lebe, für ihn begeistert sey, und ihm die grösste Anstrengung weihe. Die Menschheit ist dieser Zweck, Menschenliebe jene Richtung. Es soll ein Bestreben in ihm seyn, und sich seiner ganzen

Natur

Natur bemächtigen, dafs die Würde der Menschheit in ihm und allen andern heilig gehalten werde, und sich immer mehr verherrliche, dafs ihr Sieg über Natur und Nothwendigkeit immer näher herbey komme. Nur für das Eine soll er mit aller Kraft seines Lebens wirken, dafs ihr physischer, geistiger und moralischer Zustand sich verbessere, ihre Mängel und Leiden sich mindern, dafs immer weniger elende, hülfslose, unberathene, verblendete, unter Irrthum, Laster und schmähliche Sclaverey verkaufte Menschen seyen, dafs jedem sein Recht widerfahre, jeder frey, aufgeklärt, zufrieden und fähig werde, selbst nach seinem Ziele zu ringen. Warmes, thätiges, unermüdetes und aufopferungsvolles Wohlwollen, soll ihn gegen Alle und jeden Einzelnen beleben; Allen und jedem Einzelnen soll er so viel Gutes erzeigen, als in seinen Kräften steht. Die Sache der Menschheit soll ihm über alles gehen, er soll sie retten, wo sie gefährdet wird — wenn es auch in dem Geringsten und Unwürdigsten wäre — schützen, wo sie verlassen ist, führen, wo er dazu Gelegenheit hat. Das alles soll geschehen zufolge Eines Prinzips, das aus sei-

nem Herzen heraus, alle feine Handlungen regiert. Er foll nicht mehr frey feyn, etwas zu thun als das, wodurch das Heil der Menfchheit gefördert wird. Ihr foll er ganz angehören, nur für fie fühlen, denken und wirken.

Dazu ift nun zwar fchon eine Dispofition im gemäfsigten Charakter, nähmlich das mit der Selbftliebe verbundene natürliche Mitgefühl, die Fähigkeit fich im Zuftande andrer den eignen vorzuftellen, durch ihren Schmerz gerührt, durch ihre Freude erheitert zu werden, und die Neigung, jenen zu entfernen, und diefe zu vermehren. Diefes Mitgefühl ift allen angeboren, oder vielmehr alle bringen diejenigen Anlagen mit auf die Welt, die fich nur gehörig entwickeln, nur nicht in ihrer natürlichen Entwickelung aufgehalten oder irre geleitet werden dürfen, um daffelbe zu erzeugen. Ganz ohne alle natürliche Menfchenliebe ift keiner. Nur wirkt ihr der Egoismus zu oft entgegen, hindern Härte und Mangel an Phantafie zu oft ihr Emporkommen. Ohne fie wäre es auch nicht möglich, dafs die moralifche den Charakter ganz durchdränge, und fich aller finnlichen Beftrebungen bemächtigte. Aber

ſie darf doch nicht mit dieſer verwechſelt werden. Denn ſie bezieht ſich, wie die Selbſtliebe bey uns, nur auf die phyſiſchen Leiden und Güter der Menſchheit. Mit ihren moraliſchen Mängeln eigentliches Mitleiden zu haben, iſt unmöglich. Sie erwecken wohl Verachtung, das Gefühl der Unwürde, aber nie ein Gefühl des Schmerzes. Nur im veredelten Menſchen iſt das Beſtreben rege, der geſunkenen Sittlichkeit andrer aufzuhelfen. Ueberdem ſoll jenes Wohlwollen nicht bloſs mit der Vernunft in jeder Hinſicht übereinſtimmen, ſondern auch von einem moraliſchen Geiſte belebt ſeyn. Um den wahrhaft humanen Charakter zu gründen, muſs der gute Wille die im moraliſchen Gefühle ausgedrückte Achtung gegen die Menſchheit in ſeine Maxime aufnehmen, zur wirkſamen Triebfeder erhöhen, und ſich dann erſt des Mitgefühles bemächtigen, um ſich durch daſſelbe in der ſinnlichen Natur feſtzuſetzen, ſich alle widerſtrebenden Begierden derſelben zu unterwerfen, von hier aus das ganze Leben zu leiten, und ihm eine bleibende, kräftige Tendenz nach dem Intereſſe der Menſchheit zu geben. So wird die natür-

liche Menschenliebe erhöht, gestärkt, geordnet, und in eine moralische verwandelt.

Hieraus leuchtet indess doch ein, dass ein lebhaftes und reges Mitgefühl der Bildung des Herzens zur Menschenliebe sehr zuträglich sey, und unter den Mitteln, die uns darin unterstützen können, vorzüglich genannt zu werden verdiene.

Mag die moralische Maxime der Menschenliebe noch so stark seyn: so wird sie doch nie die Fertigkeit, immer das zu wollen und zu thun, was der Menschheit frommt, und dabey alle Hindernisse, die Trägheit und Selbstliebe uns entgegen setzen, zu überwinden hervorbringen, wenn sich nicht ein sinnliches Interesse für menschliche Vollkommenheit, ein lebhaftes Gefühl ihres Wohls und Wehes, das aber durch die sittliche Gesinnung geheiligt seyn muss, hinzu gesellt. Die reine Achtung der Menschheit um der Vernunft und ihrer Würde willen mag wohl hinreichen, unsern Willen innerlich zu bestimmen, und ernstliche Entschliessungen, für ihr Bestes thätig zu seyn, selbst in einzelnen Fällen, sehr grosse und aufopferungsvolle Handlungen zu erzeugen: aber

auch die mäſsigſten Neigungen werden ihr noch zu heftig entgegen ſtreben, als daſs ſie ſich überall realiſiren könnte, es wird noch immer an der lebendigen Wärme fehlen, die uns ihre Bedürfniſſe bemerklich, und immer geneigt machte, alle Kräfte aufzubiethen, ihnen abzuhelfen; wenn uns der Zuſtand andrer Menſchen nicht nahe gebracht, mit dem unſrigen verflochten wird, wenn uns jene Bedürfniſſe nicht ſchon an ſich ſelbſt rühren, und für ſich ſchon ein wirkſames Motiv ſeyn könnten, uns für ſie zu verwenden. Die bloſse Vernunft kann uns, in Verbindung mit dem moraliſchen Gefühle, wenn ſie auch durch nichts unterſtützt wird, von allem abhalten, was wir unterlaſſen ſollen, aber um uns geneigt zu machen, unſerm Herzen die bleibende und ungetheilte Tendenz zu geben, auch alles zu vollbringen, was wir für unſre Vollkommenheit und das Wohl andrer vollbringen ſollen, muſs noch etwas anders hinzukommen, vermittelſt deſſen ſie ſich unſerm natürlichen Charakter mittheilen, und mit ihm durchaus eins werden kann. Gerecht wird der Menſch durch das Geſetz; aber damit er auch gütig

ſey, muſs ihn das Mitgefühl erweichen. Es mag wohl Menſchen gegeben haben, die durch die Stärke ihres Pflichtgefühles immer vermocht wurden, mit dem uneigennützigſten Gemeingeiſte das Beſte ihrer Mitmenſchen zu befördern, aber ihnen ſcheint auch eine gröſsere Anlage zur Vernunft angeboren zu ſeyn. Sie ſind Ideale der entſinnlichten Menſchheit — Ideale von dem, was wir vielleicht einſt, in einer höhern Periode unſrer Exiſtenz, auch ſeyn werden. So lange wir uns aber unſrer ſinnlichen Beſchränktheit nicht entledigen *können*, müſſen wir dahin ſtreben, die edlere Form unſrer wirklichen Natur ſo innig anzueignen, und die Empfänglichkeit, die in der letztern für ſie liegt, ſo geſchickt zu benutzen, als wir es vermögen.

Die Beſchaffenheit des Mitgefühles, und des daraus entſpringenden Wohlwollens hängt zwar zunächſt von der Natur ab, und in ſo fern kann ſeine Stärke eben ſo wenig zum Verdienſte, als ſeine Schwäche zur Schuld angerechnet werden. Dieſe rührt bald von dem geringern Grade der dazu erforderlichen Anlagen, bald von Mangel an Gelegenheit, ſie zu

entwickeln, bald von einer fehlerhaften Erziehung, bald von solchen Schicksalen, die den Menschen zu sehr in sich selbst hineingezogen, bald von solchen Beschäftigungen, die ihn zu sehr abgehärtet haben, her. Man muss das Leiden und die Freude, die man bey andern mitfühlen soll, oder doch etwas ihnen Aehnliches selbst erfahren haben, so dass man im Stande ist, sich eine anschauliche Vorstellung davon zu machen, und sich in denselben einen vergangenen eignen Zustand zu vergegenwärtigen. Daher kommt es, dass manche Menschen für einige Leiden und Freuden ein so äusserst reitzbares, und für andre ein so ganz stumpfes Gefühl haben, wenn sie dieselben, oder die Zeichen davon an andern entdecken, durch das Eine tief gerührt werden, und bey dem Andern gleichgültig bleiben. Aber dem allem läst sich doch beykommen. So unvermeidlich die Wirkungen davon in den frühern Jahren sind: so viel kann der Mensch nachher, wenn er zur Besonnenheit und zum freyen Gebrauche des Verstandes gelangt ist, thun, sie zu verbessern, den mangelhaften Anlagen nachzuhelfen, die aufgehaltene Entwickelung durch

fleiſsige Uebung zu befördern, die Fehler der Erziehung, und die ſchädlichen Eindrücke der Schickſale und Lebensbeſchäftigungen zu vertilgen, und überhaupt die Empfänglichkeit für fremden Schmerz und fremdes Vergnügen zu erhöhen.

Zu einem regen Mitgefühle *) iſt vorzüglich erforderlich: eine bewegliche und lebhafte Phantaſie, die uns bey allem, worin ſich ein menſchlicher Zuſtand ankündigt, dieſen leicht ſchnell, vollſtändig und anſchaulich vergegenwärtigt; ein reitzbares Gefühl, das die Eindrücke der Luſt und Unluſt tief empfindet, und nicht bloſs da, wo ſie von etwas Wirklichem, ſondern auch da, wo ſie von Vorſtellungen der Einbildungskraft angeregt werden; Bekanntſchaft mit den verſchiedenen Arten menſchlicher Leiden und Freuden, und die Fähigkeit, an den innern Erſcheinungen des Geiſtes Intereſſe zu nehmen. Wo dies alles Statt

*) Ueber die Natur des Mitgefühles ſehe man das Weitere in meiner Schrift: über den Geiſt der reinen Sittlichkeit, S. 85 und 118. Genauer erörtert findet man dieſen Gegenſtand in des H. Dr. Reche vortrefflichem Werke: über die humane Sympathie. Düſſeldorf, 1794.

findet, da wird sich von selbst der rauhe Egoismus verlieren, der zu sehr mit dem Eigenen beschäftigt ist, als dass ihn das Fremde afficiren könnte.

Uebe daher deine Einbildungskraft, den einen Gedanken durch den andern herbeyzuführen. Merke auf die mannichfaltigen Beziehungen der Dinge, und suche deine Vorstellungen immer fester und in mehrern Puncten an einander zu knüpfen. Bemühe dich oft, dir das Abwesende zu vergegenwärtigen. Fange mit dem, was dir bekannter oder in irgend einer Rücksicht wichtig ist, an, und gehe dann allmählig zu demjenigen über, was sich nicht leicht ohne sinnliche Anschauung darstellen läst. Erinnere dich oft absichtlich an ehemalige innere Situationen, vorzüglich diejenigen, die nur mit Mühe aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorgezogen werden können. Auch die trägste und schwächste Phantasie kann daran gewöhnt werden, uns das Entfernte mit der ganzen Stärke des Gegenwärtigen vorzuhalten. Wache über dein Gefühl, dass es durch Abhärtung und Angewöhnung an gewisse schmerzliche oder frohe Empfindungen

nicht ſtumpf werde. Es iſt ſchwer, die verlorne Empfänglichkeit wieder zu erlangen; aber es gelingt doch einiger Maſsen, wenn man ſie durch ſolche Gegenſtände und Eindrücke reitzt, gegen welche ſie noch nicht ganz gleichgültig geworden iſt, und dann ſein ganzes Bewuſstſeyn auf die daher entſtehende Empfindung richtet. So wird ſie ſich nach und nach auch für das Feinere wieder ſchärfen. Hat die Abhärtung in den körperlichen Organen ihren Grund: ſo iſt ſie ſchwerer zu heilen. Aber in den meiſten Fällen iſt ſie geiſtig, und dann kann man ſie leicht wieder erweichen. Fliehe keine Gelegenheit, die ſich dir anbeut, mit menſchlichen Leiden und Freuden bekannt zu werden, und dich über die Eindrücke, die ſie auf das Herz machen, zu belehren. Beobachtung deiner ſelbſt in ähnlichen Zuſtänden, Aufmerkſamkeit auf das Benehmen anderer, und die Schilderung, die ſie von ihrer Lage und Gemüthsverfaſſung entwerfen, das Beſtreben, dir das, was dir noch nicht ganz deutlich iſt, durch Hülfe deiner Einbildungskraft aufzuhellen, und das Leſen ſolcher Schriften, die das menſchliche Herz in ſeinen mannichfaltigen

Zuſtänden darſtellen, wird dich bald dahin bringen, daſs du dir auch von dem, was du ſelbſt noch nicht empfunden haſt, einen ſolchen Begriff machen kannſt, der lebhaft und klar genug iſt, dein Gefühl anzuregen.

Bey allem dem wird derjenige, der, ſtäts mit ſich ſelbſt befaſst, nie auf die Leiden und Freuden andrer achtet, ſich vielmehr da, wo ſich ihm beyde unwillkührlich darſtellen, abſichtlich von ihnen wegwendet, nicht im Stande ſeyn, an ihnen lebhaften Antheil zu nehmen. Daher kommt es vorzüglich, daſs es ſo viele gefühlloſe Menſchen gibt. Gewiſs würden nicht wenige unter ihnen tief gerührt werden, wenn ihnen manches Elend in ſeiner ganzen Gröſse erſchiene, wenn ſie manches ſtille Glück recht kännten, wenn ihr Blick nicht über beydes ſo flüchtig wegeilte, wenn ſie es nicht verlernt hätten, menſchliches Schickſal zu beherzigen. Unachtſamkeit verſchlieſst uns oft das Herz, und erregt oft den Anſchein der Härte, wo wir nur zu ſehr mit unſerm eignen Intereſſe beſchäftigt ſind, um andre zu bemerken. Wer viel mit unglücklichen oder frohen Menſchen umgeht, wird ſich unwill-

kührlich ihnen gleich gestimmt fühlen, wenn auch die Erfordernisse der Mitempfindung nur in einem geringen Maſse vorhanden sind. Wer sich gewöhnt da bey dem Zustande andrer zu verweilen, wo er sich durch etwas Ungewöhnliches auszeichnet, dem wird es bald leicht werden auch in unbedeutenden Angelegenheiten mit ihnen zu empfinden. Wer irgend etwas sehr Trauriges oder Erfreuliches, das andre getroffen hat, aufmerksam betrachtet, der muſs sich nothwendig in die Lage des anders versetzen, und es wird ihm unmöglich *seyn*, ganz gleichgültig zu bleiben. Es hat freylich Unmenschen gegeben, die sich mit gräſslicher Brutalität an den Qualen andrer weideten; aber in ihnen war die Natur so weit aus ihren Gränzen getreten, daſs von Veredlung derselben gar nicht mehr die Rede seyn kann. Nur starke Leidenschaften, denen man zuerst entgegen arbeiten muſs, können uns, wenn wir ein widriges oder frohes Ereigniſs, das einen Menschen getroffen hat, ganz kennen, beym Anblicke desselben kalt lassen. Ueberhaupt muſs man sich in einer gewissen Befreundung mit den Menschen und ihren Angelegenheiten hal-

ten, wenn der Egoismus nicht zu ſehr die Oberhand gewinnen, und alles natürliche Gefühl erſticken ſoll. Auch der weichſte Menſch wird durch Entfremdung hart.

Wo das Mitgefühl ſchon urſprünglich ſehr lebhaft iſt, haben wir nur dafür zu ſorgen, daſs ſich mit ihm pflichtmäſsige Achtung der Menſchheit und moraliſches Intereſſe für ihr Wohl vereinige, es ordne, veredle, und ihm die Würde der Tugend mittheile.

Es kann aber auch zu lebhaft werden, ſich gegen die Strenge der Vernunft auflehnen, ihren weiſen Ernſt unzeitig mildern, den Charakter ganz erweichen und auflöſen, daſs er aller kräftigen Entſchlieſsung unfähig werde, das moraliſche Gefühl durch natürliche Empfindſamkeit verdrängen, durch übertriebene Reitzbarkeit für menſchliches Elend uns in trägen, finſtern Miſsmuth verſenken, oder uns verleiten, dem phyſiſchen Wohl der Menſchen ihr geiſtiges aufzuopfern. Es wäre eine ſehr gefährliche Operation, wenn man es hier durch Selbſtſucht, oder die Erhöhung andrer Neigungen ſchwächen wollte. Vernünftiges Nachdenken, Berichtigung ſeiner ſittlichen Grundſätze,

ſtäte Vergegenwärtigung deſſen, was die Pflicht will und der Heiligkeit ihres Befehles iſt das Einzige, deſſen man ſich dagegen mit Sicherheit und Erfolg bedienen kann.

Um die Bildung deines Herzens zur Menſchenliebe zu befördern, erinnere dich zweytens oft an die groſse Beſtimmung der Menſchheit. Auch das lebhafteſte Mitgefühl verliert ſeine Kraft, uns zu wohlthätigen Handlungen zu bewegen, ſo bald uns die Menſchheit gemein wird. Und es gibt einen Standpunct, in dem ſie ſehr tief vor uns herabſinkt. Die kleinen Zwecke, die ſchlechten Beſchäftigungen, mit denen tauſende ihr Leben anfüllen, die niedrigen Leidenſchaften, von denen ſie ſich herumtreiben laſſen, die Thorheiten, die ſie häufen, und wodurch ſie ſich unter einander bald lächerlich bald verächtlich machen, das Toben und Drängen auf dem Schauplatze der Welt, das allein dem Unterhalte, dem thieriſchen Genuſſe und eingebildeten Gütern gilt, muſs der Eifer, ſich um ſie Mühe zu geben, ſehr ſchwächen. Wer immer nur von dieſer Seite die Menſchheit ſieht, immer nur bemerkt, was ſie

iſt oder zu ſeyn ſcheint, nie an das denkt, was ſie werden ſoll, kann unmöglich groſs von ihr denken, unmöglich Achtung gegen ſie fühlen, und ernſtlich an ihrem Wohle arbeiten. Er wird vielleicht ihr Elend bedauern, ihren phyſiſchen Bedürfniſſen mit einer Art von Groſsmuth abhelfen, ihnen helfen, daſs ſie eſſen, trinken, ſich kleiden und ſchlafen können, weil doch einmal nichts anders mit ihnen anzufangen iſt; aber der Gedanke, daſs ſie des Beſſern nicht fähig und werth ſind, der hoffnungsloſe Blick auf ihren unwürdigen Zuſtand, wird ſie ihm ganz verächtlich machen, und ihn hindern, ſich in irgend einer höhern Angelegenheit und für einen edlern Zweck für ſie zu verwenden. Und doch iſt es dieſe Seite, die ſich uns am öfterſten zeigt, die uns am erſten auffällt, ſich, ſo lange wir beym Aeuſsern ſtehen bleiben, faſt allein hervordrängt. Die wenigen, in denen ein beſſerer Trieb rege iſt, verlieren ſich zu ſehr in der zahlloſen Menge, als daſs ſie unſre Meynung umſtimmen, unſre Geringſchätzung vermindern könnten.

Aber ſo klein uns auch die Menſchheit in ihren gewöhnlichen Beſtrebungen erſcheint: ſo

läſst ſich doch nicht verkennen, daſs ſie zu etwas Groſsem Anlage und Beruf habe, daſs ſie etwas Vortreffliches werden könne, und dieſes auch in ihrer tiefſten Erniedrigung nie ganz verläugne. Auch der gemeinſte Menſch trägt eine ſehr erhabene Weiſung in ſeinem Herzen. Auch da, wo das Leben dicht an die Thierheit gränzt, ſchläft in ihm der Same des Göttlichen, der ſich gewiſs einmal entwickeln wird. Wo Sinn, Verſtand, Gefühl und Freyheit ganz unter der Herrſchaft des phyſiſchen Bedürfniſſes ſtehen, liegt in ihnen Aufforderung zu etwas Höherm. Die Erleuchtung, die Denkkraft, Tugend und Willensſtärke, der Reichthum und die Gröſse des Geiſtes, zu denen ſich die Menſchheit in einzelnen Individuen hinauf gerungen hat, in denen ihre Ehre durch alle Zeitalter glänzt, ſind Beſtimmung für alle, und allen ſoll davon etwas zu Theil werden; weil ſie auch jetzt noch davon entfernt ſeyn mögen. Das irrdiſche Leben genügt dem Menſchen nicht, er reiſst die Ewigkeit an ſich, um immer etwas Beſſeres zu werden. Er ſchafft ſich Ideale der Vollkommenheit, und ſtrebt ſie zu realiſiren. Es gibt eine Freyheit

der

der Vernunft, die der höchste Zweck aller ist, die zwar nicht von allen gekannt und geschätzt wird, aber von keinem immer verkannt und vernachläſsigt werden kann. Die Menschheit im Ganzen, wie jedes Individuum, ist in der Auflösung einer Aufgabe begriffen, die ihr die Unendlichkeit zusichert. Und derselbe Mensch, der uns jetzt so oft verächtlich wird, sich jetzt so oft an das Irrdische verkauft, und der Thorheit huldigt, verdient als Mitglied einer übersinnlichen Welt, die sich unsichtbar in seinem Herzen entwickelt, unsre höchste Achtung.

Hierauf muſs man seine Gedanken lenken, von dieser Seite die Menschheit betrachten, darnach sie würdigen: und man wird gewiſs nicht mehr gegen ihr Interesse gleichgültig seyn, gewiſs nicht mehr die an sie verwendete Mühe für verloren achten. Hat dich der Blick auf das Aeuſsere muthlos gemacht, und mit Geringschätzung erfüllt: dann lenke ihn auf das Innere, erkenne und ehre da ihre groſse Bestimmung, ihre herrlichen Hoffnungen; und du wirst dich gewiſs begeistert fühlen, alles aufzubiethen, womit du dir Verdienste um sie erwerben, ihr Heil befördern kannst; ihre

Sache wird dir über alles gehen, denn sie ist auch die deinige, und zwar diejenige, die dein höchstes Interesse umschliefst.

Mögen wir indefs von der Bestimmung der Menschheit noch so erhaben denken: so ist dies doch nicht im Stande, uns zur fortdauernden Achtung und Liebe gegen sie zu bewegen, wenn sich damit nicht Glaube an die Menschheit, d. i., festes Vertrauen, dafs es ihr möglich sey, diese Bestimmung zu erreichen, und dafs sie sich ihr wirklich schon genähert habe, vereinigt. Ohne das kann *ihr* die Würde jener Bestimmung gar *nicht* angerechnet werden. Je höher wir diese achten; desto tiefer werden wir die Menschen verachten, die sie durch Laster an sich entweihen, und es sich selbst unmöglich machen, ihr Leben zu ihr hinan zu bilden. Denn dafs es ihnen die Natur unmöglich gemacht habe, wird nicht leicht jemand denken. Wem die Menschen nur verständige Thiere sind, die nichts weiter zu thun haben, als ihren Unterhalt zu suchen, den Schmerz von sich abzuwehren, und ihren thörichten Einbildungen nachzugehen, in den Anstalten zum Leben ihr Leben

selbst zu verzehren, wird sich noch immer einiger Massen für ihren physischen Zustand interessiren können, die Gewalt des Mitgefühles wird ihn durch ihr Elend und ihre Freuden rühren. Wer es aber anerkennt, dass sie den Ruf zu etwas unaussprechlich Grossem in sich tragen, und doch dieses Grosse so gering halten, frey seyn können, und doch sich selbst zur ewigen Sclaverey verdammen, ihre edelsten Güter gegen thierischen Genuss verkaufen, ihr Herz durch Thorheit und Schande entweihen, und sich selbst aller Hoffnung und alles Werthes berauben, ihrer bessern Einsicht immer entgegen handeln, ihre heiligsten Pflichten frevelnd übertreten, in dem wird sich unwillkührlich eine Disposition zum finstern Hasse gegen alles, was Mensch heisst, erzeugen, die die natürlichen Regungen des Wohlwollens gänzlich erstickt; und dies um so mehr, je lebhafter sein moralisches Gefühl, je grösser sein Eifer für die Tugend ist. Oder er wird, wenn er sich mehr mässigen kann, verzweifelnd an ihrem Heile, seine Kräfte in sich zurückziehen, und aufhören, seine Bemühungen am Vergeblichen zu verschwenden; es wird

ihn dünken, der verdiene auch phyfifch elend zu feyn, dem durch eigne Schuld in moralifcher Hinficht nicht zu helfen ift. Gewifs ift die Zahl derer nicht gering, die der gefunkene Glaube an die Menfchheit, bey dem feurigften Beftreben, und den herrlichften Anlagen, in ihrem Dienfte muthlos gemacht hat.

Leicht geht diefer Glaube verloren, wenn man viele traurige Erfahrungen der Art gemacht hat. Wer oft Gelegenheit hatte, die Menfchen von einer fchlechten Seite kennen zu lernen, mit eigennützigen, neidifchen, fchadenfrohen, ränkenvollen, wohllüftigen, hartnäckigen, rachfüchtigen, vorurtheilsvollen Menfchen oft umgeben war, oft mit ihrem Egoismus, ihrer Hartherzigkeit, ihrem Stolze kämpfen mufste, oft von ihnen gekränkt, betrogen, überliftet, angefeindet wurde, oft feine uneigennützigften und weifeften, auf ihr Wohl berechneten, Unternehmungen an ihrer Verblendung oder an ihrem Eigenfinne und an ihrer Halsftarrigkeit fcheitern, oft fich mit Undank, Verhöhnung und Frevel belohnt fah, wird bald geneigt, fie für durchaus verdorben und unverbefferlich zu halten, das ganze Gefchlecht

nach den Einzelnen zu beurtheilen, die Bitterkeit und den Unwillen, die er gegen diese fühlt, auch über jenes auszudehnen. Freylich mag daran Selbstsucht und übertriebene Empfindlichkeit grossen Antheil haben. Der Schluss, weil ich viele böse Menschen habe kennen gelernt, weil ich von allen, die in meine Nähe kamen, nicht viel Gutes rühmen kann, darum taugt das ganze Geschlecht nicht, ist falsch, aber es ist doch dem gewöhnlichen Menschen natürlich, so zu schliessen. Und in der That, wenn man bloss beym Aeussern stehen bleibt: so darf man eben keine ausgezeichneten Erfahrungen über die Nichtswürdigkeit der Menschen gemacht haben; die Gestalt, in der sie sich täglich zeigen, läst uns eben nicht vortheilhaft über sie denken. Auch der Unbefangendste und Wohlwollendste fühlt seinen Glauben und sein Vertrauen zur Menschheit sehr geschwächt, wenn er sich viel in der Welt herumgetrieben, in mannichfaltigem Verkehr mit ihr gestanden, ihre Denkungsart und ihr Betragen oft beobachtet hat, ohne überall bis ins Innerste zu dringen, und seinen Blick zuweilen absichtlich auf die entgegengesetzte Seite

zu lenken. Denn die ſchlechte iſt gerade die, die ſie uns am häufigſten entgegenkehrt. Das Gute bleibt mehr im Verborgenen.

Den Glauben an die Menſchheit zu bewahren, müſſen ſehr angelegentliche Bemühungen angewandt werden. Dahin gehören folgende Regeln.

Verweile nicht zu oft und lange bey dem Anblicke menſchlicher Thorheiten und Laſter. Du müſsteſt gar kein moraliſches Gefühl haben, wenn dich das nicht empören, in eine finſtre, miſsmuthige Stimmung verſetzen ſollte, in der du Gefahr läufſt, ſie zu ſtrenge zu beurtheilen, und den Menſchen überhaupt Unrecht zu thun. Es gibt gewiſſe Verfaſſungen der Seele, in denen man einen eignen Hang fühlt, ſich durch die Betrachtung des Schlechten an den Menſchen zu erbittern, wo die Phantaſie unaufhörlich darauf ausgeht, die häſslichſten Züge zu ihrem Bilde zu ſammeln. Davor muſs man ſich ſorgfältig hüten. Man macht dann alles viel ſchlimmer als es iſt. Aber auch da, wo ſich uns das Schlechte unwillkührlich aufdringt, muſs man ſich nicht zu viel damit beſchäftigen, wenn

man ſich nicht zu einſeitigen Folgerungen will verleiten laſſen. Auch der verdorbenſte Menſch hat noch viele gute Eigenſchaften an ſich, die nur nicht ſo ſtark auffallen, die das vorherrſchende Gefühl des Unwillens uns verhindert zu bemerken, oder die er gerade jetzt nicht, und vielleicht überhaupt ſeltener zeigt. Unter einem Haufen Niedriggeſinnter iſt gewiſs auch noch mancher Edle, der ſich nur nicht ſo laut ankündigt, deſſen geräuſchloſes Leben leichter überſehen wird. Hierauf richte deinen Blick. Ueberlaſſe dich nicht den Eindrücken, die am häufigſten und ſtärkſten auf dich eindringen, ſondern wähle dir ſelbſt diejenigen, die dir am zuträglichſten ſind, dich mit der Menſchheit auszuſöhnen, und Zutrauen zu ihr zu erwecken. Bleibe nicht beym Aeuſsern ſtehen. Verfolge das Gute in die einſame Stille, wo es ſeine Macht und Würde am meiſten verherrlicht: und wenn dich manche traurige Erfahrung erbittert, ſo wird dich manche frohe nicht allein beſänftigen, ſondern dir auch einen hohen begeiſternden Glauben einflöſsen. Im Ganzen ſteht die Menſchheit noch auf einer niedrigen Stufe der moraliſchen Kultur. Vielen

fehlt es an aller Ahndung ihrer moralischen Bestimmung; viele leben in dumpfer Trägheit und moralischem Stumpfsinne; viele geben sich vorsätzlich ihren Leidenschaften hin; wenige achten und lieben das Gute mit voller Seele. Aber besinne dich; die Menschheit hat vom Schlechten angefangen. Das Gute, was du an ihr findest, ist der Preis selbsterkämpfter Siege über das Böse. Und wenn dessen noch weniger wäre, als wirklich ist: so müsste es uns schon zu den frohesten Hoffnungen erheben.

Grüble bey den bessern Eigenschaften und Handlungen, die du an den Menschen bemerkst, nicht zu viel über ihre wahre Beschaffenheit, über die Quellen, aus denen sie geflossen seyn, und die Bewegungsgründe, die dazu mitgewirkt haben möchten. Vor allem hüte dich vor der Maxime des Verdächtigmachens, die oft schon bloss aus der Neigung, in der Beurtheilung andrer seinen Scharfsinn zu zeigen, entspringt. Es ist nicht schwer, auch für die edelste That unzählbare unlautere Triebfedern zu entdecken, die sie hervorgebracht haben könnten, und es

ſich in einem hohen Grade wahrſcheinlich zu machen, daſs eine von ihnen ſie wirklich hervorgebracht habe. Kein Menſch kann über den andern zuverläſsig richten. Bey allem Anſcheine, daſs etwas aus Eigennutz oder Ehrgeitz geſchehen ſey, bey der gröſsten Gewalt, die dieſe über das Herz behaupten, und bey dem einleuchtendſten Einfluſſe derſelben, bleibt es doch noch möglich, daſs hier reine Pflichtliebe wirkte. Nirgends kann man weniger darauf bauen, daſs etwas die Urſache habe, aus der es ſich, nach allen ſeinen Beſtandtheilen und Beziehungen, vollkommen erklären läſst, als bey den Handlungen der Menſchen. Es gehört ein ſehr menſchenfreundliches Herz dazu, um ſich dabey nicht zu verirren. Und geſetzt, eine That ſey nicht ſo rein und edel, als ſie zu ſeyn ſcheint, was kann es uns denn nützen, dies zu erfahren, und dadurch unſern Glauben an die Menſchheit zu ſchwächen? Das bleibe dem anheim geſtellt, dem es eigne Angelegenheit iſt. Eine heilloſere Bemühung hat es nie gegeben, als die, alles Gute am Menſchen auf den Eigennutz zurückzuführen. Mag ſie immerhin ſein Werk ſeyn: bemühe

du dich nur das Beſte zu denken, und zerſtreue nie den Schein, der der Menſchheit Ehre macht. Freue dich des Guten, ohne zu fragen, woher es komme. Hier iſt nur darauf zu ſehen, wodurch der Eifer für die Sache der Menſchheit am meiſten gefördert werde.

Dem Böſen hingegen denke angelegentlich nach, und verfolge es bis auf ſeinen erſten Urſprung. Die Menſchen ſind lange ſo ſchlecht nicht, als ſie ſich uns in ihrem Aeuſsern darſtellen, als uns unſre gereitzte Empfindlichkeit oft glauben macht. In tauſend Fällen iſt das, was wir Bosheit oder Verhärtung nennen, nur Verblendung, Unverſtand, Kurzſichtigkeit. Fehlerhafte Erziehung, frühe Vernachläſsigung des moraliſchen Gefühles, erhitzte Leidenſchaften, irre geleitete Triebe, übermäſsige Selbſtſucht erzeugten die meiſten Verbrechen, in denen ſich die Menſchheit ſcheuslich gemacht hat, und faſt immer ſind ſie die Quellen derjenigen Laſter, die das gewöhnliche Leben der Menſchen beflecken. Mancher erſcheint uns als ein Ungeheuer, den wir als einen Verwahrloſten, höchſtens als einen Thoren bemitleiden würden, wenn wir

ſeine Geſchichte kännten, in das Innere ſeines Herzens ſehen könnten. Freylich iſt das Böſe nie ganz ohne Schuld, aber dieſe auch nie ſo groſs, als wir ſie uns vorſtellen. Nie würde es uns zum Haſſe oder auch nur zur Geringſchätzung der Menſchen empören können, wenn wir wüſsten, wie es entſtand, und wovon es bewirkt wurde, welchen Antheil der Wille daran hatte, und was äuſsere Umſtände dazu beytrugen. In den meiſten Fällen liegt das, was es entſchuldigen kann, dem Beobachter nahe genug, um von ihm bald bemerkt zu werden. Achte nur, wenn du einen Menſchen ſchlecht handeln ſiehſt, auf ſein ganzes Benehmen, die vorhergehenden und begleitenden Umſtände und auf die Abſichten, die er dabey unzweydeutig zu erkennen gibt: ſo wirſt du darin vieles finden, was die Unwürde ſeiner That mildert, und auf jeden Fall überzeugt werden, daſs du darum noch nicht berechtigt ſeyſt, an der Beſſerungsfähigkeit dieſes Menſchen zu verzweifeln.

Der Glaube an die Menſchheit, wird in unſerm Zeitalter auch ſehr durch Schriften geſchwächt, die ſich durch unbeſonnenes

oder hämiſches Aufdecken ihrer Verirrungen und Gebrechen, in Ernſt und Spott, ohne dabey ihrer Vorzüge mit zu gedenken, um ſie verdient zu machen, und, durch das laute Anpreiſen der Meynung, daſs Selbſtliebe die einzig wirkſame Triebfeder des menſchlichen Herzens ſey, die Aufklärung beſtens zu befördern glauben. Laſterhafte wollen, indem ſie die Schande ihres Geſchlechtes laut verkündigen, ihre eigne bedecken, finſtre Myſanthropen ihre verabſcheuungswürdige Denkungsart rechtfertigen, melancholiſche Schwärmer ihre düſtern Behauptungen begründen. Leichtſinnige Witzlinge finden in den Thorheiten der Menſchen glückliche Veranlaſſung, ihren Spott glänzen zu laſſen, oder ihre eigne Weisheit anzupreiſen. Man wähnt eine Stufe höher zu ſtehen, oder für vernünftiger und beſſer gehalten zu werden, wenn man ſich über ihre Laſter und Verirrungen andrer in feurige Deklamationen ergieſst. Schriften der Art ſind um ſo verführeriſcher, je mehr Kunſt, Darſtellungsgabe und äſthetiſcher Schmuck an ihnen verſchwendet iſt; je leichter, beredter und geiſtreicher ihre Urheber ihre Sache zu führen; je geſchickter

ſie die gehäſſigen Züge herbeyzuziehen, und die beſſern ins Dunkle zu ſtellen wiſſen; je mehr der Schein ſie unterſtützt, die Verkehrtheit und Verſtimmung des Leſers ſie begünſtigt, die eigne Laſterhaftigkeit in ihnen Entſchuldigung findet. Wenn uns das alles auch nicht hinreiſst: ſo ſammeln ſich doch unvermerkt Thatſachen in unſerm Kopfe an, die ſich bald zu einem traurigen Reſultate bilden. Daſſelbe Intereſſe, was andre geneigt macht, die Menſchheit in ihren öffentlichen Aeuſserungen herab zu würdigen, gewinnt bey uns Beyfall für dieſe Aeuſserungen. Laſs deſswegen jede Schrift ungeleſen, die eigentlich in der Abſicht geſchrieben iſt, ſie verächtlich zu machen. Sie kann dir wenig lehrreich, aber ſehr verderblich werden. Lies jede mit Vorſicht, worin ſich nur beyläufig ein lebhafter und blendender Witz an dieſes troſtloſe und entehrende Geſchäft verſchwendet.

Betrachte die groſsen Anlagen, die die Menſchheit für die Erreichung ihrer Beſtimmung hat: und du wirſt nicht mehr an der Möglichkeit derſelben zweifeln können. So tief auch ein Menſch

gesunken seyn, so ganz er sich auch dem Laster hingegeben haben mag, so stark die Leidenschaften, so gefährlich die Irrthümer sind, die ihn beherrschen, so sehr ihm das Böse zur Gewohnheit geworden ist: so ist er doch nicht unwiederbringlich verloren. Er hat Verstand, seine Bestimmung zu erkennen, Gefühl, sie zu achten, Gewissen, ihre Forderungen im Einzelnen zu vernehmen, Vernunft, ihr Ideal in sich zu erzeugen, und einen freyen Willen, ihr nachzuleben. Das alles kann sich verdunkelt haben und geschwächt seyn; ausgelöscht ist es nie ganz. Es kommt nur darauf an, dass es bey ihm angeregt werde, dass man ihn zur Besinnung bringe; und es steht dann in seiner Macht, sich kräftig zu ermannen, und seinem Leben eine höhere Richtung zu geben. Man muss mit der menschlichen Natur und ihren Fähigkeiten ganz unbekannt seyn, um sie in irgend einem Falle für unverbesserlich zu halten. So grosse Verheerungen das Laster in ihr anrichtet: es wird uns nur mit ihrer gänzlichen Zerstörung an ihrer Rettung verzweifeln lassen. Die Geschichte hat an ganzen Völkern gelehrt, dass oft aus der dicksten Nacht der

Unwiſſenheit und des Irrthumes ein helles Licht hervorgebrochen, aus dem tiefſten Sittenverderben die Tugend herrlicher wieder auferſtanden ſey. Die Erfahrung lehrt daſſelbe an einzelnen Menſchen. Wer dies recht erwägt, darüber vernünftig nachdenkt, bey dem werden die demüthigendſten Bemerkungen den Glauben an die Menſchheit nicht wankend machen. Wenn auch unter allen kein einziger Guter mehr iſt; ſo bleibt darum doch wahr, daſs ſie alle gut ſeyn, und wir durch unſre Bemühungen dazu beytragen können, daſs ſie es werden.

Ein vorzüglich wirkſames Mittel, den Glauben an die Menſchheit zu bewahren, iſt endlich noch das Andenken an die würdigern Glieder derſelben und an das Gute, das durch ihre Bemühungen zu Stande gekommen iſt. Nie waren alle ſchlecht. Zu allen Zeiten hat es ſolche gegeben, die ihre Beſtimmung erkannten, ehrten, und ihr heilig nachlebten. Unſerm Geſchlechte gehörten die Männer an, die ſich durch Weisheit, Heldenmuth, Seelenſtärke, Uneigennützigkeit, Gemeingeiſt und groſse Aufopferungen für andre ausgezeichnet, die die Wahrheit und Würde der Tugend mit

ihrem Leben bewährt, mit ihrem Tode versiegelt haben, die als Retter des Vaterlandes, als eifrige Vertheidiger jeder guten Sache, als Beförderer der Aufklärung und Sittlichkeit, als Wohlthäter der Welt in der Geschichte aller Jahrhunderte glänzen. In ihnen hat sich die Ehre der Menschheit verewigt. Vor ihrem Bilde erweitert sich unser Herz, fühlt unser Geist sich grösser, erscheint uns die Menschheit, trotz aller ihrer Fehler, Gebrechen und Greuel, ehrwürdig und hoffnungsvoll. Aber auch in unsrer Nähe leben Menschen, die es werth sind, uns mit ihr auszusöhnen. Ueberall gibt es besser Denkende und Handelnde, die es mit der That beweisen, dass noch nicht alles verloren, dass auf dem grossen Felde der Menschheit noch viel zu erndten sey, wenn nur Arbeiter da wären, die es anbauen wollten. Wenn alles andre nicht im Stande war, unsern sinkenden Glauben zu erhalten: so wird es der Umgang mit solchen Menschen thun. Und wo wahre Achtung für die grosse Bestimmung der Menschheit, verbunden mit diesem Glauben ist, da ist auch wirksames Bestreben, für ihr Wohl thätig zu seyn.

Dies

Dies wird drittens, noch sehr vermehrt, wenn wir unsre genaue Verbindung mit der Menschheit und unsre Verpflichtung gegen sie oft und angelegentlich beherzigen. Du gehörst der Menschheit an, bist ein Glied von ihr, durch Vernunft ihrem Dienste geheiligt. Du sollst nur denken und wollen, wie du in ihrem Namen denken und wollen kannst. Von ihr empfängst du moralisches Daseyn und Würde. Dass du etwas mehr bist, als blosses Sinnenwesen, dass du nach einem Höhern strebst, dass dein Leben ein grosses Ziel hat, rührt allein daher, dass Menschheit in dir wohnt. In allen Idealen, die du dir schaffst, in allen erhabenen Gedanken, zu denen dein Geist sich aufschwingt, drückt sich mehr oder weniger die Idee der Menschheit aus, und sie sind um so viel erhabener, je lebhafter und reiner dieses geschieht. Das Gesetz der Pflicht beruht, seiner letzten Tendenz nach auf dieser Idee; seine ganze Bedeutung kommt ihm daher, dass du dich deiner moralischen Anlage nach, als mit der Menschheit eins, deiner physischen Existenz nach, als ihr Werkzeug be-

trachten mufst. So wie du die Menfchheit gering fchätzeft, verachteft, verhöhnft, fchätzeft du dich felbft gering, verachteft und verhöhnft du dich felbft. Du kannft dich ihrer nicht entäufsern, ohne dich deiner höhern Natur zu entäufsern, ohne aus der Ordnung herauszutreten, in der du allein Würde und Beftimmung haft. Alle Hoffnung des Beffern ift auf deine Verbindung mit der Menfchheit berechnet, mit ihr nur kannft du zur Vollendung fortfchreiten. Was fie drückt, drückt auch dich, was fie herabfetzt, fetzt auch dich herab, was fie unvollkommner macht, macht auch dich unvollkommner. Durch ihre Ehre wirft auch du geehrt, ihr Wohl ift auch dein Wohl, ihre Erhebung deine Erhebung, ihre Würde auch deine Würde. Es ift diefelbe Menfchheit, die nur verfchiedenen Individuen mitgetheilt ward, in der alle wieder zufammenfliefsen, um vor der Vernunft nur eine idealifche Perfon darzuftellen. Willft du dich nicht ganz in deine Individualität, d. h., in deine finnlichen Zwecke verlieren, womit du zugleich auf allen Werth refigniren müfsteft: fo darfft du deine Verbindung mit der Menfchheit nie aus den Augen

lassen. Allein durch sie kannst du dich in dem Standpuncte der Wahrheit und Willensgüte erhalten, allein durch sie dein Leben dahin retten, wo es vor den Bedrängnissen, Beraubungen und Zerstörungen der Erde sicher ist. Wie könntest du dir aber das ganz vergegenwärtigen, ohne dass damit eine praktische Richtung auf die Menschheit deine ganze Seele erfüllte, ohne nach ihr alle deine eignen Angelegenheiten zu würdigen, dein Interesse in dem ihrigen zu verlieren, ihr alle deine Zwecke hinzugeben, nach ihr all dein Denken und Wollen zu reguliren.

Aber auch in deiner sinnlichen Existenz, bist du innig mit der Menschheit verbunden. Alle Bestimmungen und Kräfte derselben beziehen sich auf sie, stehen mit den Bestimmungen und Kräften anderer in Wechselwirkung, und können sich nur in so fern entwickeln und äussern, als sie sich ihnen mittheilen, und ihren Einfluss wieder erfahren. Fremde Menschheit begränzt überall die Menschheit in dir, und diese Begränzung ist dein sinnliches Leben, in ihr gründen sich alle Bedürfnisse, Bestrebungen und Genüsse desselben. Welche

Zwecke würdest du wohl im Stande seyn zu erreichen, wenn andre dich nicht unterstützten? Wie viele Bequemlichkeiten und Freuden würdest du haben, wenn du dir alles selbst hättest erarbeiten sollen? Was wäre aus deinem Verstande geworden, wenn andre ihn nicht geweckt und geleitet hätten? Auf welcher Stufe der Kultur würde er sich befinden, wenn nicht noch immer ein solcher Verkehr unter den Menschen Statt fände, wodurch einer den andern aufklärt? Wie arm würde dein Herz an Empfindungen seyn, wenn du bloss den Eindrücken der Natur und deiner innern Erscheinungen überlassen wärest, ohne dass Menschen an beyden gestalten oder dir unmittelbar Vergnügen und Schmerz geben könnten? Wie viele Dinge verlören für dich ihren Werth, wenn ihnen die Beziehung auf Menschen denselben nicht erhielte? Wie enge würde ohne sie die Sphäre deiner Thätigkeit seyn? Es vergeht kein Augenblick, in dem nicht Menschen mannichfaltig auf dich einwirkten. An allem, was du siehst, berührst, gebrauchest, haben Menschen gearbeitet, und es würde ganz anders seyn, wenn sie es nicht hätten. Je

beſſer ihr Zuſtand iſt, deſto leichter, bequemer und erfreulicher iſt auch der deinige. Alles, was Menſchen beſitzen, iſt ein Gemeingut. Keiner hat ein ausſchlieſsliches Eigenthum; etwas davon geht gewiſs an andre über, und theilt ſich durch ſie, vermittelſt des allgemeinen Zuſammenhanges der Dinge, auch dir mit. Du kannſt keinem Gutes erzeigen, das nicht, früh oder ſpät, freylich in einer andern Geſtalt, aber gewiſs als ein Gutes zu dir zurückkehrte, wenn es auch erſt in deinen Nachkommen wäre. Es iſt unmöglich, daſs du nicht erndteſt, wo du geſäet hatteſt. Wie könnte dir, wenn du dieſes recht beherzigſt, der Zuſtand der Menſchheit je gleichgültig ſeyn?

Aber vermöge dieſer allgemeinen Wechſelwirkung biſt du auch der Menſchheit in einem hohen Grade verpflichtet. Sie hat dir unendlich mehr Gutes erzeigt, als du ihr bisher vergelten konnteſt. Mit allem, was du thuſt, trägſt du nur eine alte Schuld ab. Bedenke, wie viele Jahre du bloſs empfangen, nichts geben konnteſt, und ſeit du geben kannſt, haſt du nicht aufgehört zu empfangen, viel mehr zu empfangen, als du erſtatteſt. Alles,

was du haſt, iſt auſser den Anlagen, die du mit auf die Welt brachteſt, Geſchenk der Menſchheit. Und was ſind dieſe Anlagen gegen den Reichthum des Beſitzes, deſſen du dich freuſt? Wie hülflos, arm und traurig wäre dein Leben, wenn keine Menſchen vor dir gearbeitet, die Erde angebaut und verſchönert, Hülfsmittel des Genuſſes und der Bequemlichkeit erfunden hätten? Menſchen haben dich zum Theil erzogen, zum Theil Veranſtaltungen getroffen, daſs du erzogen werden, nützliche Kenntniſſe einſammeln, deine Geiſtesfähigkeiten entwickeln, und dich auf deinen künftigen Beruf in der Welt vorbereiten konnteſt, zum Theil zum Unterhalte dieſer Veranſtaltungen beygetragen. Menſchen haſt du es zu verdanken, daſs es dir nicht an Mitteln fehlt, deinen Verſtand aufzuklären, und deine Bedürfniſſe zu befriedigen. Noch immer ſind in jedem Augenblicke unzählbare Hände beſchäftigt, dein Leben froher zu machen. Wenn auch die Einzelnen in manchen Fällen, zunächſt ihren eignen Vortheil beabſichtigten; wenn auch der Nutzen, den du davon zogſt, in Anſehung ihrer nur zufällig war, indem viele unter ihnen

gar nichts von dir wiſſen konnten: ſo hört darum deine Verbindlichkeit gegen die Menſchheit, die dich unter ihre Glieder zählt, die dir den Mitgenuſs der ihr angehörigen, und von ihr, in ihren andern Gliedern, erworbenen Güter geſtattete, nicht auf. Viele haben ſich doch auch mit der uneigennützigſten Liebe deiner angenommen, ſich mit der zärtlichſten Sorgfalt für dich aufgeopfert. Den Dank dafür biſt du nicht ihnen allein, biſt du der Menſchheit ſchuldig; denn jene waren darin ihre Repräſentanten. Du müſsteſt wenig Gefühl haben, wenn dieſe Betrachtung in dir nicht den wärmſten Eifer, ihr mit allen deinen Kräften wieder zu dienen, und das thätigſte Wohlwollen gegen Alle und jeden Einzelnen erzeugen ſollte.

Ein viertes Mittel, die Bildung des Herzens zur Menſchenliebe zu befördern, iſt, daſs man ein lebhaftes Gefühl des bedürftigen und unvollkommenen Zuſtandes der Menſchheit in ſich unterhalte. Dies iſt vorzüglich dazu geeignet, unſer Wohlwollen in kraftvolle Wirkſamkeit zu ſetzen, und es mit einem feurigen und doch

auch weisen Enthusiasmus zu verpaaren. Es ist nicht minder gefährlich, zu vortheilhaft, als zu schlecht über die Lage der Menschheit zu denken. Wenn das Letztere mit unsrer Achtung gegen sie das Prinzip eines ächten moralischen Gemeingeistes ertödtet: so hindert uns das Erste an der thätigen Erweisung derselben, und verwandelt sie in blosse Geneigtheit, die sich mit nichts Grossem glaubt befassen zu dürfen, und sich daher bald in leeren Schein auflöst. Nur zu oft sucht man seine Verdrossenheit, seinen Eigennutz und seine Bequemlichkeitsliebe damit vor sich selbst zu entschuldigen, dass man sich überredet, das Elend, dem man abhelfen soll, sey so gross und drückend nicht, als es zu seyn scheint, man könne in den Umständen, in denen man sich befindet, nichts Gutes mehr stiften, es sey schon alles gethan, was geschehen müsse, und gelangt dann bald dahin, sich von aller Verbindlichkeit frey zu sprechen, das Gute, was man wohl im Stande wäre, zu verrichten, zu unterlassen, ohne sich darüber Vorwürfe zu machen. Nie würde es uns damit so leicht gelingen, wenn wir über den wahren Zustand

der Menſchheit um uns her reiflich nachgedacht, wenn wir nur das Auffallendſte davon beherzigt, wenn wir nicht ſo oft unſer Auge gegen die offenbaren Mängel derſelben aus Weichherzigkeit oder Leichtſinn verſchloſſen hätten.

Ueberall findeſt du Menſchen, die, bey den herrlichſten Anlagen zur Erkenntniſs der Wahrheit, in der gröſsten Unwiſſenheit leben, von ſchändlichen und verderblichen Irrthümern jeder Art miſshandelt werden, mit ihrer groſsen Beſtimmung ganz unbekannt ſind, — die die Würde ihrer Natur durch thieriſche Laſter entweihen, weil es ihnen an Gefühl dafür fehlt, die an ihre höhern Zwecke gar nicht denken können, weil die unentbehrlichſten unter den phyſiſchen ſchon ihre Kräfte verzehren, die zur Freyheit und Freude geboren, im Jammer vergehen oder ſich ſelbſt zu Sclaven verkaufen, die entfremdet von allem Erheiternden und Frohen, unbekannt mit den edlern Beſchäftigungen und feinern Genüſſen des Geiſtes unfähig, für etwas anders als den täglichen Unterhalt zu ſorgen, in finſtrer Traurigkeit und dumpfer Gefühlloſigkeit an ihrem Joche

ziehend, ihr Leben hinbringen, in denen du kaum an etwas mehr als an ihrer körperlichen Geſtalt die Menſchheit erkenneſt. Der aufgeklärte, glückliche und freye Theil iſt bey weitem der kleinſte. Dem gröſsten fehlt es noch an allem, was ihn in den Stand ſetzen muſs, ſeiner Beſtimmung nachzuſtreben, und den Charakter der Vernünftigkeit auszudrücken. Dies gilt ſelbſt von den kultivirteſten Völkern und Gegenden; wie viel mehr von denjenigen, die noch in roher Barbarey, unter eiſernem Despotismus in einem an die Thierheit gränzenden Zuſtande ſchmachten, denen das Licht der Vernunft noch nicht aufgegangen iſt, die es erſt kaum in der Ferne dämmern ſahen? Wie viel gibt es alſo noch zu thun, wenn man nicht einmal der kleinern Gebrechen gedenken will, die ein jeder in ſeinem Kreiſe am beſten ſelbſt bemerken kann? Wie erhaben und umfaſſend wird hier der Beruf zur wohlwollenden Thätigkeit? welche Preiſe gibt es hier zu erkämpfen? Wer vermag ſich das lebhaft vorzuſtellen, und nicht mit einem brennenden Eifer erfüllt werden, alles aufzubiethen, was in ſeinem Vermögen ſteht, daſs es

beſſer werde. Und iſt erſt der ernſtliche Wille da, ſich der Menſchheit nützlich zu machen, dann wird das Intereſſe an dem Werke ſich bald auf ſeinen Gegenſtand lenken, und Wohlwollen, wo es fehlte, erwecken, wo es ſchon war, vermehren.

Fünftens, wird auch das Menſchenliebe als thätige und bleibende Richtung des Charakters ſehr befördern, wenn man ſich oft und lebhaft an ihren Segen, und an den Fluch, der die Selbſtſucht überall begleitet, erinnert. Sie iſt es, die unſer Leben mit ſich ſelbſt uneins macht, die alle Leidenſchaften zu der Höhe treibt, wo ſie unſre ſchrecklichſten Peiniger werden. Sie erſinnt die unruhigen und gefährlichen Plane des Ehrgeitzes und der Gewinnſucht, die Beängſtigungen der Furcht, die Qualen des Neides, den tobenden Ungeſtüm der Rachbegierde, die bittern Empfindungen des Haſſes, die ſorgenvollen Ränke der Falſchheit. Sie vergiftet das innere Leben an der Quelle, und macht den Menſchen zu ſeinem ärgſten Feinde, lehrt ihn bald in thörichten Anſchlägen, bald in unbeſonnenen Unternehmungen gegen ſich ſelbſt

wüthen, und verwickelt ihn in die traurigſten Widerſprüche. Wo ſie herrſcht, da erſtarrt das Herz in fürchterlicher Kälte, da flieht alle tröſtende Theilnahme, alles erfreuende Wohlwollen, alles annähernde und hingebende Vertrauen. Weit entfernt, irgend ein Gutes zu befördern, wo nicht eigener Vortheil dazu treibt, hindert ſie es überall, wo es mit ihrem Intereſſe ins Gedränge kommt. Sie behandelt alles, wie es ihr am zuträglichſten iſt, ohne dabey etwas anders zu berückſichtigen. Sie bekämpft und zerſtört alles, was ihr *widerſteht*, wenn auch von ihm das Heil der Welt abhinge. Argwohn, Betrug, Tücke, Verrath, Feindſchaft, Härte, Herrſchſucht und Grauſamkeit, ſind in ihrem Gefolge. Sie reiſst Menſchen von einander, die, in Liebe verknüpft, ſich dem ſchönſten Bunde geweiht hatten. Sie verwirrt und entzweyt die Plane, die, in friedlicher Einigung, viel Groſses und Edles bewirkt haben würden. Verwüſtung und Elend bezeichnen ihre Schritte. Aller Schmerz, der je ein Menſchenherz drückte, alle Thränen, die auf Erden geweint, alles Blut, das auf ihr vergoſſen, alle Denkmäler der Kunſt, des Fleiſses

und der Aufklärung, die auf ihr zerſtört, alle Unmenſchlichkeiten, die auf ihr verübt worden ſind, aller Despotismus, der auf ihr tyranniſirt hat, alle gemeinnützigen Anſtalten, die an unüberwindlichen Hinderniſſen ſcheiterten, alle Zerrüttungen in gröſsern und kleinern Geſellſchaften, alles, worin ſich die Menſchheit ſchändete, vereinigt ſich zur ſchrecklichen Klage gegen die Selbſtſucht. Forſche ihren Wirkungen nach in der Geſchichte unſers Geſchlechtes, vergegenwärtige ſie dir wahr und treu, ſo lebhaft du es vermagſt, und ein mächtiger Abſcheu wird dich ergreifen gegen jede, auch die kleinſte Aeuſserung des Egoismus, die du an andern und an dir ſelbſt findeſt. Du wirſt dich dem nicht mehr ergeben können, was du ſo unnachſichtlich verdammen muſst.

Dagegen beherzige auf der andern Seite den Segen der Liebe, wie ſie das Herz ſanft, milde und froh macht, wie ſie alle Beſtrebungen einigt, alle Kräfte mit freundlicher Harmonie beherrſcht, dem Umgeſtüme beunruhigender Leidenſchaften ſteuert, den innern Menſchen zur Ruhe bringt, ihn lehrt mit Wohl-

gefallen auf sich selbst hinsehen, ihn mit dem stillen Bewußtseyn eines wohlgeordneten und nützlichen Lebens beglückt, ihm in edelmüthiger und aufopfernder Thätigkeit die schönsten Freuden bereitet — wie sie die Menschen durch Theilnahme, Vertrauen, und eifrige Bemühungen, sich unter einander ihre Lasten zu erleichtern, ihre Zufriedenheit zu vermehren, verknüpft, und sie lehrt, mit einander in Friede und Eintracht dahin zu wirken, daſs es immer besser werde — wie sie harte Gemüther erweicht, dem Elende Linderung verschafft — wie aus ihren Händen nichts als Gutes hervorgeht, alles sich verschönert, alles erträglicher, brauchbarer und genuſsvoller wird — wie durch sie schon so viel Herrliches und Segenvolles ausgerichtet ist, und noch weit mehr ausgerichtet werden würde, wenn ihre Gewalt sich vermehrte und ausbreitete, wenn sie tiefer und allgemeiner in die Herzen der Menschen dränge. Bey solchen Betrachtungen kann die elende Sophisterey, daſs es doch vom Einzelnen nicht abhänge, einen solchen Zustand herbeyzuführen, daſs sein Wohlwollen wenig vermöge, oder ihn wohl gar

unglücklich machen müſſe, ſo lange der Egoismus der andern fortdaure, nicht einmal aufkommen. Unvermeidlich theilt ſich uns die Eigenſchaft mit, deren Wirkungen ſo groſs und ſo rührend ſind.

Endlich ſind auch noch Familienliebe und Freundſchaft treffliche Beförderungsmittel der allgemeinen Menſchenliebe. Nur in kalten Vernunftmenſchen, kann das Intereſſe an der Menſchheit ohne Intereſſe für diejenigen, mit denen man zunächſt verbunden iſt, beſtehen. In den meiſten wird der Mangel an Befreundung, Sympathie, Vertrauen und gegenſeitigem Wohlwollen, der hier herrſcht, noch viel mehr gegen andre Gleichgültigkeit, Argwohn und Starrſinn, wenn nicht gar Miſstrauen, Bitterkeit und Haſs gegen die ganze Menſchheit erzeugen. Wenn ausſchweifende Liebe zu einzelnen Menſchen die Neigung für die andern ſchwächt: ſo trägt die vernünftige, mäſsige und wohlgeordnete dazu bey, ſie zu erwecken und zu verſtärken. In unſrer Familie berührt uns die Menſchheit am nächſten. Sie iſt der erſte von den vielen hinter einander liegenden Kreiſen, worin ſie uns umgibt,

und durch den alles, was von uns, als dem Mittelpuncte, zu den entferntern kommen ſoll, hindurch gehen muſs. Familienliebe iſt der Keim der allgemeinen Menſchenliebe, zu der ſie ſich bald ſelbſt entwickelt, wenn ihr nur keine ungünſtigen Umſtände entgegen wirken. Sie darf nur genährt, unterhalten, und zweckmäſsig geleitet werden, um in dieſe auszuſchlagen. Der zärtliche Gatte, der beſorgte Vater iſt gewiſs auch ein wohlwollender Menſch. Sie mäſsigt den Egoismus, ſchlägt die heftigen Leidenſchaften nieder, gewöhnt an Einſchränkung und Aufopferung für andre, durch ſolche Fälle, wo es uns weniger ſchwer wird; ſie macht das Herz weich, ſanft, empfindſam; ſie übt uns, die Angelegenheiten andrer zu unſern eignen zu machen, von ihnen, wie von eignen, erfreut und betrübt zu werden, ſie lehrt uns in der Sorge und Thätigkeit für andre eine Quelle ſtiller und befriedigender Freuden kennen; ſie ſchärft unſer Gefühl für menſchliche Bedürfniſſe, und ſetzt uns in die ruhige und fröhliche Verfaſſung der Seele, in der man zu nichts mehr geneigt iſt, als Gutes zu thun. Sie gibt uns von dem Glücke und den

ſchönen

ſchönen Wirkungen der Liebe eine anſchaulichere und bewegendere Vorſtellung, als die angeſtrengteſte Betrachtung und die lebhafteſte Phantaſie ſie hervorbringen kann. Gewiſs wird der ſie höher ſchätzen, der ihren Segen aus eigner Erfahrung, als derjenige, der ihn bloſs durch Nachdenken kennt. Daher wecke und vermehre in dir ſorgfältig den Familienſinn; meide und entferne alles, wodurch er beeinträchtigt werden könnte; unterhalte und erhöhe die Neigung zu denjenigen Menſchen, die die Natur zunächſt mit dir verbunden hat: und du wirſt überhaupt immer wohlwollender auch gegen andre werden.

Ein mehr moraliſches, aber nicht weniger wirkſames Mittel, die Menſchenliebe zu befördern, iſt die Freundſchaft. In der Familienliebe iſt es ſinnliche Neigung, die nur ſelten, mit einigem moraliſchen Gefühle vermiſcht, unſre Seele bewegt; an den Freund aber, wenn anders die Verbindung mit ihm ihrer vernünftigen Idee entſpricht, feſſelt uns ein ſittliches Intereſſe. Es iſt die Menſchheit, die durch ihn repräſentirt wird, wo wir ſie entweder mit unſrer Achtung und Liebe nicht

umfassen können, oder wo unser Herz erst zu dieser allgemeinen Achtung und Liebe soll gebildet werden. Oft macht uns Eigennutz, oft Kälte, oft an Widerspruch gränzende Ungleichheit der Denkungsart, oft das Unvermögen, unsre Thätigkeit über eine so weite Sphäre zu verbreiten, als es geschehen müßste, wenn sie ihren Zweck erreichen soll, ungeneigt oder unfähig, uns für das Wohl andrer nachdrücklich zu verwenden. Sie sind uns nicht nahe genug, als dafs das Interesse für sie, bey der noch wenig befestigten tugendhaften Gesinnung, *alle* Hindernisse überwinden könnte. Wo aber unser Zusammenhang mit der Menschheit zu schlaff ist, da siegt der enge und heilige Bund der Freundschaft. Wo jene uns gleichgültig und gemein wird, da hebt sich ihr Werth wieder, indem sie uns in dem edeln Vertrauten unsrer Seele erscheint, da fordert sie durch ihn ihre Rechte an unser Herz und an unsre Bemühungen zurück. Alles, was unsre wohlwollenden Maximen gegen sie schwächt, verliert sich in der Freundschaft, oder dient wohl gar, sie zu stärken. An die Stelle des Eigennutzes und der Kälte tritt feuriger Enthusias-

mus. Im Freunde ist die Menschheit nicht mehr mit uns im Widerspruche. Harmonie der Gemüther, Einigkeit der Empfindungsweise, der Denkungsart und der Sitten macht alle Entfremdung unmöglich. Keine Pflicht, die wir nicht gegen den Freund erfüllen, kein Opfer, das wir nicht ihm darbringen könnten, wenn uns auch beydes gegen die Menschheit noch so schwer gemacht wird, wenn es uns so gar an allem Vermögen dazu fehlen sollte. Sie wird uns in ihm erreichbar, wo sie an sich unerreichbar ist.

Von der wahren moralischen Freundschaft geht die wahre moralische Menschenliebe aus, und von ihr wird sie fortdauernd genährt und gestärkt. Nur da, wo jene durchaus sinnlich, von physischer Neigung, ästhetischem Wohlgefallen, von einem aus Gewohnheit des Umganges entstandenen Bedürfnisse, oder von dem Wunsche der gegenseitigen Mittheilung und Unterstützung erzeugt wurde, kann das Interesse für das Individuum dem Interesse für die Menschen Abbruch thun, die ausschweifende Neigung zu dem Einzelnen uns gegen die übrigen gleichgültig machen, unser Herz ver-

engen, unſre gemeinnützige Thätigkeit einſchränken, und unſre Bemühungen, indem ſie dieſelben auf den Einen hinlenkt, von den Andern abziehen. Wahre moraliſche Freundſchaft verknüpft feſter mit der Menſchheit. Was uns an den Freund, dem wir uns aus Pflicht hingaben, bindet, iſt die gemeinſame Würde Aller, die uns in ihm anſchaulicher wird, und uns dadurch ihre Heilighaltung und Erhöhung erleichtert. Es iſt unmöglich, daſs die Achtung und Liebe, die wir gegen ihn empfinden, ſich immer auf ihn allein beſchränken, *ſich* nicht allmählig immer weiter ausbreiten, nicht mit der Zeit das Ganze umfaſſen und Achtung und Liebe gegen alle werden, die mit ihm derſelben Menſchheit theilhaftig ſind. Darum befördere in dir den Sinn für Freundſchaft, wähle dir einen edeln Vertrauten, dem du dich ganz hingeben kannſt, der dir die Menſchheit rein und würdig darſtelle: und deine Geſinnungen gegen ihn werden ſich immer mehr zu einer thätigen, ausdauernden und uneigennützigen Menſchenliebe erweitern.

III.

Seelenſtärke.

Iſt der ſinnliche Charakter geordnet, und ihm eine dauerhafte und thätige Richtung auf den Zweck der Menſchheit mitgetheilt, ſo daſs er nie anders als in der pflichtmäſsigen Form begehre, empfinde und handle: ſo kommt es nun noch darauf an, ihm die gehörige Stärke zu geben, daſs er dieſen Zweck unermüdet verfolgen, und alle Hinderniſſe, die ihm dabey in den Weg treten, überwinden könne. Hierfür iſt zwar ſchon in etwas durch die Mäſsigung der Empfindungen geſorgt. Denn nichts kann uns in irgend einer Art der Thätigkeit Widerſtand leiſten, wenn es nicht auf dieſe wirkt, und durch unangenehme Eindrücke uns entweder zerſtreut, oder uns die Fortſetzung der Thätigkeit ganz verleidet. Aber eines Theils iſt es weder vernünftig noch möglich, die Empfindungen, beſonders die ſchmerzlichen ſo zu ſchwächen, daſs ſie uns nie mehr hinderlich ſeyen, und uns nie in der Ausführung eines Unternehmens zur Verdroſſenheit und zum Wanken bringen; und ſchon deſswegen

ſind eigne Bemühungen nothwendig, die das Werk der Mäſsigung vollenden, und die Seele in den Stand ſetzen, ſich auch in auſserordentlichen Fällen, wo höhere Anſtrengungen gegen den Affect gebraucht werden müſſen, zu behaupten. Andern Theils bewirkt die Mäſsigung nur etwas Negatives — Schwächung. Daſs aber der Menſch ſeine Entſchlieſsungen immer vollbringe, daſs er in ſeinen pflichtmäſsigen Arbeiten ausdaure, und auf ſie alles verwende, muſs noch etwas Poſitives — eigentliche Kraft hinzukommen. Es iſt nicht genug, daſs die Seele ſich ſelbſt nicht hindre; ſie muſs auch ſtark gemacht werden, immer zu thun, was ſie ſoll.

Dreyerley iſt es vorzüglich, was ſich uns in der thätigen Erweiſung der Menſchenliebe widerſetzt, wirkliche Uebel, oder ſolche, die uns wahrſcheinlich treffen werden, oder die Gröſse der Anſtrengung, die bey einem Unternehmen eingetretene Hinderniſſe und Verwickelungen nothwendig machen. Stärke der Seele zeigt ſich daher: erſtens, in der gelaſſenen Ertragung des Schmerzes; dann in der Gering-

ſchätzung der Gefahr; und endlich im Ausdauern beym Entgegenwirken groſser Hinderniſſe. Standhaftigkeit, Muth und Beharrlichkeit ſind ihre vornehmſten Aeuſserungen.

Wirkliche Uebel, ſie mögen körperlich oder geiſtig, phyſiſch oder moraliſch ſeyn, pflegen einen doppelten nachtheiligen Einfluſs in die Seele zu haben. Entweder ſie ziehen ſie zu lebhaft an, beſchäftigen ſie zu ſehr mit dem Schmerze, den ſie verurſachen, verſetzen ſie zu ſehr in einen paſſiven Zuſtand, als daſs ſie ihre Zwecke, mit der gehörigen Faſſung, dem erforderlichen Nachdenken, und der Verwendung ihrer geſammten Kräfte, verfolgen könnte, woraus eine mit dem Uebel vorübergehende Zerſtreuung und Verdroſſenheit — oder ſie ſpannen ab, ſchlagen nieder, hemmen ſie in ihren Beſtrebungen, woraus eine Muthloſigkeit und Trägheit entſteht, die länger fortdauert, und deren Folgen oft nie ganz können vertilgt werden. Stärke der Seele iſt eine ſolche Verfaſſung derſelben,

worin sie über beydes erhaben ist, und sich durch Unfälle weder verwirren noch beugen läfst, weder ihre Ruhe noch ihre Thätigkeit verliert. Dies kann entweder darin seinen Grund haben, dafs sie von widrigen Ereignissen weniger afficirt wird — sey es, dafs sie vermöge ihres Temperamentes weniger Empfänglichkeit für den Schmerz, oder die Empfindung desselben durch Uebung gemäfsigt habe, — oder darin, dafs sie in sich selbst eine Macht besitze, sich dem noch so heftig angeregten Gefühle des Schmerzes zu widersetzen, und gegen ihn ihre Würde und Selbstständigkeit zu behaupten. Nur das Letztere verdient eigentlich Seelenstärke genannt zu werden; das Erstere nur dann, und in so fern, als es eine Wirkung freyer Selbstbearbeitung ist, und die öftere Erhebung des Geistes über den Affect diesen selbst schwächte. Doch kommt Mäfsigung des Affectes dem Bemühen der Seele, durch sie unbeeinträchtigt ihre moralische Thätigkeit fortzusetzen, trefflich zu Statten, und wird mit Recht unter die Hülfsmittel der Seelenstärke gezählt. Auf gänzliche Abstumpfung des Gefühls kann diese indefs eben so wenig

gegründet ſeyn, als ſie es ſich vorſetzen darf, darauf hinzuwirken.

Die Seele widerſetzt ſich dem Uebel; entweder, indem ſie andre erheiternde Vorſtellungen herbeyzieht und belebt, ihm durch Beruhigungsgründe das Gleichgewicht hält, und ſich ſo diejenige Freyheit und Ruhe bewahrt, deren ſie bedarf, ihrer Beſtimmung nachzuleben; oder durch das erhöhte Gefühl ihres Werthes, der Entbehrlichkeit äuſserer Güter und der Erhabenheit über äuſsere Verluſte im Bewuſstſeyn deſſelben; oder endlich durch den Enthuſiasmus, womit ſie ihre Zwecke verfolgt, durch die Kraft, die ſie auf ihre Beſtrebungen wendet, und vermittelſt welcher ſie über alles andre, ſo heftig es auch ihre Sinnlichkeit erſchüttern mag, muthig hinaus ſtrebt. Im erſten Falle offenbart ſie ſich in einer gelaſſenen Verfaſſung des Gemüthes, die durch die Erwartung, daſs es ſich einſt beſſern werde, ſehr befördert wird, und heiſst Geduld. Im zweyten iſt es ein gewiſſes Gefühl der Sicherheit, wodurch ſie den Schmerz lindert, und ſie heiſst moraliſche Reſignation. Im dritten iſt ſie feſtes Ruhen auf ſich ſelbſt, und eigent-

liche Stärke der Seele in der höchſten Bedeutung des Wortes. Die Geduld iſt mehr ſinnlich und paſſiv; die eine Empfindung wird durch die andre geſchwächt, daher auch das Gefühl, das ſie erweckt, ein ſinnliches iſt. Die Reſignation iſt zwar auch noch paſſiv, aber bewirkt durch vorhergegangene Selbſtthätigkeit; auch iſt das mit ihr verbundene Gefühl ein moraliſches. Die eigentliche Seelenſtärke iſt volle, raſtlos ſtrebende Kraft, die Offenbarung des höchſten und heiligſten Lebens, das Ideal, worauf alle ſittlichen Bemühungen gerichtet ſeyn ſollen. Eine gewiſſe Vermiſchung von allen dreyen ſcheint indeſs dem Zuſtande der Menſchheit, in ihrer gegenwärtigen Lage, am meiſten angemeſſen zu ſeyn. Wir werden demnach dahin zu arbeiten haben, daſs vernünftiges Nachdenken die Empfindung des Schmerzes mindere, das Gefühl unſers Werthes uns gegen ſie gleichgültig mache, und pflichtmäſsiges Wirken auf unſern innern Menſchen uns immer mehr überzeuge, daſs er kein wahres Uebel ſey, und wir über ihn eine groſse Gewalt haben. Hierdurch ſind nun auch die Mittel beſtimmt, wodurch die Seelenſtärke befördert wird.

Suche daher, erſtens, deinen Schmerz durch erheiternde Vorſtellungen, vernünftiges Nachdenken, und beſonders durch Belebung des Glaubens an die Vorſehung zu mildern. Ueberzeuge dich, daſs nicht alles ein Uebel ſey, was es Anfangs zu ſeyn ſcheint, und wirklich bittre Empfindungen erweckt, daſs wir ſelbſt unvermerkt das Meiſte, wodurch es unangenehm wird, hinzuthun. Entferne den Gedanken an die Urſache deſſelben, ſie möge nun in andern, oder in dir, oder in den Umſtänden liegen. So ſehr dieſer bey einem vollkommen ruhigen Ueberlegen beruhigen kann: eben ſo ſehr muſs er in dem erſten Augenblicke dahin wirken, dich noch mehr aufzubringen, den Verdruſs über die Sache ſelbſt, durch den Aerger über den, dem du die Schuld davon beymiſſeſt, zu vermehren, und dich durch finſtre Erinnerungen noch mehr verſtimmen, wo du dich durch frohe erheitern ſollteſt. Mit jedem Widrigen iſt auch immer etwas Angenehmes verknüpft, das uns nicht ſelten eine ſehr weite ſchöne Ausſicht eröffnet, aber nur zu oft überſehen wird. Hierauf ſey

aufmerkſam; hierbey verweile mit deiner Betrachtung. Kein Schmerz wüthet ununterbrochen; iſt er heftig, ſo dauert er nicht lange, und die Stunden der Ruhe werden dir deſto genuſsvoller ſeyn. Er wird einſt aufhören, und die Freude wird dir deſto ſchöner aufgehen, je länger und trauriger dein Entbehren war. Blicke nur oft in die beſſere Zukunft. Jedes Leiden hat beglückende Folgen; es wird dir weiſe und nützliche Belehrungen zuführen, ſanfte und frohe Empfindungen in dir wecken, dich mit vortrefflichen Eigenſchaften des Herzens bereichern, die du ohne das nie erlangt hätteſt, dich vor Verirrungen bewahren, und dir das, was es dir auf der Einen Seite nahm, auf der andern deſto reichlicher erſetzen. Dies ſuche dir, durch Erwägung deiner Lage und deiner Bedürfniſſe anſchaulich zu machen: und unmöglich wird dich der Schmerz heftig angreifen können; das Licht der Betrachtung wird die trüben Wolken zerſtreuen, die dein Inneres verdunkelten.

Noch mehr wird der Glaube an die Vorſehung dazu beytragen, dein Gemüth zu beruhigen, wo es der Kummer heftig bewegt

hatte. Er läſst dich nicht zweifeln, daſs der Schmerz dir heilſam ſey, und ſich einſt in Freude verwandeln werde. Er lehrt dich, auch da vertrauen, wo du es ſelbſt nicht begreifſt, umgibt dich da mit fröhlichen Bildern, wo du ſonſt nichts als Schatten ſahſt. Ewige Weisheit und Güte walten über deinem Leben, alles; was dir begegnet, iſt dir von ihnen zugewogen, und beabſichtigt dein Wohl. Du wirſt und kannſt nicht ewig nach Befreyung dich ſehnen. Die Zukunft wird dir den Frieden wieder geben, den dir die Gegenwart raubte. Dir kann nichts begegnen, was für dich ein Unglück wäre. Der trübe Tag führt den ſchönern herauf. Wie iſt es möglich, dieſe Betrachtungen in ſich zu nähren, ohne durch ſie heiterer geſtimmt, von einer erhabenen Ruhe erfüllt zu werden, und ſich ſtark zu fühlen, auch das Härteſte geduldig zu tragen, auch unter den traurigſten Ereigniſſen frohen Muth zur Vollbringung ſeiner Pflicht zu behalten.

Zweytens: verſchaffe dir ein lebendiges Gefühl deines innern Werthes. Wer auf ſich ſelbſt vertrauen kann,

kann gleichgültig ſeyn, gegen äuſsern Gewinn und Verluſt. Wer bey ſich ſelbſt Troſt findet, kann vieles entbehren und vieles dulden, ohne ſeine Faſſung zu verlieren. Auch in den traurigſten Erfahrungen, beym ſchmerzhafteſten Gefühle groſser körperlicher Leiden, verläſst uns das Bewuſstſeyn ſtandhaft behaupteter Würde nicht. Es iſt eine unausſprechlich groſse Empfindung, die der ganze Reichthum des Glückes nicht aufwiegt, wenn man von allem andern verlaſſen, ſagen kann: ich bin mir doch ſelbſt noch treu, und mein Geiſt und mein Herz ſind mir mehr als alle Welt mir zu geben vermag. In dieſer Ueberzeugung iſt man über dem Schickſale, kann man alle ſeine Begünſtigungen und Miſshandlungen verachten. Mächtig erweitert ſich das Herz bey dem Gedanken etwas zu haben, das kein Unglück antaſtet, an dem ſich kein Frevel vergreift. Wen wahres moraliſches Selbſtgefühl belebt, der trägt in ſich eine unzerſtörbare, ihm ganz genügende Welt. Er darf ſich nicht mit trotziger Kälte beugen unter den unüberwindlichen Willen des Glückes; er ſteht auf einer Höhe, wo dieſes gar keine Gewalt mehr an ihm hat.

Seinen innern Werth zu retten und zu bewahren, das ist bey allen Anfällen desselben seine einzige Sorge. Das Uebrige gibt er willig hin, ohne sichs nahe gehen zu lassen, weil er es gering achtet. Und wer nichts als den zu retten und zu bewahren hat, dem ist nichts zu groß und zu schwer, der wird durch nichts gedrückt und aufgehalten, der vermag alles.

Es ist aber nicht genug, daß man Werth habe, man muß auch selbst daran glauben, in der Ueberzeugung davon fest seyn, und sich darauf verlassen können; sonst wird er die Seele nie stark machen. Sehr edle Menschen werden oft durch eine unwürdige Behandlung des Schicksales an sich selbst irre. Weil ihnen alles entgegen ist, verlieren sie auch das Zutrauen zu sich selbst, und können bey aller Vortrefflichkeit ihres Herzens, doch nur wenig leisten, weil sie sich zu allem für unfähig halten; lassen gleich den Muth sinken, weil ihr Urtheil über sich selbst von äußern Ereignissen abhängt. Uebertriebene Schätzung führt zum Eigendünkel, der sich zuverläßig mit der Zeit selbst bestraft, und sich da unberathen sieht, wo es darauf ankommt, sich von seinem in-

nern Reichthume zu erhalten. Nur richtige Selbſtwürdigung bey wahren Verdienſten gibt der Seele die edle Feſtigkeit, die ſie ſchirmend in jedem Unglück begleitet, und ſie über alle widrigen Vorfälle hoch empor trägt.

Drittens: ſuche dich durch die That zu überzeugen, daſs für den, der ſeine höhere Natur begriffen, der ſich ſeiner Beſtimmung bemächtigt hat, der Schmerz kein Uebel ſey. Du wirſt dies aber dann thun, wenn du dich für die Gröſse und Heiligkeit deiner *Pflicht* immer mehr begeiſterſt, dir das erhabene Verdienſt, das du dir durch ſtätes, unverdroſſenes Hinwirken auf das Beſte der Menſchheit erwerben kannſt, lebhaft vergegenwärtigſt, dich oft an der Betrachtung des Guten, das aus deinen Händen hervorgeht, erwärmſt, die reine Triebfeder der Vernunft, den heiligen Enthuſiasmus für ihr Geboth und ihren Zweck immer mächtiger bey dir werden läſſeſt, dich immer mehr einer uneigennützigen und raſtloſen Thätigkeit weihſt, immer mehr Beſtimmungsgründe, die dich darin erhalten — Veranlaſſungen, die dich dazu auffordern, um dich

ſam-

ſammelſt. Der Schmerz hat in unſrer ſinnlichen Natur ſeinen Sitz. Je mehr wir uns dieſer entäuſsern, ihren Einfluſs auf uns herabſetzen; deſto mehr verliert auch er ſeine Gewalt. Dies geſchieht aber nicht nachdrücklicher, als dann, wenn wir die ihr entgegengeſetzte moraliſche Selbſtthätigkeit erhöhen, durch unabläſsiges Wirken auf unſern innern Menſchen und ſeine Zwecke, dieſem die Herrſchaft erringen. Ueberhaupt möchte wohl die Vermehrung der abſoluten Kraft des reinen Willens das einzige Mittel ſeyn, zu einer wahren Seelenſtärke zu gelangen, während alle andre nur darauf aus ſind, ſie durch fremde Kräfte zu unterſtützen, und der Beſchränktheit des irrdiſchen Lebens allein geſtattet werden mögen. Man kann es wirklich durch Fortbildung der Tugend und Belebung des Intereſſes für das Gute zu dem feſten Ruhen auf ſich ſelbſt, zu der Erhebung über die Welt und ihre Angelegenheiten bringen, worin es gar kein Unglück mehr für uns gibt, wo nur allein ſelbſtverſchuldeter Verluſt unſrer Würde uns betrüben, und uns einem ſolchen Schmerze hingeben könnte, für den wir zugleich in uns ſelbſt die

Heilmittel haben. Dahin zu ſtreben, darf der edle Mann nie aufhören.

Ein andres Hinderniſs pflichtmäſsiger Bemühungen, ſind ſolche Uebel, die bey gewiſſen Unternehmungen als wahrſcheinlich, oder gar gewiſs vorausgeſehen werden. Die Gefahr weckt Furcht, deren Gröſse ſowohl von der Gröſse des Uebels, als der Wahrſcheinlichkeit, womit, und der Nähe, worin es erwartet wird, abhängt. Furcht aber ſchlägt nieder und wirkt, weil die Phantaſie das künftige Ereigniſs ſchrecklicher mahlt, als uns die Empfindung das Gegenwärtige darſtellt, oft unſerm Beſtreben heftiger entgegen als der Schmerz. Es gibt wenige Unternehmungen, bey denen gar nichts zu wagen wäre; und wer überall fürchtet, wird mit dem beſten Willen nie viel ausrichten. Bey der Ausführung groſser und ſehr wohlthätiger Plane muſs immer viel, oft alles daran geſetzt werden, und ſie wird nur dem gelingen, der der Gefahr kühn zu begegnen weiſs. Stärke der Seele muſs ſich daher in der

Geringſchätzung der Gefahr, in entſchloſſenem Muthe, der auch da, wo ſie plötzlich eintritt, nicht durch ſie geſchreckt und ſeiner Faſſung beraubt wird, offenbaren.

Alles, was uns die Ertragung wirklicher Uebel erleichtert, erhöht auch zugleich unſern Muth in Anſehung der bloſs möglichen oder wahrſcheinlichen. Wem nicht viel Unangenehmes begegnen kann, der darf auch nicht viel fürchten. Wen das gegenwärtige Unglück nicht hart drückt, den wird das geahndete, wenn er es ſich auch gröſser vorſtellt, nie ganz aus ſich ſelbſt verſetzen. Doch hat die Gefahr noch manche Eigenthümlichkeiten, durch welche ſie ſich vom eingetroffenen Leiden unterſcheidet, wohin beſonders gehört, daſs ſie uns auch durch ſolche Dinge ſchreckt, von denen wir, wenn ſie gegenwärtig wären, wenig oder nichts empfinden würden, weil ihr Schmerzliches vorzüglich vom Nachdenken herrührt, deſſen wir dann unfähig ſind — und daſs ſie uns mehr an der Beförderung einzelner Zwecke, mit der ſie verbunden iſt, hindert, während der Schmerz die Seele ſchlaff und verdroſſen zu allem macht. Es gibt da-

her noch einige besondere Mittel, durch welche wir uns Seelenstärke in der Gefahr erleichtern können, und diese laufen, wie leicht zu erachten ist, darauf hinaus; theils die Vorstellung von dem, was gewagt wird, zu schwächen, und wo möglich zu entfernen; theils die von dem Guten, was wir bewirken wollen, kräftiger zu machen, und der Seele mehr anzueignen.

Erstens: gewöhne dich, über alles, was dir begegnen kann, richtig zu denken, dir von allem deutliche Begriffe zu erwerben. Ein künftiges Uebel scheint uns oft allein darum so fürchterlich, weil es sich uns in dunkler Ferne zeigt, weil wir es noch nicht recht kennen, weil die einzelnen Bestandtheile in unsrer Phantasie in einander fliessen, und sich verwirren. Der Unwissende fürchtet immer mehr als der Aufgeklärte. Ein heller, ruhiger Blick, dringt bald durch die Nebel, und zerstört das Phantom. Die Uebel, die uns gewöhnlich im Leben treffen, sind so groſs nicht, daſs sie uns sehr erschrecken könnten, wenn wir nur vernünftig überdächten, was eigentlich daran sey. Und

gesetzt sie wären wirklich groſs: so muſs sie schon das sehr herabsetzen, daſs wir uns viel mit ihnen beschäftigt, den Gedanken an sie beständig mit uns herumgetragen haben, und so mit ihnen vertraut geworden sind. Das Fremde, Unbekannte und Ungewöhnliche hat immer etwas Aengstigendes, aber dies verschwindet, so bald wir uns einiger Maſsen damit befreunden. Viel kommt auch darauf an, zu wissen, wie wahrscheinlich es sey, daſs uns etwas treffen werde. Das traurigste Resultat ist immer noch besser als der ahndende Zweifel. Ist es entschieden, daſs etwas nicht zu vermeiden sey, werden wir uns nach und nach darin schicken und die Maſsregeln treffen, wodurch wir uns in etwa dagegen schützen, oder es uns erleichtern können. Die Ungewiſsheit hingegen hält in fürchterlich banger Erwartung, ohne daſs wir uns zu zerstreuen, oder mit etwas anderm zu beschäftigen vermöchten.

Seelenstärke zeigt sich nicht allein darin, daſs wir der vorausgesehenen Gefahr entschlossen entgegen gehen, sondern auch darin, daſs uns die plötzlich eintretende nicht erschüttere und zum Wanken bringe. Eine kleine Verle-

genheit, in die wir unvorbereitet gerathen, thut gröſsere Wirkung als der bedenklichſte Umſtand, auf den wir gefaſst waren. Die Fertigkeit, über alles gleich richtig zu denken, reicht nicht überall hin; wir können zu ſehr überraſcht und zu heftig betäubt werden, als daſs wir davon Gebrauch machen könnten; deſswegen muſs ſie noch beſonders auf die Fälle, die uns gerade vorliegen, bezogen werden. Man muſs ſich gewöhnen, ehe man zu einem Werke ſchreitet, das Ganze und alle Umſtände, die dabey eintreffen können, ſo wie das, was wir ihnen entgegen ſetzen wollen, zu überſehen, und ſelbſt die entfernteſte Möglichkeit nicht ganz aus der Acht zu laſſen, ſich die Wirkung von allem vorab verdeutlichen, und ſich auf die Maſsregeln beſinnen, die man dagegen ergreifen will. So nur gelangt man nach und nach zu der Feſtigkeit und Gewandtheit des Geiſtes, die ihm nicht allein ſeine Grundſätze und Entſchlieſsungen ſtäts gegenwärtig hält, ſondern ihn auch nie verläſst, wo es einer ſchnellen Beſinnung und einer muthigen Entſchloſſenheit bedarf.

Lerne, zweytens, das, was du im Dienſte der Pflicht wagen muſst, gering ſchätzen. So lange du es ſehr hoch hältſt, wenn du dich übrigens noch ſehr darüber aufgeklärt hätteſt, wirſt du nie mit weiſer Ruhe an ſeinen Verluſt denken können. Welche Güter ſind es denn wohl, die dir, indem du einen groſsen Zweck verfolgſt, entriſſen oder beeinträchtigt werden könnten? Diejenigen, die dir, bey vernünftiger Ueberlegung, die theuerſten ſeyn müſſen, von denen dein wahrer Friede abhängt, gewiſs nicht. Nichts kann dir zuſtoſsen, wodurch du weniger weiſe, weniger frey und tugendhaft würdeſt, wenn du nicht ſelbſt darin willigſt. Nichts kann dich nöthigen, deine wahre Ehre, deine Rechtſchaffenheit, dein Gewiſſen preis zu geben, dir ſelbſt treulos, und moraliſch ſchlechter zu werden, deine Würde und Beſtimmung zu verläugnen. Es bleibt nichts übrig, als diejenigen Güter, die am Körper haften, deren du täglich durch tauſend andre Umſtände beraubt werden kannſt, die du einmal ohne das verlaſſen muſst, die an ſich keinen Werth haben, ſondern ihn allein dadurch erlangen, daſs du

von ihnen einen pflichtmäſsigen Gebrauch machſt, dein Vermögen, deine Geſundheit, deine äuſsere Ehre und Freyheit, und höchſtens dein Leben. Aber das alles haſt du ja nur, um es für moraliſche Zwecke zu verwenden; kannſt du nur in ſo fern mit Würde beſitzen, als du dies nie verſäumſt. Du bedarfſt deſſen nicht mehr, es hört auf für dich ein Gut zu ſeyn, ſo bald die Pflicht es zurück fordert, es wird ein ſchreckliches Uebel, wenn du dich weigerſt, es zu geben. Daſs der heilige Wille der Vernunft geſchehe, daran muſs dir alles liegen, dafür darf dir kein Opfer zu theuer ſeyn. Du biſt mit allem, was du haſt, nur Werkzeug der Menſchheit und des erhabenen Geſetzes, das dich zu ihrem Dienſte verpflichtet. Aus dieſem Geſichtspuncte muſst du dich und alles, was du haſt, ſchätzen. Je mehr und ungetheilter du dich als ein ſolches darſtellſt, deſto gröſser und herrlicher wirſt du. Es iſt nicht möglich, daſs du hier etwas verliereſt, was dir nicht gröſsern Gewinn brächte. Der Menſchheit Ehre iſt auch deine Ehre; was ſie verherrlicht, verherrlicht auch dich. Wenn deine ſinnliche Exiſtenz unter-

ginge; so wuchert deine moralische in ihr und mit ihr desto mächtiger fort. Was ist dein Leben ohne die Pflicht? Was hat es für Bedeutung, die es nicht durch sie erhielte? was kann dir seine Fortsetzung wünschenswerth machen, wenn es nicht die Beziehung auf sie, wenn es nicht der Gedanke ist, noch mehr zu thun und noch besser zu werden? Was ist es vollends, wenn du es durch Unterlassung dessen, was du thun sollst, woran deine Würde hängt, erkaufen musst? Was sind die paar erbettelten Jahre gegen die Schmach und Verächtlichkeit, die auf ihnen ruht? Wie kannst du dir einreden, dass du dich der Pflicht habest erhalten wollen, da eben diese Erhaltung eine Verletzung derselben war? So lerne dein Leben, und was ihm angehört, würdigen, diese Grundsätze präge dir tief ein: und die Ueberzeugung, dass du da, wo du eine edle That vollbringst, eine Unternehmung ausführst, die dir von der Vernunft aufgegeben ist, nichts verlieren kannst, keine Gefahr fürchten darfst, wird dir einen Heldenmuth einflössen, der alles wagt und nie von dir weicht.

Drittens: übe dich, deine Seele unverwandt auf den Zweck, in dessen Ausführung du begriffen bist, und auf das, was du dabey zu thun hast, hin zu richten: so werden die Besorgnisse, die allenfalls in ihr noch zurückgeblieben sind, vollends verschwinden. Nur wenigen wird es vielleicht gelingen, sich durch deutliche Begriffe, durch weise Vorbereitung auf die Gefahr, und durch vernünftige Schätzung dessen, was dabey zu wagen ist, ganz über sie zu erheben, und das Gefühl ihrer Bestimmung so stark zu machen, dass sie dagegen in gar keine Betrachtung kommt. Aber alles Uebel hört auf uns zu drücken und zu ängstigen, wenn wir darüber wegdenken. Bey gegenwärtigen ist dies schwer. Der empfundene Schmerz erinnert uns jeden Augenblick wieder daran, zieht uns unwiderstehlich darauf hin. Aber bey künftigen, bloss gefürchteten steht dies immer in unsrer Gewalt, und noch mehr dann, wenn wir mit etwas beschäftigt sind, an das wir alle unsre Gedanken hangen, mit dem wir unser ganzes Herz erfüllen können. Freylich ist immer ein Hang in der Seele, denjenigen

Betrachtungen, die die Befürchtung in ihr wecken, nachzuhängen; aber er ist nie unüberwindlich, und wir werden ihn desto leichter besiegen, je mehr wir uns für die Sache, die wir zu führen haben, interessiren. Eben darauf beruht die Allmacht der Freyheit, daſs wir unſre Gedanken willkührlich lenken, und die Wirkung der ſinnlichen Eindrücke dadurch aufhalten können, daſs wir unſre Reflexion auf das Entgegengeſetzte richten. Haſt du erſt das über dich vermocht, daſs du alles, woran du dich gibſt, mit deiner ganzen Menſchheit thuſt, dann wird dir ſo leicht nichts begegnen, das dich verwirren, und aus der Faſſung bringen könnte. Wer nicht an die Gefahr denkt, für den gibt es auch keine. Freylich darf ſie nicht ganz aus der Acht gelaſſen werden. Oft können wir ſie durch Behutſamkeit und Vorſicht vermindern, oft ſie ganz abwenden; immer aber erfordert ſie weiſe Rückſicht in unſerm Benehmen. Nie ſollte dies indeſs weiter geſchehen, als es nöthig iſt, um uns auf ſie vorzubereiten, und unſre Maſsregeln abzuändern. Wer immer auf alles merkt, über alles grübelt, alle Bedenklichkeiten ausſpäht, bey

jedem Schritte, den er thut, ängſtlich um ſich ſieht, ob auch wo etwas zu fürchten ſey, wer nicht ſeinen Zweck feſt im Auge behalten und alles vergeſſen kann, was nicht mit ihm in nothwendiger Verbindung ſteht, wird nie einen ſtandhaften und entſchloſſenen Muth zeigen. Man kann die Gefahr ſo ſorgfältig beherzigen, als es erforderlich iſt, ihr zu entgehen oder ſie zu vermindern, ohne durch ſie erſchüttert zu werden. Das Letztere wird um ſo weniger geſchehen, je mehr es uns darum zu thun iſt, uns in Anſehung ihrer mit Weisheit zu benehmen, je mehr wir ſie in Beziehung auf das, was wir zu thun haben, betrachten. So dient das Denken an ſie ſelbſt dazu, uns über ſie wegzuſetzen.

Viertens: erhöhe dein Gefühl für das Gute. Je mehr du von ſeiner Würde und Heiligkeit durchdrungen biſt: deſto mehr wird dich die Nützlichkeit deſſen, was du unternimmſt, anfeuern zum unerſchrockenen Wirken, deſto ſtärker wirſt du dich dafür intereſſiren, deſto leichter die Gefahr verachten. Der eigne Vortheil, der uns aus der ſtandhaften Ausführung eines Planes erwächſt, vermag

viel, aber doch nicht alles — und nur ſo lange, als er nicht von der Gröſse des gefürchteten Uebels überwogen wird, oder gar ſich ſelbſt bedroht ſieht; er verläſst uns oft da, wo wir am meiſten der Unterſtützung bedürfen. Je eifriger wir ihn ſuchten, deſto verzagter werden wir ſeyn, wo wir für ihn ſelbſt beſorgt ſeyn müſſen. Nur das Gute wird nie an ſich ſelbſt zum Verräther. Wem dafür hoch das Herz ſchlägt, wer das mit reiner Achtung umfaſst, dem mit heiliger Liebe ſich weiht, der trägt die unverſiegbare Quelle eines ſtandhaften Muthes in ſich, der fühlt ſich immer ſtark, alles andre, was er dabey verlieren könnte, zu verachten. Es bedarf nichts als der Ueberzeugung, daſs es durch irgend eine That gefördert werde, um ihn für dieſe ſo zu entflammen, daſs er alles an ſie wagt.

Wer für das Gute recht begeiſtert iſt, der vertraut auch auf ſeine Macht, der kann nicht daran zweifeln, daſs es einſt ſiegen, und daſs auch ſeine Bemühungen nicht vergebens ſeyn werden. Er weiſs, daſs es unter dem Schutze einer unendlichen Gewalt ſtehe, die es gewiſs, ſo viele feindliche Kräfte ſich auch dagegen

auflehnen mögen, einst zu einem herrlichen Ziele führt, dass nichts verloren gehe, was dafür geschah, dass diese Gewalt auch ihn beschirme und leite, dass ihm nichts begegnen werde, was sie nicht über ihn beschlossen habe. Mit freudiger Zuversicht erfüllt ihn dieser Glaube. Sein Schicksal ist nicht mehr seine Sache; er hat es der ewigen Weisheit und Güte übergeben. Er ist unbesorgt um das, was ihn treffen wird, weil er darin ihren heiligen Willen ehrt; es muss alles so kommen, wie es am besten ist. Nur das ist seine Sache, was die Pflicht ihm aufgegeben hat. Er streitet für etwas, zu dessen Beförderung sich einst alles vereinigen muss. Mögen dann Gefahren ihn ringsum bedrohen, durch die sich gar kein Ausweg zeigt, mag er selbst untergehen: er kann nicht fallen, es sey denn als Opfer für das, worauf das Einzige Sehnen, das feurigste Interesse seines Herzens gerichtet ist, und mit dem süssen Bewusstseyn, daran treu gearbeitet zu haben.

Stärke der Seele zeigt sich drittens als Beharrlichkeit und Anstrengung,

wo die Ausführung eines Unternehmens mit äufsern und innern Hinderniſſen, Beſchwerden und Aufopferungen verbunden iſt. Alles Gleichförmige, ſo wie dasjenige, wobey wir länger verweilen, mehr Verſuche anſtellen, mehr Kräfte aufbiethen, und etwas verläugnen müſſen, was uns theuer iſt, ermüdet, und wird dadurch ſchmerzhaft. Wir müſſen uns auf dieſelbe Art dagegen waffnen wie gegen wirkliche Uebel und Gefahren, nur mit dem Unterſchiede, daſs wir uns hier nur einer fremden Gewalt, die feindſelig auf uns eindringt, zu widerſetzen haben, wozu die Klugheit ſchon anleitet, dort aber ſelbſt angreifen, uns zu etwas Schmerzhaftem beſtimmen müſſen, was wir auch wohl vermeiden könnten. Es iſt im letztern Fall kein Leiden, ſondern eigne Thätigkeit, wodurch wir unangenehm afficirt werden. Es kommt nicht darauf an, etwas zu tragen, ſondern uns zu etwas willkührlich zu entſchlieſsen. In ſo fern wird zur Anſtrengung gröſsere innere Kraft erfordert, als zur Geduld und zum Muthe. Sie findet ſich aber auf der andern Seite durch mehr und ſtärkere Bewegungsgründe, und vorzüglich durch das Ehr-

gefühl unterſtützt. Daſs ich bey meinem Vorſatze ausharre und ihn vollende, davon hängt der ganze Gewinn ab, auf den ich hoffte, und es iſt ſchimpflich, es erniedrigt mich tief in den Augen andrer, ihn deſswegen aufzugeben, weil er mir ſchwer gemacht wird. Sie wird auch da, wo ſie durch Geringſchätzung des Schmerzes und der Gefahr ſchon vorbereitet iſt, immer noch eine eigne Bearbeitung fordern. Vernünftige Grundſätze und Uebung ſind dazu die wirkſamſten Mittel.

Unter den Grundſätzen, die uns die Anſtrengung bey groſsen Hinderniſſen und Aufopferungen erleichtern können, ſind folgende vornehmlich zu bemerken.

1. Anſtrengung iſt unſre Beſtimmung. Die Natur konnte unſre Bemühungen um vieles abkürzen, ohne daſs dadurch ihre übrigen Zwecke wären beeinträchtigt worden. Sie konnte uns mehr Hülfsmittel zu unſern Arbeiten darreichen, einen hellern und ſchärfern Blick, der die dunkelſten Verwickelungen gleich durchſchaut, ein ſchnelleres und reiferes Urtheil, das nicht erſt durch vergebliche Verſuche gewitzigt werden darf. Sie konnte uns

den

den Gegenständen näher stellen, die wir jetzt nicht anders erreichen können, als indem wir erst durch viele andre hindurch gewirkt haben. Sie konnte unsre Stoffe bildsamer, die Menschen, mit denen wir es zu thun haben, lenksamer und willfähriger machen, unsre Kräfte mit dem, was durch sie erreicht werden soll, mehr in Proportion bringen, so daſs es der künstlichen Zurüstungen und Verstärkungen nicht bedurft hätte, deren wir uns jetzt bedienen müssen. Sie konnte uns eine schwächere Anhänglichkeit an diejenigen Güter geben, die wir dabey so oft aufopfern müssen. Sie konnte alles einfacher anordnen, uns überall auf geradern und angenehmern Wegen zum Ziele führen; wenn es ihr nur darum zu thun war, daſs dieses erreicht werde. Aber es war ihr um uns zu thun, um unsert willen ist das Ziel aufgesteckt. Wir sollen im Ringen nach demselben gröſser, kraftvoller, männlicher und vollkommner werden. Nie lebt der Mensch würdiger und seiner Bestimmung angemessener als da, wo er sich anstrengt.

2. Was aber unsre Bestimmung ist, das kann unmöglich immer und

in jeder Hinsicht schmerzhaft seyn. Es muss auch etwas Erfreuliches haben, wenn dies auch Anfangs wenig oder gar nicht empfunden werden sollte. Alles Bessere offenbart nur nach und nach seine Vortrefflichkeit, und leuchtet nachher in desto hellerm Glanze, je mehr sich dieser allmählig aus der Dunkelheit erhob, je länger er mit ihr kämpfen musste. So ist es auch mit der Anstrengung. Sie dünkt uns hart, so lange sie uns fremd ist, so lange sich die in Trägheit versunkene Natur noch gegen sie sträubt. Sie wird immer süsser, je mehr wir uns daran gewöhnen. Geht man nur stufenweise vom Leichtern zum Mühsamern fort: so wird es uns mit der Zeit zum Bedürfniss, etwas zu schaffen, wozu Beharrlichkeit und ein grosser Aufwand von Kraft erfordert wird. Nichts genügt uns mehr, nichts wird mit Lust von uns bearbeitet, als wobey wir sinnen und denken, mancherley Versuche machen, neue Wege einschlagen, länger verweilen, und uns selbst verläugnen müssen. Unser ganzes Wesen ist zur Anstrengung eingerichtet. Nur wo wir uns seiner noch nicht bemächtigt haben, dünkt sie uns hart, und erregt unsern Widerwillen.

Und doch muſs ſie die freundliche Harmonie in unſer Leben bringen, durch welche allein wir ſeiner wahrhaft froh werden können. Und welches Vergnügen reicht wohl an das über das endliche Gelingen deſſen, woran wir lange und angelegentlich, bald hoffend, bald zweifelnd, gearbeitet haben? Der Menſch muſs ſich ſelbſt verkennen, um in träger Ruhe ſeine Zufriedenheit zu ſuchen.

3. Anſtrengung iſt belohnend. Nur ſie führt zum ehrenvollen Ziele. Ohne ſie iſt noch wenig Groſses und Nützliches ausgerichtet worden. Alle, die je Gutes gewirkt haben, alle, deren je die Menſchheit ſich freute, muſsten ſich mühſam ihren Weg bahnen, ſich durch Hinderniſſe hindurch ſchlagen, mit feindſeligen Umſtänden kämpfen, unermüdet thätig ſeyn, ausharren bey den traurigſten Ausſichten, und ohne Erſatz groſse Opfer bringen. Alle Güter und Bequemlichkeit, die wir beſitzen, ſind uns theuer erkauft worden; groſse Kräfte und mancher ſaure Schweiſstropfen wurden an ſie verſchwendet; viel Geliebtes und heiſs Erſehntes wurde für ſie hingegeben. Keine Anſtrengung iſt auch ganz vergebens. Dem aus-

dauernden Fleiſse gelingt faſt immer, woran er ſich wagt. Ihm fügen ſich die Umſtände, ſo unbezwingbar ſie auch Anfangs zu ſeyn ſchienen. In ſeinen Dienſt treten fremde Mächte, ſo wild ſie ſich auch gegen ihn auflehnten. Und wenn ihm auch nicht alles ganz gelänge: ſo iſt es doch immer etwas, und dieſes Etwas iſt ſchon werth, daſs man ſich mit dem feurigſten Eifer dafür verwende. Andre werden es vollenden, und ihm bleibt das ſtille, oft verkannte, aber in der That herrliche Verdienſt, das Gute begonnen zu haben. Und wenn es auch nichts wäre als die Vollkommenheit, die der Menſch ſelbſt, und vorzüglich der Geiſt dadurch gewinnt. Schon dieſe reicht dem Vernünftigen hin, ein ernſtes, thatenvolles Leben einem trägen und weichlichen vorzuziehen.

4. **Durch die Anſtrengung, womit es errungen wurde, erhält das Gute erſt ſeinen vollen Werth.** Mag es an ſich noch ſo viel Vorzügliches haben; es wird mit der Zeit ſeinen Reitz verlieren, wenn es uns nichts gekoſtet hat, wenn wir nicht in ihm unſer mühevolles Werk ſchätzen. Auch das Beſte wird lange nicht ſo hoch

gehalten, als es verdiente gehalten zu werden, wenn wir es als Geſchenk des Zufalles anſehen müſſen. Die Leichtigkeit, mit der wir dazu gelangt ſind, theilt ſich ihm unvermerkt in unſrer Phantaſie mit, und es ſcheint uns geringfügiger, weil wir auf eine ſo einfache Art dazu kamen. In dem Selbſterworbenen bringen wir, auſser ſeinem wahren Gehalte, noch den Preis in Anſchlag, um den es uns zu Theil geworden iſt. Das Gefühl, etwas geleiſtet, ſich ſelbſt einen Beweis von Kraft, Muth, Feſtigkeit, Verſtand und Gewandtheit gegeben zu haben, kann uns nicht anders als ſchmeichelhaft ſeyn. Das Bewuſstſeyn, viel zu vermögen, erhebt weit höher, als alles, was wir uns dadurch zu verſchaffen im Stande ſind. Nur der entwürdigte knechtiſche Menſch kann ſich eines Gutes freuen, bey dem er ſich ſelbſt verächtlich vorkommen muſs, weil er inne wird, daſs er deſſen nicht entbehren und ſich doch auch nicht dazu verhelfen konnte. Der freye, edle Mann wird nur durch das geehrt, worin er ſich zugleich ſelbſt ehren muſs. Je gröſser, koſtbarer und ſtandhafter die Anſtrengung: deſto reicher der Genuſs des Gutes, das wir uns damit erkauften.

Diese Grundsätze, dem Herzen tief eingeprägt, mit seinen Empfindungen innigst verwebt, müssen uns jede Anstrengung wünschenswerth, und uns zu jeder Aufopferung geneigt machen.

Mehr noch wird die Uebung bewirken. Sie überzeugt uns von ihrer Wahrheit, auf eine Art, die ihren Einfluss in unsre Bestrebungen nicht verfehlen kann. Wenn du es nur erst über dich vermagst, dich einige Male zu zwingen: so wird dein Widerwille sich allmählig vermindern; du wirst dich ermannen und deine Bestimmung erkennen; das Entehrende jener dumpfen Trägheit, jener feigen Unmännlichkeit fühlen; was in dir der Anstrengung entgegen strebt, wird seine Wirksamkeit verlieren; du wirst ihr Süsses empfinden, ihre Belohnung einerndten, deine Freuden durch sie erhöht und verschönert finden, und das alles wird dazu beytragen, dich immer mehr für sie zu gewinnen, sie immer mehr in dir zur Fertigkeit zu bringen.

IV.

Religion.

Religiöse Gesinnung war schon in der ersten Richtung des Willens auf das Gute,

wurde mit ihr geſtärkt und fortgebildet, und prägte ſich in jeder Beſtimmung, die dieſelbe weiterhin erhielt, mit aus. Von dem, was ſie befördert, iſt daher auch ſchon die Rede gewe-ſen. Aber mit ihr iſt noch nicht alles erreicht, was der Glaube aus dem Menſchen machen ſoll. Sie bemächtigt ſich nur der höhern Natur, aus der dieſer Glaube entſpringt, und muſs immer noch im Kampfe gegen ſinnliche Gefühle, unterhalten und bewahrt werden. Die Vernunft geht auf das Unendliche, das Herz hängt am Irrdiſchen und Beſchränkten. Wo jene ſich regt, da bewegt nichts als heilige Ehrfurcht und Liebe die Seele; aber dieſes fordert bald ſein Recht zurück, und ſtimmt ihn tief herab. So gibt es dann Stunden, wo er ſich gar nicht mit religiöſen Ideen beſchäftigen kann. Auch der edle Mann empfindet, wenn ſie mit ſeiner gegenwärtigen Gemüthsverfaſſung im Streite liegen, eine unüberwindliche Abneigung dagegen, die er ſich kaum anders als aus fortdauernder Willensverkehrtheit erklären kann, wobey aber immer ein widerſtrebendes Naturgefühl im Hinterhalte liegt. Noch öfter fehlt es uns, durch gleiche Schuld, an der Wärme, womit wir ſie ſonſt wohl den-

ken, und durch welche ſie allein auf Herz und Leben wirken können.

So darf es nicht bleiben. Wie in moraliſcher, ſo ſollen auch in religiöſer Hinſicht, der ſinnliche und ſittliche Charakter ſich einigen, der letztere den erſtern ganz in ſich hinüberziehen, und der erſtere nur in der Form des letztern ſich darſtellen. Ein Glaubensgefühl und Ein Glaubensſinn, die ſich in beſtändiger Richtung des Herzens auf Gott, das Ideal aller Vortrefflichkeit kund thun, ſich das ganze Leben unterwerfen. Es ſoll keine Empfindung und keine Beſtrebung mehr in ihm bleiben, die nicht durch Religion geheiligt wäre. Selbſt das, was ſonſt immer zum Ungöttlichen reitzte, ſoll ein Göttliches werden. Ehrfurcht und Liebe ſollen ihn ganz durchdringen, und in allem, was ſich in ihm regt, bemerkbar ſeyn. Seine veredelte Natur ſoll ihn mit dem höchſten Weſen aufs innigſte vereinigen, ſo daſs er ſich überall in ſeiner Nähe finde, und dieſer angemeſſen geſtimmt ſey.

Hierzu bedarf es nun weiter keiner beſondern Vorkehrungen. Mit der moraliſchen Bildung des Charakters ſchreitet die religiöſe auch fort. So wie ſie das Herz in Ordnung bringt,

und dem höchſten Zwecke der Vernunft heiligt, reift es zur Gottähnlichkeit hinan; und wer das Bild des Höchſten in ſeinem Herzen trägt, der iſt auch des Glaubens und der Anbetung voll. So wie Mäſsigung, Menſchenliebe und Seelenſtärke ſich vermehren, gewinnt das Sinnliche eine moraliſche Geſtalt, und das Moraliſche tief befeſtigt, verklärt ſich von ſelbſt in ein Religiöſes. So wie ſich alles Innere der Regelmäſsigkeit der Vernunſt fügt, und alles verſchwindet, was ihr entgegen iſt, wächſt die Stärke derjenigen Gefühle, die ſich auf Religion beziehen, und ſich unvermeidlich zu ihr entwickeln. So wie ſich die Gewalt des Ueberſinnlichen immer mehr im Leben zu erkennen gibt, reiſst ſie dieſes auch immer mehr an ſich, und trägt es auf die höchſte Höhe, wo die Unendlichkeit ſein Eigenthum iſt, wo ſeine Begränztheit ihm immer mehr aus den Augen verſchwindet, und die Veredlung ihr letztes Ziel erreicht hat.

Verbesserungen.

S. 24 Z. 10 v. o. ſt. braucht l. beruht.
— 86 — 8 — — dürfte l. dürfe.
— 124 — 8 — — fällt es weg.
— 158 — 11 — — erſtere l. letzte.
— 158 — 13 — — letztere l. erſte.
— 170 — 2 v. u. ſt. deſſelben l. derſelben.
— 185 — 10 v. o. — dann l. denn.
— 205 — 12 — — — fällt mit weg.
— 223 — 3 v. u. — ſie l. ſich.
— 225 — 7 v. u. — zu erleichtern l. erleichtern ſollen.
— 275 — 1 — — nicht weniger l. nicht mehr.
— 285 — 3 v. u. ſt. verkennt l. verkommt.
— 381 — 7 — — dann l. da.
— 410 — 15 v. o. Tugendeindrücke l. Jugendeindrücke.
— 410 — 19 — — dieſes l. dieſe.
— 445 — 15 — — verkennt l. verkannt.
— 454 — 3 — — warum l. worum.
— 496 — 6 v. u. weil l. wie weit.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrenberg, Friedrich, 1776-1852

Die Veredlung des Menschen nach ihren Hauptmomenten, Bedingungen und Hü
lfsmitteln für alle, denen ihre moralische Bildung wichtig ist, und
besonders für diejenigen, die dazu gesetzt sind, dieselbe bey andern zu
befördern
Bd.: 2

Leipzig 1803

H.g.hum. 48 c-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10482650-4